Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen.

ROLANDI
For. Booksr.
LONDON.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/musitalischemarc0000unse

Elise Polko, geb. Woyal

Musikalische Märchen,

Phantasien und Skizzen

von

Elise Polko.

Erste Reihe.

Mit

Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen

von

J. E. Ludel und H. Thon.

Einundzwanzigste, neu durchgesehene Auflage.

Mit Titelbild.

Leipzig,

Verlag von Joh. Ambr. Barth.

1885.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

O Tonkunst, du schlägst die zerlaufenden Wellen des Meeres der Ewigkeit an das Herz der dunklen Menschen, die am Ufer stehn und sich hinüber sehnen! Bist Du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem?

Jean Paul.

Inhalt.

	Seite
Die singenden Blumen	1
Ein' feste Burg ist unser Gott (Joh. Seb. Bach)	6
Iphigenia in Aulis (Gluck)	27
Bekannte Namen (F. Benda)	45
Violetta (Mozart)	59
Ein Sommernachtstraum (Felix Mendelssohn	73
Eine Prophezeihung (Friedr. Schneider)	82
Weihnachten im Walde	96
Stabat mater dolorosa (Pergolesi)	192
Blumen und Vögleins Freud' und Leid	112
Ludwig van Beethoven	124
Des Meisters Grab (Franz Schubert)	134
Die Erfindung der Harmonica (B. Franklin)	145
Die Katzenfuge	164
Schneeglöcklein (C. M. v. Weber)	174
Die Spielgefährten (Paganini)	183
Nur ein stilles Künstlerleben (J. K. Zumsteg)	193
Eine Begegnung (Gretry)	211
Das Kloster der heil. Lucia (Catalani)	228

Seite

Maria (Malibran-Garcia) 239
Die Sirenen 248
Die Memnonssäule 254
Die Engelsstimme (Händel) 261
Eine Amati (Fr. J. Anderle) 281
Versunkene Sterne 305
Eine erste Liebe (Jos. Haydn) 311
Rue Chabannais Nr. 6 (Manuel Garcia) 330
Eine Melodie (Adr. Boieldieu) 342
Der Tod der ersten Nachtigall 361
Eine Sylvesternacht (A. Lortzing) 367
Domenico Cimarosa 381
Schmetterlings Nebenbuhler 405
Die letzte Rose (Jean Paul) 413
Eine Leonore (Beethoven) 424
Zwei Brüder 440
Ein Vergessener (J. Berger) 461
Schön-Aennchen (Simon Dach) 477

Musikalische Märchen,

Phantasien und Skizzen.

Erste Reihe.

Die singenden Blumen.

In der herrlichen Frühlingszeit, wo alles jauchzet, glüht, tönt und lebt, gehen wir oft sinnend an jenen stillen Blumen vorüber, denen der liebe Gott nichts gab als ein herziges Auge, um es aufzuschlagen, aber keinen Duft, diese zarte Sprache der Blumen. Unser armer schwacher Menschenverstand will vielleicht gar ein wenig zürnen deshalb mit dem weisen Schöpfer, und klagt über das trübe Leben dieser reizenden, ewig schweigenden Geschöpfe seiner Hand. Sonderbar ist es jedoch, daß die betrauerten Blümchen durchaus nicht betrübt aussehen, so mitleidig auch das Menschenauge herabblickt; sie lächeln sogar, und zwar so geheimnißvoll und verstohlen, daß dem Menschenkinde das

Herz sich wunderbar regt. Es ist aber auch ein süßes Geheimniß in solchem Blumenleben, und wenn ihr mir recht still zuhört, will ich es euch verrathen.

Es war in einer lauen Sommernacht, als ein junger bleicher Mann am Grabe seiner Liebsten kniete. Der Winter hatte ihm die Braut genommen und seines Lebens Blüthe auf ewig gebrochen, der Frühling ihn an das Krankenlager gefesselt, und so sah er, im milden Vollmondscheine dieser Sommernacht, die Ruhestätte der geliebtesten Hülle zum ersten Male. Der liebe Gott erkannte den tiefen, heiligen Schmerz eines treuen Herzens, und hatte an den zahllosen Fenstern seines prächtigen Hauses blendend helle Lichtchen angezündet, die das Grab mit sanftem Schimmer übergossen, damit die Engelein die Thränen zählen könnten, die aus den traurigsten Augen der Erde auf den Hügel fielen, und ein Engel vor allen: die gestorbene Liebste.

Alle Blumen des Grabes waren erhellt, jedes Blümchen leuchtete. Der Schlummernden zu Füßen stand ein alter Tulpenbaum regungslos im Mondenschein; ihr zu Häupten blühte ein dichter Strauß weißer Veilchen, so schuldlos wie das Wesen, das unter ihnen schlief; die zarte kleine Zaunlilie nickte, Alpenröslein lächelten bedeutsam, blaue Glockenblumen neigten sich, und volle Kränze reizender Erikas umzogen und bedeckten den Hügel. Der trauernde Jüngling legte mit zitternder Hand die Lieblingsblume seines

todten Liebchens, eine weiße Camellia, auf das Grab. Bei dieser Gabe, die zum ersten Male empfangen wurde ohne Dankesgruß, ohne Liebesblick, brach sein krankes Herz, und mit einem wilden Schmerzensschrei sank er auf den Hügel.

Da bat ein schöner, lichter Engel den gütigen Vater: „Sende, o sende ihm, Du Allerbarmer, in seinem herben Leide den sanften Schlummerengel!“ Und Gott gewährte die schüchterne Bitte, und der Engel des Schlafs — Ihr kennt ihn ja, mit den lieberfüllten Augen und hellen Locken, geschmückt mit dem Mohnblumenkranze — berührte die Stirn des Verzweifelnden. Selig verträumte er nun eine schwere Lebensstunde. — „Eine Stunde nur?“ — fragt Ihr. Ach! Ihr Glücklichen, die ihr so fragen könnt, wißt nicht, daß eine Stunde für ein beraubtes, schmerzzerrissenes Herz zur Ewigkeit werden kann! — Die Thurmuhr schlug Mitternacht. Kaum aber war der letzte Schlag verhallt, so tönte es wunderbar herüber vom alten Tulpenbaum mit seinen Blüthen. Es waren tiefe, weiche Klänge, ähnlich denen, welche die Menschenhand dem Violoncello entlockt. Süß und innig schmiegte sich der Chor der weißen Veilchen diesem Singen an, und die feinen durchdringenden Stimmen klangen wie köstlich reine Violinen; wie silbernes Glockenspiel tönten die blauen Glöckchen, wie Flöten-, Viola- und Harfengesäusel die kleinen Lilien, Erikas und Alpenröslein.

Wundersame harmonische Accorde erfüllten die Luft, der Schläfer erwachte und lauschte athemlos. Da zuckten und bebten plötzlich die Blätter der weißen Camellia; die stolze Blume erzitterte und begann zu tönen und zu singen, aber mit einer Stimme, wie man sie sonst wohl auf Erden nimmer hört. Immer voller und entzückender wurden die Klänge: es tönte von nah und fern. Wonnevolle, zauberische Harmonien zogen und schwebten hin und her; kleine unscheinbare Blümchen, die wohl kaum ein Menschenauge erblickt am hellen Tage, richteten sich empor und stimmten in die Himmelsmusik ein; jedes Blättchen regte sich. Da fühlte der Trauernde den schweren Erdenkörper nicht mehr; diese Töne entrückten ihn allem Leide; es war ihm, als ob eine Stimme, ach! eine nur allzugeliebte Stimme leise zu ihm spräche: „Sei glücklich! Du hast vernommen, was nur Todgeweihte vernehmen; sei ruhig, sei selig; Du darfst eingehen in Deinen Himmel!“ Da klang ein Accord, der ihm das Herz erbeben machte; — plötzlich war es todtenstill. Des Jünglings Haupt sank auf die welke, jetzt schweigende Camellia; er hörte nicht mehr den dumpfen Schlag der ersten Stunde des neuen Tages vom Kirchthurme herab; er war in seinem Himmel, bei der Liebsten droben, in ewiger entzückender Vereinigung.

Das ist das zauberische Geheimniß der duftlosen Blumen: sie dürfen singen jede Nacht, eine jede mit

einer anderen Stimme, und alle Engel lauschen ihren Tönen.

Ach! und was ist die süßeste irdische Musik gegen solche Sphärenklänge? Allein nur müden, traurigen Menschen, die der liebe Gott von seiner Erde rufen will, vergönnt er zuweilen solche Harmonien zu vernehmen, und wer eine Blume singen hört, mag sich getrost zur Wallfahrt in das Jenseits bereiten.

Der große Künstler muß in der Stunde, wo er seine Mosisdecke aufhebt, und auf seinem Berge die ewigen Gesetze der Kunst empfängt, sein tieferes Leben und Genießen und Leiden vergessen, und indem er gen Himmel steigt, muß unter ihm die Erde mit ihren kleinen Reichen zusammenkriechen und unter der letzten Wolke verschwinden.

Jean Paul.

Ein Herbstabend voll Winterahnung war einem trüben, kühlen Octobertage gefolgt; Nebelgestalten huschten über die Felder, ein eisiger Wind stand auf und riß erbarmungslos die schönsten bunten Blätter, die mit matten Kräften sich noch an die geliebten Bäume anklammerten,

herab und streute sie unter die eilenden Füße der Wandernden. Auf der ganzen Natur lag eine beklemmende Bangigkeit oder eine dumpfe Trauer; — es war, als töne die Stimme des Winters aus weiter Ferne herüber und erzähle, boshaft flüsternd, von kommenden schaurigen Tagen, langen dunklen Nächten, von Eisblumen und Schneeflocken. In der Stadt aber, die da mitten in einer großen Ebene fast knaularig zusammengedrängt lag, sah es heiterer aus als draußen; die Menschenkinder hatten sich, des Herbstes spottend, in ihre warmen Häuser und Hütten zurückgezogen; aus allen Fernsten brach freundlicher Lichtschein, ein Zeichen traulicher Behaglichkeit. Es war etwa um das Jahr 1732 und die Stadt, von der ich eben rede, nannte man Leipzig. Sie war, umgeben von tiefen Gräben, hohen Wällen und stattlichen Linden, recht geschützt und trotzig anzuschauen. Die Häuser waren fast alle schmal und hoch, mit seltsam spitzen, engen, vorspringenden Erkern, auch konnte man hie und da kleine Thürmlein auf den Dächern sehen; Kirchthurmspitzen zeigten sich hingegen spärlich. In der Cantorwohnung der ehrwürdigen Thomasschule, nahe bei der stattlichen Kirche Leipzigs, flackerte aber das Lichtlein an besagtem Octobertage ganz besonders hell; viele frohe Menschen- und Kinderstimmen ertönten da; es war dort eine gar einträchtige Familie versammelt.

An dem schweren eichenen Tische, der mitten in der

engen, mit großen dunklen Schränken und wunderbar gestalteten Stühlen geschmückten Stube stand, saß ein Mann in stattlicher, aber etwas rauher Lockenperrücke und schlichtem schwarzen Anzuge. Sein Angesicht war voll und blühend; eine ernste Freundlichkeit umspielte die Winkel des festen Mundes; wunderschön und durchsichtig war die Stirn, und der Blick der feurigen, schwarzen Augen hatte eine ganz unbeschreibliche Gewalt, eine Macht, deren Einflusse sich nicht leicht eine Menschenseele zu entziehen vermochte. Man mußte immer und immer wieder in diese Zauberaugen hineinschauen; es war, als sollte man dann ganz überirdisch schöne Dinge erfahren, als sollte man dann gut werden, oder Flügel bekommen; und das Herz hob sich in der Brust, als zögen es diese dunklen Augen gewaltsam zu sich, von denen man glauben mußte, daß sie, um nicht zu blenden, einen schwarzen Schleier über das unergründliche Lichtmeer geworfen hätten, das in ihnen wogte und wallte.

Es war dieser Mann, von dem wir reden, der Herr Cantor Johann Sebastian Bach, wohlberühmt in der ganzen Stadt wegen seines gar prächtigen Orgelspiels. Die guten Leute sagten ihm aber sonst nach, daß er ein wunderlicher Kauz sei, mit dem man nicht gut fertig werden könne, und schüttelten oft über seine merkwürdig krausen Figuren und unverständlichen Phantasien auf der Orgel bedenklich die weisen Köpfe. Es konnte aber doch kein Einziger die

Kirche verlassen, wenn der Cantor eben spielte, und ein Schauer nach dem andern flog durch die Seele der Hörer, wenn die mächtigsten aller Töne aufschwollen und dahinbrausten, als sollten sie die Kirchmauern zersprengen und das schwache Häuflein der bebenden Menschenkinder unter den stürzenden Trümmern begraben.

An der rechten Seite des Cantors saß seine Frau, eine kräftige Gestalt mit klaren, guten Zügen und frommen Augen, in schneeweißer Haube und blendendem Busentuche. Sie hielt ihren jüngst geborenen Sohn, Christoph, ein derbes Kind von etwa drei Monaten, auf dem Schooße. Mehrere andere kräftige Bursche lagerten um die Mutter herum, behaglich gebratene Aepfel verspeisend und mit dem kleinsten Brüderchen spielend. Bach's ältester Sohn, Friedemann, eine große stattliche Gestalt, dem Vater ähnlich, nur ohne dessen milde Freundlichkeit, stand in der Nähe des riesigen Kachelofens und schaute gedankenvoll auf die lärmende Gruppe der jüngeren Geschwister. Zur Linken des Cantors hatte ein schlanker jugendlicher Mann Platz genommen, in feinem Anzug und dichtem schwarzen Haar, dessen sanftes, bräunliches, liebenswürdiges Gesicht eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kraftantlitze des Familienhauptes verrieth. Es war Bach's zweiter Sohn, Philipp Emanuel, zum Besuche anwesend, aus Frankfurt an der Oder gekommen nach langer beschwerlicher Reise, um die

geliebten Seinen zu überraschen. Eben hatte er seinem Vater von der neuen musikalischen Academie erzählt, die er in Frankfurt errichtet und mit Glück dirigire, hatte auch viel von dem Fleiße und den Talenten seiner Scholaren gesprochen und zog jetzt schüchtern einige Notenblätter aus der Tasche. Erröthend schob er sie dem Cantor hin mit den Worten: „Herzliebster Vater, seht zu, ob es etwas taugt!" Es war eine schöne Sonate, die der alte Bach mit freudefeuchten Augen und leiser Fingerbewegung durchflog, die Rolle dann einsteckte und freundlich sagte: „Wird wohl mit der Zeit was aus Dir werden, mein Junge! nur fleißig vorwärts mit unseres Herrgotts Hülfe! — Friedemann rührt sich auch brav, spielt gar nicht übel! — erlebe vielleicht noch viele Freude an Euch!" — Und die beiden ältesten Söhne lauschten froh und lächelnd wie Kinder auf des hochverehrten Vaters Rede, und drückten ihm dankbar die Hände.

Da vernahm man plötzlich Pferdegetrappel und gleich darauf ein heftiges Schlagen an die kleine Hausthür. Erschrocken sprangen die beiden ältesten Söhne aus dem Zimmer; die Kinder vergaßen ihr Lärmen, die Mutter erbleichte. Nur Sebastian Bach schaute klar und ruhig darein und sagte: „Wie könnt Ihr Euch so geberden? Hat doch keiner von uns ein böses Gewissen! laßt also kommen was da will!"

Nach wenigen Minuten erschien ein Postillon, erschöpft und mit Koth bespritzt; er kam direct von der churfürstlichen Residenz Dresden, verlangte den Cantor Sebastian Bach zu sprechen und überreichte ihm ein Handbillet des mächtigen Ministers, des gefürchteten Grafen Brühl. Der Cantor schob die große Oellampe näher zu sich heran, beschattete die Augen etwas mit der Hand, und las, während Philipp Emanuel dem Manne höflichst einen Stuhl bot.

„Mein lieber Cantor!

Unser gnädigster Churfürst und Herr, August von Sachsen und Polen, wünscht Euch, den vielberühmten und bekannten Orgelspieler, Sebastian Bach, in seiner Residenz zu hören. Ihr sollt Sonntag, den 24. October, in der Kirche zu Dresden spielen. Zwei Tage nach Empfang dieses Schreibens wird ein Königlicher Wagen Euch von Leipzig abholen und in die Residenz bringen, woselbst wir Euch mit großer Spannung erwarten. Bereitet Euch würdig auf die hohe Ehre vor, mein lieber Cantor.

Im Auftrage meines gnädigsten Herrn grüße ich Euch.

Gezeichnet: Graf Brühl."

Eine lange Weile stand Bach nachdenklich da; Spott und Unwille kämpften in seinen Zügen, seine Augen glitten von einem Angesichte seiner Lieben auf das andere. Bescheiden schwiegen Friedemann und Philipp.

„Herr Courier," sagte endlich der Cantor langsam aber fest, „berichtet nur kurz dem Herrn Minister, daß ich, Sebastian Bach, Cantor der Thomasschule zu Leipzig, den Befehl meines Fürsten vollziehen werde und nach Dresden kommen will."

„Ich möchte doch um ein schriftliches Document bitten!" warf der Courier hin.

„Mensch," donnerte hier Sebastian Bach und richtete sich auf in seiner ganzen Größe, „was unterfteht Er sich da zu verlangen! Hat er mich nicht verstanden? Habe ich — Sebastian Bach — Ihm nicht soeben mein Wort gegeben? Hält Er mich für einen jener wortbrüchigen Schurken, wie sie in der Hofluft gedeihen mögen und die ein elender Fetzen Papier stärker bindet, als ein vor Gottes Angesicht ausgesprochenes Manneswort?"

„Lieber Vater!" bat Philipp Emanuel besänftigend.

„Schweig, Junge, davon verstehst Du nichts!" fuhr der Vater heftig auf; und zum Courier gewendet sagte er ruhiger: „Jetzt habt Ihr Euern Bescheid: erzählt nur das alles dem Herrn Grafen wieder; mich soll's nicht kümmern!"

Der Bote war schreckensbleich einige Schritte zurückgetreten. Bach ergriff ihn beim Kragen, zog ihn zu sich und sagte freundlich: „Na, das wird Euch eine heilsame Lehre sein, nicht wahr? Merkt sie Euch, aber nicht blos so lange

Ihr in meinem Hause seid! Die Residenz ist nicht überall. Und nun Basta! Wollt Ihr unsere Abendsuppe mit verzehren helfen und einen Krug Bier dazu kosten, so soll mir das lieb und recht sein." — Der Courier jedoch nahm befangen und eilig Abschied, und der Cantor setzte sich heiter an seinen Platz.

Da drängten die Seinigen sich hastig und geängstigt um ihn her, und Frau Gertrud rief: „Ach, mein Bastian, — Du willst fort in die weite Welt, — fort nach Dresden, in die große Pracht und Herrlichkeit der Sündenstadt? — O, und die lange, lange, bitterböse Reise! — Nein, Mann, das thust Du Deinem Weibe und Deinen Kindern nicht an!" Und dabei brach sie in heiße Thränen aus und fiel ihrem Mann schluchzend um den Hals. Die Kinder, die ihre Mutter weinen sahen, fingen auch an zu jammern und hingen sich an den Rock des Vaters; die beiden Söhne besprachen laut und eifrig das gräßliche Schreiben: kurz es war ein Höllenlärm in der kleinen Stube.

Endlich besiegte die volle markige Stimme des Familienhauptes das Toben; der Cantor rief: „Frau, bringe die tollen Buben in's Kinderzimmer! Nur Friedemann und Emanuel sollen hier bleiben." Damit schüttelte er wie ein Löwe mit gewaltigem Rucke das schreiende Kindervolk von sich ab, und die Mutter brachte die kleine Heerde zur alten Wärterin.

Der Cantor maß mit großen Schritten das Zimmer,

als die Getreue mit feuchten Augen wieder an dem Tische Platz nahm. — „Mußt Dich nicht so um die große Reise grämen, Gertrude," sagte er mild zu ihr, „siehe, in vierzehn Tagen bin ich, so es Gott der Herr nicht anders beschließt, wieder in meinem alten Neste; und im Uebrigen habe ich mir vorgenommen, diese beiden" — er zeigte auf Friedemann und Emanuel — „mit in die Residenz zu nehmen. Sie sollen sich auch den bunten Tand dort einmal anschauen, und vor allen Dingen brav für ihren Vater sorgen." — Die Söhne dankten mit strahlenden Augen. — „Ja Kinder," fuhr er fort, „wir wollen einmal mit der herrlich reinen Herrgottsstimme" — so nannte er seine geliebte Orgel zuweilen — „an das Herz dieser Weltkinder schlagen, daß sie auftaumeln und angstvoll ihre Hände ausstrecken sollen, leise und heimlich bittend: Pater peccavi! Und Meister Hasse soll auch erkennen, daß es noch höhere, göttlichere Klänge giebt, als die süßen, üppigen Melodien des schönen Welschlandes!" Er sah verklärt aus, als er diese Worte sprach, und die Seinen blickten mit dem Ausdrucke unbegrenzter Ehrfurcht zu ihm auf.

Bald nachher rief er aber heiter: „Nun Mutter, laß die Schreier wieder herein, und bring uns die Suppe!" — Der Tisch wurde gedeckt, ein großer Steinkrug voll schäumenden Bieres prangte vor dem Platze des Hausvaters, ein mächtiger Laib Brot wurde daneben gelegt, und nun theilte

Vater Bach, nachdem er ein kurzes Kerngebetlein gesprochen, mit liebevoller Sorge Allen aus, dem Aeltesten zuerst, Jedem sein Stücklein und Schlücklein. Mittlerweile spendete Frau Gertrude die dampfende Suppe, und alle schmausten, plauderten, scherzten.

Am anderen Tage begab sich der Cantor zum Rector, den nöthigen Urlaub einzuholen zur wichtigen Reise. Das war ein gar lästiger Schritt für ihn; denn er vermied es, soviel er konnte, mit diesem seinem Vorgesetzten zusammenzukommen.

Rector und Cantor waren durchaus keine Freunde. Ersterer klagte bitterlich über seines Untergebenen gröbliches Benehmen und störrisches Wesen, und Bach pflegte den Rector oft zornig einen gottverlassenen, verdorrten Pedanten zu schelten. Es war aber in der That auch kein frisches Zweiglein an diesem Rectorbaume, geschweige denn ein grünes Blättlein zu entdecken; winterlich von außen und innen war der ganze Mann. Vertrocknet und zusammengeschrumpft, wie sein Körper, war auch seine Seele, verkommen und untergesunken in dem dicken Staube modriger Büchergelehrsamkeit. Er konnte sich über keine bunte Blume freuen: er zählte ihre Staubfäden, untersuchte ihren Kelch und schleuderte sie dann von sich; den fröhlichen Vöglein und anderen Thieren schenkte er nur Aufmerksamkeit, wenn er

Vergiftungsversuche mit ihnen anzustellen pflegte, die zu seinen größten Erheiterungen gehörten. Die Menschen waren ihm alle gleichgültig; er liebte keine Seele. Das Orgelspiel seines widerspenstigen Cantors nannte er teufelmäßig; er entzog sich dessen Einflusse, und besuchte deshalb niemals den Frühgottesdienst; ja er hatte sogar ausgesprengt, daß der leibhaftige Gottseibeiuns dem Bach bei seinen Uebungen die Bälge zu treten sich verpflichtet habe. So oft er nun konnte, legte er diesem Cantor etwas in den Weg, und freute sich wahrhaft koboldartig an dem oftmals heftig ausbrechenden Zorne dieser Gigantennatur. Gern hätte er ihn gestürzt, aber solchen Fels zum Wanken zu bringen, bedurfte es wohl anderer Kräfte, und er stand ja mit seinem Haß allein; denn Lehrer und Schüler blickten mit stummer Liebe und Bewunderung den mächtigen Beherrscher der brausenden Orgel an.

Als nun Johann Sebastian Bach aufgeregt in das Studirzimmer des Schultyrannen trat — denn er hatte eben eine Chorprobe mit den Schülern abgehalten, war ein wenig ungeduldig dort geworden, und seine Perrücke befand sich, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, in einem desolaten Zustande —, richtete sich der Rector gar hoch im ledernen Polsterstuhle auf, fixirte mit seinen grauen Aeuglein den Kommenden, und fragte gravitätisch: „Nun, was bringen der Herr Cantor für Beschwer?“

„Nichts Beschwer, Herr Rector!“ entgegnete Bach, „ich wollte nur vermelden, daß ich morgen eine große Reise antreten muß, auf Befehl unseres Churfürsten, und da werdet Ihr mir wohl vierzehn Tage Urlaub geben.“

„Was höre ich da?“ sagte der Rector halb athemlos vor Ueberraschung und Aerger, „große Reise? — müssen? — Churfürst? — und ich sollte nicht davon benachrichtigt worden sein? Geht, Herr Cantor, das ist wieder ein schalkhaftes Plänchen Eures genialen Künstlerhauptes! Wie sollte Churfürst August“ —

„Ich werde in Dresden die Orgel spielen,“ unterbrach der Cantor ruhig den Redner, „der Churfürst hat es so bestimmt.“

„Das klingt mir in der That etwas räthselhaft und unglaublich!“ lächelte der Rector höhnisch; „die Reise scheint mir doch nicht an einen bestimmten Termin gebunden zu sein; also kann ich Euch auch desto unumwundener erklären, daß ich den Herrn Cantor in den nächsten vier Wochen nicht entbehren kann. Später will ich Euren Wünschen kein Hinderniß in den Weg legen.“

Das klare Angesicht Bach's zeigte während dieser hämischen Rede keine Spur von Zorn oder Aufwallung; die wunderbaren Augen blickten nur unverwandt den zwerghaften Gegner an, und ein unbeschreiblich mitleidiges Lächeln umspielte seinen Mund. Endlich sagte er fest und laut:

„Herr Rector, gebt mir gefälligst bestimmte Antwort! Wollt Ihr mir vierzehn Tage Ferien schenken?"

„Nein — nein — und nun zum letzten Male nein!" rief der Gereizte heftig.

„Nun gut; dann wollte ich Euch nur melden, daß ich ohne Urlaub fortgehe!" schloß der Cantor, wandte sich, und verließ kräftigen Schrittes, ohne sich umzuschauen, das Zimmer seines wuthbebenden Feindes.

Noch nie hatte in der großen, schönen katholischen Kirche des prunkvollen Dresden sich eine so auserlesene Schaar vornehmer und glänzender Männer und Frauen zusammengefunden, als am Nachmittag jenes Sonntags, an welchem der Cantor Bach aus Leipzig die Orgel in der Residenzstadt zu spielen versprochen hatte. Die zahlreichen Cavaliere in ihren schimmernden Hofkleidern, die prächtigen Frauen im strahlendsten Schmucke köstlicher Stoffe und Steine oder in dem noch reizenderen frischester Jugend bildeten einen funkelnden, lebensvollen Kranz, in dessen Mitte die königliche Gestalt August's von Sachsen thronte. Die Haltung des alternden Fürsten war zwar noch ungebeugt, das Haupt hoch erhoben, die Züge aber, deren einstige Schönheit nur die feinen Linien der Nase und des Mundes, sowie die Umrisse des Kinns verriethen, erschienen eingesunken und schlaff und das Feuer der großen Augen war

erloschen. August unterhielt sich leise mit seinem Liebling Brühl, der in der eleganten Haltung eines feinen Weltmanns ihm zur Seite stand und in scheinbarer Unterwürfigkeit den Worten seines hohen Herrn zu lauschen schien. Ungezähmter Stolz lag auf dieser klugen Stirn, unersättlicher Ehrgeiz blitzte aus diesen unruhigen Augen, unermeßliche Herrschsucht zuckte um diese feinen Lippen.

„Also er wollte am gestrigen Abend durchaus nicht an den Hof, der drollige Cantor?“ flüsterte der Churfürst lächelnd. „Nun, ich will ihn heute desto mehr quälen: sobald das Concert vorüber ist, verlange ich ihn zu sehen: er soll zum Souper und Ball gezogen werden und die schönsten unserer Hoffräulein müssen ihn um einen Tanz bitten.“ — Brühl verbeugte sich schweigend. — „Wir sind aber doch alle sehr begierig auf den berühmten Organisten,“ fuhr der Fürst fort, „die Spannung zeigt sich fast auf allen Mienen, Hasse zieht erwartungsvoll die dichten Augenbrauen in die Höh', und selbst die bezaubernde Faustina schaut mit so unruhigen Blicken in der Kirche umher, als gelte es eine Nebenbuhlerin zu entdecken. Nur unser Virtuos Marchand hat sein Spottlächeln noch nicht abgelegt. Doch still! da sind ja eben drei Gestalten auf dem Chor erschienen! Sehen Sie wohl, Brühl! Zwei ganz jugendliche Männer nehmen bescheiden an der Seite Platz; das sind ja liebe, unschuldsvolle Gesichter!“

„Es sind die beiden ältesten Söhne des Cantors, Majestät!“ entgegnete Brühl.

Da schwoll ein Orgelton empor und wie ein himmlischer Dufthauch reinigte er alle Herzen von eitlen Gedanken. Tiefe Stille herrschte; eine unerklärliche Andacht durchbebte Alle, und Aller Augen blickten aufwärts. Ein herrliches Präludium wallte daher wie ein voller goldener Strom, an dessen Rande Himmelsblumen stehen, und trug die ahnende Seele auf mächtigen Wellen immer höher fluthend, in den allgewaltig daherbrausenden Choral:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Das stolze Hohelied der evangelischen Kirche schwebte vom Chore herab. Vater Bach ließ es niederschallen und begleitete jeden Ton mit einem seligen Lächeln. Er feierte ja in diesem Augenblicke in dem katholischen Gotteshause den Triumph seiner geliebten Kirche. Wie eine gekrönte Siegerin durchdrang die hehre Melodie die schönen Hallen und tönte so kraftvoll wieder, als ob zahllose unsichtbare Engelchöre freudig einstimmten in den Preisgesang. Aber der Harmonienstrom wallte unaufhaltsam weiter: der Geist Vater Bach's hob sich höher und höher; immer heiliger, immer wunderbarer wurden die erschütternden Klänge; eine riesenhafte, unerforschliche Stimme von oben tauchte hernieder in das tönende Meer. Immer stärker strömte und brauste es daher, und schlug mächtig an

jede Menschenbrust, als sollte sie zerbrechen, und wogte um jedes Menschenhaupt, als sollte es vernichtet dahinsinken. Und nun begannen die Säulen der Kirche zu beben; denn es war, als ob sich die klagenden Stimmen ganzer Menschengeschlechter erhoben hätten und um Erbarmen riefen; als ob eine ganze Welt aufgestanden wäre und um Gnade flehte. Dazwischen stieg aber immer wieder, wie süßer Opferduft der Frommen, die Melodie auf:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Und dann geschah das geheimnißvolle Brausen stärker, als gebe es Antwort dem Flehen gläubiger Liebe. Endlich, endlich aber schienen die bittenden Stimmen zu ermatten; sanfter und immer leiser wurden die Klagen, verzagter das Flehen; da kam, o Wunder! das süße Vergeben. Die hohe Wölbung der Kirche zerfloß; seliges Blau und Goldströme des Lichtes quollen herein; berauschender Duft und Frühlingsodem erfüllte die weiten Hallen. Süße warme Töne tropften nieder und eine himmlische innige Stimme voll unermeßlicher Barmherzigkeit verhieß allen Sündern ewige Vergebung. Ein gläubiges Staunen zitterte nun empor in heilig reinen Klängen, ein frommes Jauchzen, und endlich stieg, übermächtig, allgewaltig, wie von Millionen seliger Menschenstimmen, durchwebt vom jubelnden Halleluja der Engel, der strahlende Siegesgesang empor:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Die Orgeltöne waren verklungen. Johann Sebastian Bach saß noch immer auf der Orgelbank mit gefalteten Händen: Himmelsverklärung lag auf seinem Angesichte. Todtenbleich vor Erregung, zitternd vor Wonne über den Sieg des verehrten Vaters standen seine beiden Söhne neben ihm. Dumpfes Murmeln drang aus der Kirche herauf. Da öffnete sich eine Seitenthür des Chors und der Churfürst erschien; hinter ihm in ehrerbietiger Entfernung ein glänzendes Gefolge. August von Sachsen näherte sich fast schüchtern dem großen Manne, der doch so demüthig vor ihm saß, und in frommen Träumen versunken sein Herannahen gar nicht bemerkte, und schien es nicht wagen zu wollen, dies betende Sinnen zu unterbrechen. Endlich legte er aber doch leise seine Hand auf die Schulter Bach's. Der Cantor fuhr auf, erhob sich, und schaute seinem Fürsten frei und lächelnd in das Antlitz. Die große Seele des Meisters, noch so erfüllt vor der Herrlichkeit seines Gottes, in dessen Himmel er eben aufgestiegen war auf den Flügeln der Orgeltöne, — wie vermochte weltliche Macht und irdischer Glanz sie in diesem Momente heiliger Begeisterung zu berühren? Selbst die Worte der Erdensprache zu finden, rostete ihm noch Mühe — „Gnädigster Herr," sagte er nach einer langen Pause leise, „die liebe Herrgottsstimme ist Euch auch in's tiefste Herz gedrungen, das sehe ich Euch an! Sagt, ist das nicht ein wunderseliges Gefühl, und

doch auch ein seltsames Bangen und Zagen? Sagt, ist es Euch nicht, als sei nun rings umher Sonnenschein geworden? Und drängt es Euch nicht, schönere, größere Welten zu schauen, als dies Staubkörnlein, das uns geboren hat? Zerfällt nicht aller Erdenglanz in Nichts vor dieser blitzenden Pracht dort oben? Möchtet Ihr Euch nicht der Gottesstimme hingeben mit Geist und Leben, damit sie Euch trage, von wannen sie kommt, in das ewige Licht?"

„Bach," — antwortete der Fürst mit bebender Stimme und trat dicht an ihn heran, — „als ich Euch spielen hörte, ist mir die Ahnung meines baldigen Todes gekommen! Der Gedanke aber trat vor meine Seele wie ein milder Genius: er hatte alle seine Schrecken verloren; ich zagte nicht bei seinem Anblicke wie sonst, wenn ich zuweilen in stillen Stunden über den dunklen Räthselschluß alles Menschenlebens nachsann. O Meister, dürfte ich Euch in meiner Todesstunde hören!"

Bach antwortete keine Silbe; er betrachtete seinen erschütterten königlichen Herrn mit Augen, die von zärtlicher Rührung und hoher Freude überflossen. Sein frommes Herz feierte in diesem Augenblicke einen größeren Triumph als sein Künstlerstolz. Ein Geräusch an der Thür entstand; ein Weib drängte sich hastig durch das Gefolge des Königs, ein Weib in vollster Lebensblüthe, eine üppig hohe Gestalt mit einem stolzen Junohaupte: es war Faustina Hasse,

die angebetete Sängerin, der gefeierte Liebling der ganzen Residenz. Mit der vollsten Leidenschaftlichkeit der Italienerin, glühend und weinend, stürzte sie auf den Cantor zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn heftig auf beide Wangen unter unaufhörlichem Schluchzen. „Gesegnet, o ewig gesegnet seist Du, blendender Lichtstrahl!“ rief sie in höchster Erregung.

Bach wußte nicht, wie ihm geschah; die Umstehenden lächelten; da trat Hasse hinzu, zog sein Weib mit sanfter Gewalt zu sich, nannte seinen Namen, und drückte mit dem Ausdruck ungeheuchelter Ehrfurcht des großen Meisters Hände. Auch der leichtfertige französische Spötter und elegante Virtuos Marchand kam herbei: kein Hohnlächeln spielte mehr um die hübschen Lippen, aber wohl schimmerten seine Augen in dem feuchten Glanze inniger Rührung. Stumm drückte er des Meisters Hand an seine Brust. Das Gefolge des Churfürsten folgte dem Beispiele des Günstlings; die reizenden Frauen des Hofes blieben nicht zurück, und bald berührten die schönsten Händchen die Wangen oder Finger des Cantors und die lieblichsten Lippen sprachen von Dank.

Aber der Meister riß sich plötzlich los mit Riesenkraft, und rief mit einer Stimme, die donnernd in den Gewölben der Kirche wiederhallte: „Genug! — Nein, solch weiches Kosen und Tändeln darf nicht der Lohn sein für heilig

ernstes Orgelspiel! Hebt Euch weg von mir, ihr lockenden Gestalten, ich will Euch nicht mehr sehen! Weiß jetzt gar wohl, daß ich in dem üppigen Dresden bin, verlangt mich aber weg von all' den schönen Blumen oder Schlangen in mein stilles, trautes Haus zu Weib und Kindern! — Gnädigster Herr," rief er bittend zum Churfürsten gewandt, der schwermüthig lachelnd auf die Scene geblickt hatte, „laßt mich gehen! Ihr seht ja, hier kann's dem alten Sebastian Bach nimmer wohl werden; in diesen Strömen versteht er nicht zu schwimmen!"

„Ich lasse Euch nicht eher," antwortete der Fürst gütig, „als bis Ihr Euch eine Gnade ausgebeten!"

„Ihr könnt mir nichts schenken, mein Churfürst!" erwiderte hierauf der Cantor freimüthig; „ich bin reicher als Ihr; ich danke euch also."

„Aber erinnert Euch doch Eurer Söhne!" fuhr August mild fort.

„Nun ja, gnädigster Herr! wenn Ihr etwas mit dem Friedemann da anfangen könnt," — hier zog er den Erröthenden zu sich, — „so sollte mir's lieb sein! Aber durchaus nicht in den nächsten zwei Jahren; da brauche ich meinen Jungen selbst noch zu nöthig; denn er ist ein wackerer Kupferstecher, und wir arbeiten jetzt an der Passionsmusik. Mein Philipp," — hier nickte er seinem zweiten Sohne zu — „ist schon vom lieben Herrgott versorgt wor-

den; dem geht es ganz leidlich. Ich danke Euch also von ganzem Herzen, mein gnädigster Churfürst!"

Der Churfürst entließ nun den hochwürdigen Meister mit den glänzendsten Versprechungen für die Zukunft Friedemann's, reichte dem Vater und den Söhnen zum Abschied die Hand und versicherte jeden seiner Gnade. Die angesehensten Cavaliere drängten sich, die Scheidenden hinunter zu geleiten, und hoben den schlichten Cantor aus Leipzig mit einer Ehrfurcht und Sorgfalt in den Wagen, als wäre er der mächtigste Beherrscher der Welt.

Als am andern Morgen Johann Sebastian Bach mit seinen Söhnen heiter und glücklich der lieben Heimat zurollte, als sie an den prachtvollen Riesenbauten des Zwingers vorüberfuhren und die herrliche Elbgegend von ihren frohen Augen sich entschleierte: da rief Philipp Emanuel aufgeregt: „Herzliebster Vater! Dresden ist doch wunderschön! Aber das Allerschönste ist — Faustina Hasse!"

„Schweig, Junge!" — fuhr hier der Meister auf, aber ein schalkhaftes Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, — „davon verstehst Du nichts!"

Iphigenia in Aulis.

„Ich drücke meinen vollen,
frohen Kranz
„Dem edlen Meister auf die
hohe Stirne."

Goethe's Tasso.

u Heiligenschein der hehren Tonkunst, wie gesegnet ist das Haupt, das du umziehst mit deiner leuchtenden Glorie! Ein mächtiger Talisman wehren deine Strahlen das Insectenheer alltäglicher menschlicher Schmerzen ab, und geschützt wandeln die Gestalten, die du schmückst, in deinem Lichte über den unebenen Boden unsrer Erde und durch das Dunkel ihrer Nächte: ihre Füße strau-

cheln nicht, und vor ihrem Seherauge schwinden alle Schatten.

„Eine Einsamkeit inmitten des lautesten Gewühls, inmitten des rauschendsten Lebens ist erst die rechte Einsamkeit!" — Das mochten wohl einzelne jener glänzenden Erscheinungen sich leise sagen, deren Blicke an einem lieblichen Aprilnachmittage einen ernsten, sinnenden Mann streiften, der auf einem kleinen Sessel in den knospenden Gärten des Versailler Parks Platz genommen hatte. Sein Gesicht war abgewendet von der wogenden Menge und aufwärts gerichtet; die hohe, klare Stirn trug den leuchtenden Stempel ungewöhnlicher Geistesgröße, die freien, blauen Augen schien das Sonnenlicht nicht zu blenden, und ein Zug himmlischer Begeisterung umspielte den edelsten Mund. Die Kleidung des Mannes war einfach, ja fast nachlässig, und contrastirte schon ihrer schlichten grauen Farbe wegen auffallend genug mit den reichgestickten Trachten der damaligen Herren des französischen Hofes; denn man schrieb eben das Jahr 1774 und Ludwig XVI. beherrschte das schöne Frankreich.

Die zahllosen Spaziergänger, die wie schwärmende Bienen hin und her flogen, kamen und gingen, sich niederließen, plauderten, coquettirten und lachten, achteten gar bald nicht mehr auf den seltsam unbeweglichen Fremden; die geputzten Veilchenverkäuferinnen, die wie Mücken jede

Menschengestalt überfielen, waren müde geworden, sich an den scheinbar Versteinerten zu drängen und gönnten ihm keinen Blick, kein Lächeln mehr. — Allmählich verlor sich das Menschengewühl, es wurde stiller in den Gärten, auch die lärmenden Kinderstimmen verstummten nach und nach, matter wurden die Sonnenstrahlen, dunkler das Himmelsblau, die frühlingsberauschten Vögelein suchten ihre Nester und endlich war es ganz still geworden rings umher. Da erhob sich auch langsam jener einsame Mann von seinem Platze und schien sich auf den Heimweg begeben zu wollen: allein, sinnend den Blick in die Höhe geschlagen, verfehlte er den Weg zur Ausgangspforte und gerieth immer tiefer in das Innere des Parkes. Dort war es aber ganz zauberisch und heimlich; der holde Frühling selbst schien sich in diese dichten Gänge, Lauben und Gebüsche versteckt zu haben: überall blühte und duftete es, Fontainen erzählten plätschernd ihre reizenden Wassermärchen und weiße marmorne Göttergestalten blickten verstohlen durch das junge Grün.

Der Wanderer blieb stehen und lächelte träumerisch; allein nicht die Pracht des Wundergartens hatte dies aufstrahlende Lächeln auf seine Lippen gelockt; es entstieg wohl der tiefsten Seele des Stillen: süße Gedanken schienen ihn zu bewegen. Er erhob bald die Hände, bald ließ er sie rasch niederfallen; dabei ging er hastig auf und ab

und summte erst leise, dann immer lauter eine Melodie vor sich hin: es war eine sanfte, bedeutungsvolle Klage. Hierauf verfinsterte sich sein ausdrucksvolles Gesicht, es zog auf der breiten Stirn daher wie ein Gewitter, zuckende Blitze schleuderten die Augen, und mit voller, weithin tönender Stimme sang er folgendes Recitativ:

„Geh' hin und such' den Tod durch Vaters Hand! zu dem grausen Altar soll folgen dir mein Fuß! ich lähme dort den Arm, der dich bedroht."

Dann ballten sich seine Hände, die stolze Gestalt richtete sich in ihrer ganzen Größe auf, heftig erhob er die Arme und sang mit erschütternder Leidenschaft, mit wahrhaft erhabenem Zorn:

„Er ist bald meines Zornes Raub!
Ich werde das Schwert auf ihn zücken:
Den Altar, den frevelnd sie schmücken,
Wirft mein drohender Arm in den Staub!"

Da stürzten urplötzlich zwei stattliche Schweizersoldaten wie ein wüthendes Tigerpaar aus dem Gebüsche, ergriffen den Erregten bei den Schultern und schleuderten ihm eine Fluth französischer und deutscher Schimpfworte entgegen. — „Böswicht!" — schrie der eine in gebrochenem Deutsch, — „Du hebst die Hand auf gegen das Schloß Ludwigs? Du willst den König mit einem Schwerte

tödten? willst auch die heilige Kirche vernichten und zerbrechen den Altar des Herrn?" — „Und hier," schnaubte hitzig der andere, „zertritt der Frevler die Blumenbeete des königlichen geheimen Parks, zertritt alle Veilchen und auch les jolies marguerites. Fort, fort in's Gefängniß!"

Der Ueberfallene war einige Augenblicke völlig fassungslos: er starrte seine Angreifer lautlos an mit dem Ausdruck des ungemessensten Staunens, warf einen langen Blick der Verwunderung auf die Zerstörung, die seine Füße angerichtet; endlich breitete sich ein feines Spottlächeln über seine Züge. „Nun wohl!" sagte er ruhig zu seinen riesenhaften Gegnern, deren Augen argwöhnisch jeder seiner Bewegungen folgten, — „schleppt mich fort, wohin Ihr wollt! vorher aber verlange ich vor das Angesicht Eurer Königin geführt zu werden; ihr gegenüber will ich mich rechtfertigen." — Die Soldaten machten sich verstohlene Zeichen, die deutlich kund thaten, daß sie an dem Verstande ihres Gefangenen bedeutend zweifelten, nickten ihm aber gewährend zu und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

Im Schloßhofe angelangt, brauste eben ein reichvergoldeter Wagen heran, bespannt mit vier weißen, muthigen Rossen, deren Häupter köstliche blaue Federbüsche zierten, und hielt vor dem Portal des Schlosses. Der

Schlag sprang auf, dienstfertige Arme und Hände empfingen eine leichte Frauengestalt, die sich graziös aus dem anmuthigen, mit edlen Steinen und blauem Sammet geschmückten Feensitze schwang. Ein schwarzes Sammethütchen mit wallenden Federn schwebte auf der Spitze des zierlichsten gepuderten Köpfchens, rosenfarbner Atlas und Spitzen umhüllten den schönen Körper. Die strahlende Erscheinung war Maria Antoinette, Königin von Frankreich. Indem sich die dicke Gefährtin der Herrscherin mühsam aus dem Wagen wälzte, bemerkte die lebhafte Königin, neugierig umherschauend, jenen räthselhaften Gefangenen, den eben die Fäuste der Schweizer fester packten.

„Was geschieht dort?" rief sie hastig in deutscher Sprache und zögerte auf der Schwelle des Portals. Bei dem Klange dieser Stimme hob der Bedrängte sein stolzes Haupt höher und lächelte freudig; ein schwacher Schrei entfloh den rosigen Lippen der Fürstin. „O Meister Gluck!" rief sie entzückt und streckte ihre Hand aus, „lieber, lieber Gluck, wer wagt es hier, in meinem Reiche, den freien Genius fesseln zu wollen?"

Gluck's Augen leuchteten; ein Wink der Herrscherin entfernte die bestürzten Schweizer.

„Kommt, Meister, folgt mir!" fuhr die Königin heiter fort, „Ihr sollt mir nicht entschlüpfen! Jetzt werde

ich Euer Gefangenwärter sein. Erzählt mir eilig, was Euch in solch verdächtiger Begleitung an die Thore unseres Schlosses geführt und verweilt ein Stündchen in den Gemächern Eurer ehemaligen Schülerin.“ — So sprechend flog sie die teppichbelegten Treppenstufen so mädchenhaft rasch hinan, daß Gluck ihr kaum zu folgen vermochte. Die lästige Dienerschaar blieb auf ein leises Wort staunend zurück. Maria Antoinette durchschritt flüchtigen Fußes mit ihrem stummen Begleiter mehrere goldschimmernde, blendende Prunkgemächer, öffnete dann eine Tapetenthür, und beide traten in ein kleines, einfach reizendes Zimmer mit wunderschöner Aussicht in die frühlingsfrischen Gärten.

„Fürstin!“ rief Gluck sichtlich überrascht, „dies ist ja das traute Gemach unserer geliebten Erzherzogin Maria aus dem kaiserlichen Schlosse zu Wien! Welch anmuthiges Wunder!“

„Erkennt Ihr es wohl?“ entgegnete die Königin bewegt und schob dem Meister einen weichen Sessel hin. — „Kommt, setzt Euch zu mir!“ fuhr sie mit bezaubernder Grazie und Herzlichkeit fort, „wir wollen deutsch sprechen und von unserem lieben Wien plaudern; nicht wahr, Gluck? Jetzt bin ich, so lange Ihr hier seid, nur die fröhliche sorglose, glückliche Prinzessin Maria, der Liebling der herrlichen Kaiserin Mutter, und die ungeschickte Schülerin des großen Meisters Gluck!“

Während dieser Rede hatte sie ihr rothes Mäntelchen und den Federhut abgeworfen und stand nun in blaßgrünem Seidenkleide, Orangenblüthen und Rosen vor der Brust, gar wundervoll vor ihrem ehemaligen Lehrer. Dann warf sie sich in die Polster eines tiefen Sessels, legte die feinen Füße behaglich auf ein rothsammtnes Kissen und fuhr fort: „Ach Gluck! wie sehr habe ich mich im Stillen gesehnt, mit Euch recht zwanglos von vergangenen Zeiten zu plaudern, seit mir die Kunde Eurer Ankunft in Paris geworden! Aber die leidigen Hoffeste ließen mich durchaus nicht zur Erfüllung meines Herzenswunsches gelangen. Ich sah Euch seit jener steifen Audienzstunde, wo Ihr Euch dem Könige vorstellen ließet und mir Briefe brachtet von Wien, gar nicht wieder. Damals hätte ich Euch fast nicht erkannt in Eurem Hofkleide, aber ich mußte heimlich lachen, als ich Euren stolzen Gruß sah, der so schlecht zu Eurer Tracht paßte; an dieser unmerklichen Bewegung des Hauptes, die alle unsere Hofleute außer sich brachte, erkannte ich unsern Gluck wieder. Jetzt gefallt Ihr mir aber doch viel besser; in diesem schlichten Grau finde ich das Bild meines gestrengen Lehrers wieder.“

„Gnädigste Erzherzogin,“ antwortete der Meister zerstreut, „es waren doch liebe Stunden, die ich in dem traulichen blauen Prinzessinzimmer des Kaiserschlosses zu Wien

verlebte, und Maria Antoinette war eine gar achtsame, gelehrige Schülerin, wißbegierig und unermüdlich wie wenige Frauen."

„Nicht immer, Gluck, nicht immer!" fiel hier die Königin kopfschüttelnd ein; erinnert Euch doch nur, wie böse Ihr zuweilen waret, wenn ich schlecht spielte, weil mir ein Hofball im Sinne lag oder eine brillante Schlittenfahrt. Und habt Ihr denn vergessen, wie oft mir die Bach'schen Fugen nicht schmeckten? Wie gut weiß ich noch, daß Ihr mich nicht selten hastig wegdrängtet vom Piano mit den Worten: Erzherzogin, solch Klimpern ist fürwahr nicht zum Aushalten! Und dann nahmt Ihr meinen Platz ein und donnertet die Fugen herunter, daß mir Hören und Sehen dabei verging, und ich mich in unwillkürlicher Scheu in den fernsten Winkel des Zimmers zurückzog. O! und dann spieltet Ihr immer weiter und immer herrlicher und ich vernahm Melodien, wie ich sie nie gehört und fürchtete mich fast, bis sich leise, leise die Thür öffnete und die Kaiserin hereintrat, um zu lauschen; und nach und nach mehrten sich die stummen Hörer und füllten Gemach, Nebenzimmer und Gänge. Ihr aber gewahrtet nichts von alledem, sondern flogt weiter und immer höher mit Euren Tonschwingen, bis denn endlich unvorsichtiger Weise einer der drängenden Lauscher irgend einen klirrenden Gegenstand umstürzte oder die gepreßte, dicke Oberhof-

meisterin ihren Krampfhusten bekam: dann stocktet Ihr plötzlich, wie von einem jähen Schmerze getroffen, und standet hastig auf mit den Worten: Das war brav gespielt, Erzherzogin! — Zuweilen wart Ihr aber so sonderbar, daß ich keine Silbe zu reden wagte; dann konnte Marie Antoinette spielen wie sie eben Lust hatte; Meister Gluck hörte nichts, zürnte keinem falschen Accorde, keiner ungelösten Dissonanz, keinem schleppenden Allegro, keinem rasenden Andante; starr blickten die Augen meines Lehrers in die Höhe, bald murmelte er einige undeutliche Worte, bald spielten seine Hände in krampfhafter Hast auf dem Deckel des Piano's, bis er nach solchem seltsamen Sinnen aufsprang, mit selig verklärtem Lächeln umher schaute und leise flüsterte: Ha! endlich, endlich bist du mein, heilige Melodie! Und hierauf wandtet Ihr Euch zu mir, als ob keine Unterbrechung stattgefunden, und sagtet: Weiter, weiter, Erzherzogin!"

Gluck blickte seine ehemalige Schülerin väterlich wohlwollend an, und seine Stirn erheiterte sich an dem lebhaft frohen, glücklichen Ausdruck ihres lieblichen Gesichts. — „Wir sind unverändert geblieben, Majestät!" sagte er endlich träumerisch, „Ihr die sorglose, kindlich fröhliche, gnädige Prinzessin, ich der launische, wunderliche zerstreute Gluck."

Das Gespräch wendete sich auf Glucks neueste Thätigkeit und endlich fragte die Königin auch nach seiner letzten Oper. „Nicht war, sie heißt Iphigenia in Aulis?“ setzte sie hinzu. „Wird das Werk bald aufgeführt? haben die Proben schon begonnen?“

„Ach Majestät,“ erwiderte der Meister, „die erste Probe hielt ich ja heute in den königlichen Gärten. Habt Ihr vergessen, daß ich Euch noch Rechenschaft schuldig bin für die Begleitung, in der ich vor Euren Augen erschien? Ich hatte eben das Recitativ und die ersten zehn Takte der großen Zornarie meines Achill mit den passenden Gesten in die Lüfte geschleudert, als mich die braven Schützer des Königs und seines Parkes ergriffen. Die ehrlichen Schweizer glaubten, mein Achill, der von einem gezückten Schwerte schwärmte, bedrohe das Leben ihres hohen Herrn, und verwechselten sonderbarer Weise Ludwig XVI. mit dem alten Agamemnon!“

„Armer verkannter, mißhandelter Sänger!“ scherzte die Königin; „wie gut, daß ich gerade in jenem Augenblicke die mächtige Gebieterin Frankreichs war, als sie mir meinen theuren Meister davon schleppen wollten! — Aber sagt mir ernsthaft, wie wird es mit der Iphigenia gehen? wann wird sie aufgeführt? Ich gestehe Euch, daß ich kaum den Sieg meines Landsmanns und Lehrers über das Heer der Piccini, Sacchini und Lulli erwarten kann!“

„Ich träume noch von keinem Siege," entgegnete Gluck schwermüthig; „von einer fest bestimmten Aufführung ist ja noch keine Rede; ich kämpfe einstweilen noch rüstig und unablässig gegen die geheime aber starke Macht der Intrigue und hinterlistigen Bosheit, die alle Proben hintertreibt, die öffentliche Meinung schon im voraus irre leitet und mir zahllose Dolchstiche versetzt. Aber ich lasse nicht nach, ich ruhe nicht; mein Werk verdient, daß ich ihm alle meine Kräfte weihe, um ihm die Bahn zu den Herzen der Menschen zu ebnen. Sollte ich zu Grunde gehen in diesen Kämpfen, nun, so geschieht es ohne einen Seufzer, ohne eine Thräne! Ich hinterlasse eine leuchtende Spur meines Daseins, ich habe nicht umsonst gelebt! — Ja, Königin!" fuhr der edle Meister mit erhobener Stimme und steigender Begeisterung fort, „es ist ein gutes Werk, dies jüngstgeborne Kind meines Geistes, diese Frucht hochheiliger Weihestunden! Ich habe in diesem Werke die edelsten Regungen meiner Seele niedergelegt, die reinsten Gefühle meines Herzens und meine höchsten, ernstesten Gedanken. Königin! in dieser Oper enthüllt sich mein eigentliches Sein und Wesen; diese Oper wird der Nachwelt zeigen, wer ich war und was ich werden wollte. Diese Musik ist ganz Gluck! Ich habe sie nicht nur gefühlt, ich habe sie auch gedacht, sie ist mein bewußtes, unbestreitbares

Eigenthum, ein Theil von meinem Ich! — Vorüber sind die Tage und Nächte der Irrthümer und Qualen, vorüber das gewaltsame Ringen und leidenschaftliche, ruhelose Streben; das hohe Ideal meiner Seele: ungetrübte Klarheit, göttlich reine Einfachheit der Melodie, Wahrheit und Natur, dieses Ideal steht jetzt schleierlos und unendlich näher gerückt vor meinen Augen; mein seliges Ziel ist bald erreicht!"

Gluck schwieg. Wie wunderbar war der Ausdruck seiner belebten, antik geschnittenen Züge, die in eine schönere Welt zu schauen schienen! — Maria Antoinette betrachtete ihn mit staunender Ehrfurcht. Endlich rief sie begeistert: „Theurer Meister! vertraut Eurer Königin. Eure Iphigenia soll aufgeführt werden; bald, in nächster Woche, auf meinen Befehl! Ich will durch ein königliches Machtwort das Spinnengewebe des Neides vernichten. Morgen werde ich dem Intendanten der königlichen Oper meine bestimmten Wünsche aussprechen. Ihr sollt hinfort nicht mehr kämpfen und streiten: Ihr sollt siegen, und ich selbst will den Sieger krönen."

Gluck schaute freundlich, doch ungläubig in das Angesicht der erregten Sprecherin, deren lebhafte Verheißungen vielleicht ein einziges strahlendes Fest wieder in Vergessenheit zurücksinken ließ; er begegnete aber einer so

ernsten Festigkeit, einer so freudigen Sicherheit, daß er sich bewegt neigte und die Hand der reizenden Königin stumm an seine Lippen drückte.

Es war in der Mitternachtsstunde des 19. Aprils 1774, als das Opernhaus zu Paris von einem Jubel wiederhallte, wie er in diesen Räumen noch nie gehört worden war: Gluck's, des großen deutschen Componisten Iphigenia in Aulide war eben beendet. Die Zuhörer hatten jede Nummer mit steigendem Beifallsjauchzen begleitet; die herrliche, großartige Zornarie des Achill aber ließ den Enthusiasmus bis zum Aeußersten aufwallen: die Edeloffiziere griffen unwillkürlich an ihre Schwerter: die Wirkung war unerhört. Das Publikum war in einem Grade hingerissen von dem Meisterwerke, der jeder Beschreibung spottete, in einem Grade aufgeregt, den wir ewig kühlen, philisterhaften Deutschen „Wahnsinn" genannt hätten: Thränen flossen, Lächeln des höchsten Entzückens strahlte, Schluchzen wurde hörbar, Gluck's Name erschallte von tausend Lippen, zahllose Blumen flogen auf die Bühne.

Auf der rothsammtnen Brüstung der Königsloge lehnte Maria Antoinette im prachtvollsten Schmucke, mit überströmenden Augen den herrlichen Triumph ihres verehrten Lehrers feiernd. Ludwig XVI. stand erregt

neben ihr; sein sonst so bleiches Gesicht mit den guten Augen war leicht gerothet; er blickte mit lebhaftem Antheil auf die tobende, begeisterte Menge. „Gott des Himmels," sagte er plötzlich und wandte sich zur Königin, „wenn die hellen Freudenflammen dieses so leichtbewegten Volkes, diese Fiebergluth umschlüge in Wuth? Wenn die Zorneswogen dieser Masse auch so überhoch aufwallten, wie jetzt das Meer ihres Entzückens, welch ein gräßliches, unerträgliches Bild!" — Maria Antoinette wußte keine Silbe zu erwidern; verwundert schaute sie den König an, doch schauderte sie unwillkürlich zusammen und ergriff ängstlich den Arm ihres Gemahls. — „Wo nur Gluck bleibt?" flüsterte sie unruhig und kaum hörbar.

Der aber riß sich eben in den Coulissen los aus den erstickenden Umarmungen seiner Verehrer, suchte sich zu retten vor dem lobpreisenden Schwarme seiner überwundenen Feinde, drückte noch dem herbeigeeilten, tief ergriffenen, bezwungenen Widersacher Piccini herzlich die Hand, und folgte mit unsicherem Schritte, halb bewußtlos von dem Erlebten, fast zusammenbrechend unter der Gewalt seiner Empfindungen, einem harrenden Diener, der ihn in die königliche Loge beschieden. Als Gluck eintrat, neigte er sich unwillkürlich vor der Gestalt des Königs; aber der Schimmer der Kerzen blendete seine Augen:

es wogte und wallte um ihn her, es stürmte in seiner Brust und rang krampfhaft nach Athem. Da nahte sich die Königin dem Wankenden und drückte rasch, mit holdem Lächeln, einen frischen vollen Lorbeerkranz auf das gesenkte Haupt des gefeierten Tonhelden.

Da richtete sich der Meister hastig empor, irr flammten seine Augen, er fuhr wiederholt mit der schlanken Hand über seine bleiche Stirn, und warf dabei auf die Königin Blicke des furchtbarsten Entsetzens. „Allbarmherziger Gott!“ schrie er endlich gellend auf, „welch grauenhafter Anblick! Erhabene Frau, verwischt doch schnell, schnell mit Eurer weißen Hand jenen gräßlichen Streifen Blutes, der sich rund um Euren blendenden Hals zieht! Wer gab Euch solchen Schmuck! Vernichtet ihn! o eilt, eilt! mit jedem Athemzuge wächst das fürchterliche Purpurband; Euer Haupt wankt; das Band wird zum Strome! zu spät, zu spät! Himmlischer Vater!“ Mit diesem Rufe stürzte er ohnmächtig zusammen.

„Gluck sieht wohl Geister?“ flüsterte der König todtenbleich, „die gewaltige Aufregung hat ihn krank gemacht; der Sieg war zu plötzlich und glanzvoll für Seele und Körper!“ — Maria Antoinette bebte und zitterte an allen Gliedern; schluchzend und furchtsam wie ein Kind riß sie hastig das schimmernde, kostbare Rubin-

halsband ab, das sich wie ein feuchter glänzender Reif um ihren schneeigen Hals legte, schleuderte es weit von sich, empfahl den bewußtlosen Meister der Sorge ihres Arztes und ihrer Diener, und verließ eiligst, von Fieberschauern geschüttelt, am Arme des Königs die Loge.

Du ahntest wohl nicht, großer strahlender Orpheus der neuen Welt, daß dein Seherauge in jenem Momente höchster Erregung den Schleier der Zukunft lüftete, als dein Mund diese Schauerworte sprach? daß dein mächtiger Geist in jenem übermenschlichen Zustande Raum und Zeit überflog und prophetisch voraussagte, was einst kommen würde oder kommen mußte?

Die unverwelklichen Lorbeerbäume deines Ruhmes verschlangen schon längst ihre üppigen Zweige zur dichten Laube über deinem stillen Grabe, und zwischen ihren Blättern leuchteten goldig schimmernd zahllose Knospen und die duftenden Wunderblüthen: Alceste, Orpheus, Helena, Armida, und jene beiden köstlichen Schwesterblumen an einem Stengel, deine beiden Iphigenien! Du ruhtest aus von dem Kampfe des Lebens, ruhtest aus von deinen Siegen, und die Preisgesänge der Nachwelt erreichten dein Ohr nicht mehr: Cherubim und Seraphim lauschten in einer seligen Welt den verklärten Klängen deiner reinen Leier: da kam deiner

Weissagung blutige Erfüllung. Neunzehn Jahre nach jenem Abende deines glorreichen Triumphs wurde das Purpurband am Halse deiner schönen unglücklichen Fürstin zum Strome: Maria Antoinettens Haupt sank im October des Jahres 1793 unter dem Beile der Guillotine.

Bekannte Namen.

An dem Parterrefenster eines unscheinbaren Hauses in einer der stilleren Straßen Berlins saß ein alter Herr in dem bequemsten Schlafrock von der Welt und hatte die dunklen noch recht glänzenden Augen gedankenvoll auf eine Gruppe von Maurergesellen gerichtet, die ihm gerade gegenüber mit dem Bau eines neuen Hauses sich beschäftigten. Es war ein recht heller warmer Tag im Mai des Jahres 1775 und der alte Herr hätte lieber das Fenster recht weit aufgemacht, um die köstliche herzstärkende Luft von da draußen in's Zimmer zu locken und vielleicht irgend eine blüthenbestäubte Biene oder einen Schmetterling mit. Der Bau gegenüber mit seinem Lärm und Staub mochten ihn aber stören, denn er drückte, trotz dieser stillen Wünsche, das Fenster fast

ganz zu. Vielleicht würde das offene Fenster auch noch Jemand im Zimmer gestört haben; ein junges Pärchen nämlich, das in einer Ecke neben einem alten Clavier recht angelegentlich mit einander flüsterte. Die zwei Leutchen, ein Mädchen und ein Mann, waren Verlobte: ersteres, die Tochter des erwähnten alten Herrn, hieß Juliane Benda, letzterer war ein trefflicher Geiger und Componist, der nachmals so bekannte Capellmeister Reichardt.

Juliane Benda erschien als ein rosiges lebensfrohes Mädchen von stattlicher Gestalt und köstlich brennenden Augen; Reichardt, der eben ihre Hand zärtlich in der seinen hielt, war kaum so groß, aber schlank und hatte ein feines geistvolles Gesicht. In den Herzen der beiden blühte wohl ein noch schönerer Frühling als da draußen, ein bezaubernder Sonnenschein lag auf den jungen Stirnen. Auch für sie war ja der Brautstand gewiß nur ein Beet voll Rosenknospen, die auf Entfaltung warteten, auf herrliches Erblühen unter der Sonne des Ehehimmels: eine Hoffnung, die fast immer sterben muß.

Des Mädchens Vater, Franz Benda, der älteste Sprosse dieser berühmten Künstlerfamilie, hatte eine eigenthümlich bewegte Jugend hinter sich, das sah man dem interessanten, vielfach durchfurchten Antlitz auch noch an. Böhme von Geburt, Sohn eines musikalischen

Leinewebers im Dorfe Alt-Benatka, erregte er schon früh allgemeine Aufmerksamkeit durch seine wunderschöne Discantstimme und seine Liebe für Musik. Diese Stimme verschaffte ihm in seinem zwölften Jahre einen Platz als Chorknabe in der St. Nicolaikirche zu Prag. Der lebhafte, an unumschränkte Freiheit gewöhnte Knabe wurde aber durch allerlei kleinliche Quälereien seines strengen Vorgesetzten und durch Streitigkeiten mit seinen Genossen nach kurzer Zeit so heftig gereizt, daß er die drückenden Fesseln abwarf und an einem schönen Sommertage einem Zwange entfloh, der seinem abenteuerlichen Sinne und heißen Blute unerträglich schien. Muthig und fröhlich bettelte und sang er sich durch bis nach Dresden. Hier wurde er nach einer kleinen Probe sofort unter die Capellknaben aufgenommen und erfreute sich der vollen Liebe seines Lehrers. Allein lange ertrug er diese Trennung von seinem Vaterlande nicht; er sehnte sich nach seinem schönen romantischen Böhmen, ein unüberwindliches Heimweh kam über ihn und beschattete seine Seele, wie eine dunkle Wolke die heitere Sonne. In den Kindern Böhmens steckt ein Stück Schweizernatur, nur mehr Feuer und Widerstandsfähigkeit: der Böhme siecht nicht hin am Heimweh; er kämpft gegen die seltsame Krankheit in wildem Muthe, mit verzweiflungsvoller Tapferkeit und wird nur nach hart-

näckiger Gegenwehr von dem tückischen Feinde überwunden. Fast zwei Jahre lang bezwang auch Franz Benda diese riesenhafte Sehnsucht seines Herzens, dann aber brach seine Kraft. Im Monat November, im wildesten Sturm und Schneewetter, verließ er heimlich Dresden, um nach Prag zu wandern. O welch eine Kette von Entbehrungen und kleinen Leiden war diese Reise! Benda war fast ganz ohne Geld. Halb verhungert, zerlumpt und fieberkrank lag der Knabe endlich auf dem Leiterwagen eines mitleidigen Bauern, als die zahllosen Kuppeln und Thürme der edlen und stolzen Stadt Prag vor ihm auftauchten. Bei diesem heißersehnten Anblick fühlte er aber keine Müdigkeit, keinen Hunger, keinen Frost mehr; er faltete die abgemagerten Hände um das bleierne Bildniß des heiligen Nepomuk, das er an einer Schnur um den Hals trug, und ein wilder Schrei der Seligkeit entrang sich seiner Brust. Sein erster Gang war, sobald er angekommen, zu dem Chorlehrer der Sänger der St. Nicolaikirche — er wollte wieder Chorsänger werden! Ach! er wollte ja jetzt Alles thun, sich treten und schlagen lassen, wenn er nur in dem lieben herrlichen Vaterlande bleiben durfte!

Benda's früherer Vorgesetzter war gestorben; sein Nachfolger empfing den bleichen, bettelhaften Knaben unfreundlich und ließ sich nur auf sein leidenschaftliches

Bitten zu einer Prüfung seiner Stimme bewegen. Er legte ihm mehrere sechsstimmige Messen von Palestrina vor und rief einige Chorschüler. Franz wählte die berühmte Missa papae Marcelli und schickte sich an, die Oberstimme zu singen — aber — o heilige Mutter Gottes! — welches Entsetzen! — Kein Ton kam aus seiner Kehle trotz aller Anstrengung, nur ein heißeres Krächzen: die wunderschöne Stimme war hin, verloren durch Mühseligkeiten des Lebens auf der Landstraße, durch Erkältung oder Fieber: genug, sie war hin auf ewig!

Dem Wahnsinn nahe, trieb sich der Knabe nun bettelnd in dem großen lebensvollen Prag umher, in allen Kirchen und Capellen die Mutter Maria inbrünstig anflehend, ihm das theure verlorene Gut wieder zu schenken, und immer vergebens. Da schlenderte er eines Abends, erschöpft und muthlos bis zum Tode, nicht wissend, wo er sein müdes Haupt hinlegen solle in der kommenden Nacht, hinaus in eine der Vorstädte, als der eigenthümlich kecke frische Rhythmus böhmischer Tanzweisen, von einer einzelnen Violine gespielt, an sein Ohr schlug und ihn wunderbar belebte. Einige Parterrefenster waren erleuchtet, der Knabe schaute frostbebend hinein. Ha! da gings lustig zu! Kraftvolle Männer mit wettergebräunten Gesichtern hielten üppige Frauengestalten zu lustiger Redowazka umfaßt, die Wangen

der Tänzerinnen glühten, die dunklen Augen blitzten, die vollen Lippen lachten, alles war Jubel und Leben. Der lauschende Knabe aber sah nur auf den Geiger: der saß auf einem Tische, ein alter blinder Jude mit dem schönsten Patriarchenkopfe. O wie die schlechte Geige doch so wunderbar sang, weich und stolz zugleich! Wie ein Blitz erleuchtete die Seele des Knaben der Gedanke: „dies soll deine Stimme werden, lerne singen auf der Geige!“ — Er wußte nicht wie es kam, aber in der ersten Pause, als die erschöpften Paare schwer athmend auf den harten Holzbänken ausruhten, ging er in das räucherige Zimmer und gerade auf den alten Geiger zu, legte die erstarrte Hand sanft auf die Hand des Greises und sagte mit rührender Innigkeit: „Väterchen! lehrt mich so spielen, wie ihr spielt!“ Und der Mann mit dem weißen Bart schien dies Begehren nicht wunderlich zu finden; ein träumerisches Lächeln glitt über das stille Antlitz; er reichte dem Knaben die Geige hin, die Franz Benda mit derselben Andacht küßte, wie das Bild des heiligen Nepomuk, und sagte: „hast du denn die Musik auch recht lieb?“ Da schlang der Knabe die Arme um den Hals des Juden und flüsterte: „ich kann nicht leben ohne Musik; ich habe gesungen und kann jetzt nicht mehr, meine Stimme ist todt; aber sie lebt in dem Tone Eurer Geige!“

Die Stimme zitterte ihm bei diesen Worten, der Schmerz um den Verlust seines höchsten Gutes brach wieder hervor.

„Geh' nachher mit mir in meine kleine Kammer," antwortete der Greis mild, „dort erzähle mir alles, was dein junges Herz drückt. Aber jetzt muß ich noch spielen; komm, rücke an meine Seite, bis ich fertig bin!"

Von diesem Augenblicke an entspann sich eine rührende Freundschaft zwischen einer jungen feurigen Seele und einem schönen, aber müden Herzen: der alte blinde Jude Löbel wurde der erste Lehrmeister Benda's. Franz lernte unglaublich rasch und zog dann mit seinem geliebten Lehrer, dem er eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit weihte, im Lande herum, Tänze geigend. Bald hatte er auch eine kleine Musikbande zusammengestellt, die auf den Dörfern und in den kleinen Städten eine gewisse Berühmtheit erlangte. O, das waren wilde, köstliche Zeiten voller Romantik und Freiheit, unvergeßliche Tage, Wochen und Monate im Leben Benda's. — Nach dem Tode Löbel's zerstreuten sich die Musiker, und Benda ging wieder nach Prag und studirte dort unter Konyczeck mit dem angestrengtesten Fleiße weiter; später besuchte er auch Wien, um noch mehr zu lernen und vorzüglich zu hören. In seinem zwanzigsten Jahre erhielt er eine Capellmeister-

stelle in Warschau bei der Privatcapelle eines reichen Staroſten, der ihn in Wien gehört und den eben dies Spiel in Entzücken versetzt hatte. Franz Benda's Strich war von einem wunderbaren Zauber, sein Spiel großartig und weich zugleich; er sang wahrhaft und immer in der edelsten Weise; niemand konnte diesen seelenvollen Klang ohne Rührung hören. Dabei war seine Fertigkeit eine ungewöhnliche, obgleich er es meist verschmähte, durch Bravour zu blenden. Man nennt ihn den Stifter einer eigenen Schule des Violinspiels, die man die schön singende nennen dürfte. — Nach dem Tode Graun's in Berlin erhielt Franz Benda die Capellmeisterstelle im Jahre 1771 und hier eben finden wir ihn nach dieser kleinen Abschweifung wieder.

„Kinder, musicirt doch!" rief der alte Benda vom Fenster her, „Juliane, du weißt ja, daß ich das Geplausche und Gekose in den schönen Tagesstunden gar nicht leiden kann. Könnt Euch überhaupt noch genug Zärtlichkeiten sagen, wenn ihr verheirathet seid. Du kommst mir noch aus aller Uebung vor lauter Getändel. Geschwind, Reichardt, setzen Sie sich an den alten Kasten da, und begleiten Sie dem Mädel die große Arie aus dem „Tod Jesu". Juliane hat seit drei Tagen daran studirt und wird sie wohl leidlich singen, hoffe ich!"

Reichardt schlug ohne Widerspruch eilig ein dickes

Notenbuch auf, Juliane öffnete das Clavier und hüpfte dann erst zu ihrem Vater hin, den sie zärtlich umschlang. — „Papa, hast Du denn ganz und gar vergessen, wie Du einst in deinem schönen Böhmerlande mit der Mama geplauscht?“ fragte sie so lieblich und schalkhaft, daß der alte Benda sich nicht enthalten konnte, ihr statt aller Antwort einen liebkosenden leichten Schlag auf die Wange zu geben. Als Juliane nun lachend und strahlend zu ihrem Verlobten zurückhüpfte, folgte das Vaterauge der reizenden Erscheinung mit Blicken des Stolzes und der Freude.

Reichardt leitete nun die mächtige jubelvolle Arie:

„Singt dem göttlichen Propheten.“

rauschend ein und der Capellmeister dirigirte von seinem Platze am Fenster her.

Während nun die wunderschöne volle Stimme des Mädchens sich ausbreitete, anschwoll, lerchenhaft schmetternd in die Höhe stieg, stand drüben auf dem Gesimse der untersten Fensterwölbung des neu zu bauenden Hauses einer der jungen Gesellen mit verschränkten Armen und hörte zu; Hammer und Kelle waren ihm entfallen. Indem seine Gefährten pfeifend und scherzend weiter arbeiteten, ihm auch wohl gelegentlich ein Stoß versetzten als rohe Mahnung, blieb er unbeweglich und schaute mit weit aufgerissenen Augen und zusammengepreßten Lippen,

die den Athem zurückzuhalten schienen, herüber. Er war ein junger Mensch von herkulischem Bau, der höchstens siebzehn Jahre zählte. Sein Gesicht war nicht ausgezeichnet, nur das Auge groß und klug. Der alte Benda hatte ihn schon oft bemerkt und war zuweilen sogar ärgerlich geworden über das Herüberstarren, das er anfänglich für nichts weiter als für den Ausdruck müßiger Neugier hielt. Seitdem er aber wahrgenommen, daß der junge Maurer eben nur lauschend feierte, wenn im Benda'schen Hause Musik gemacht wurde, und wiederum sehr rüstig und fleißig arbeitete, wenn es da nicht sang und klang, so fing der Capellmeister an, sich für den Gesellen zu interessiren. Er behielt ihn fortwährend im Auge und freute sich, daß der junge Mensch so entzückt aussah und horchte, wenn Reichardt auf seiner Geige beim künftigen Schwiegerpapa sich übte und Fugen spielte, deren kunstvollen Wendungen wohl ein Musiker, aber schwerlich ein anderer mit Aufmerksamkeit und Freude zu folgen vermochte.

Das lebhafteste Interesse zeigte aber doch der Maurer am Gesange Julianens: die menschliche Stimme schien für ihn den größten Reiz zu haben. Sang das Mädchen, und waren es nur Solfeggio's, so war er nicht im Stande die Hände zu regen, bis der letzte Ton verhallte, er stand unbekümmert um die Scheltworte und

Spöttereien seiner Gefährten in der Stellung, die wir vorhin beschrieben.

Die Sängerin hatte eben bei der köstlichen Stelle:

„Steig auf der Geschöpfe Leiter
Wie ein Seraph — steige weiter!"

eine wahrhaft seraphische Reinheit des Tones, eine so warme edle Schönheit des Vortrags entwickelt und mit einem so vollendeten Kirchentriller geschlossen, daß selbst Papa Benda aufsprang und „Bravo" rief. In demselben Augenblicke aber stieß auch eine kräftige Faust von außen das angelehnte Fenster auf, ein bestäubtes erhitztes junges Gesicht wurde sichtbar und eine derbe Hand, bespritzt von Kalkstaub und Mörtel, streckte sich aus. „Ach Mamsell! Das war doch zu brav!" rief eine Stimme, in deren rauhen unsichern Klang sich eine heftige Rührung versteckte. „Ich mußte Euch das sagen und die Hand dazu geben, sonst hätte es mir wahrhaftig das Herz abgedrückt!"

Juliane Benda konnte solcher ehrlichen Lobrede und den guten bittenden Augen nicht widerstehen; lachend lief sie ans Fenster und reichte ihre hübsche Hand recht herzlich hin. Reichardt machte ein etwas verwundertes Gesicht zu dieser kleinen Scene; Benda aber drängte seine Tochter weg, nahm den eben erschienenen Kopf zwischen seine beiden großen magern Hände und rief: „Junger

Mensch, das Auge eines alten Musikers täuscht sich nicht so leicht: ich sage Euch, Ihr habt nicht die rechte Zunft erwählt, Ihr gehört von Gottes- und Rechtswegen zu unserm Handwerk!"

„Glaub's selbst zuweilen!" war die Antwort.

„Nun so kommt herüber zu uns, werft die Kelle und das Schurzfell weg!"

„Das läßt sich nicht mehr thun; der Vater leidet's auch nicht!"

„Wie heißt Ihr denn?"

„Karl Friedrich Zelter."

Ganz weggeworfen hat er freilich die Kelle nie, unser Karl Friedrich Zelter; überhaupt blieb immer etwas vom Maurer in ihm und an ihm, wer wollte es leugnen? Daß er aber zur großen Zunft der Musiker übertrat und da auch gar bald Meister wurde, wissen alle, die sich nur ein wenig um diese liebe, herrliche Kunst gekümmert. Der würdige Fasch, der bekannte Stifter der Berliner Singacademie, wurde sein Lehrer, Goethe's Gedichte begeisterten ihn zu Compositionsversuchen. — Später, als er schon Dirigent der Singacademie geworden, schrieb er auch mehrstimmige Choräle, Motetten und Psalmen; aber den Preis unter allen seinen Schöpfungen errang doch jene Gattung echt heiterer

Lieder, die leider heut zu Tage fast ganz ausgestorben zu sein scheint. Wo fände man wohl unter der neuen Compositionen im komischen Genre Lieder, die sich z. B. dem Zelter'schen

„Invocavit, wir rufen laut"

oder dem

„St. Paulus war ein Medicus"

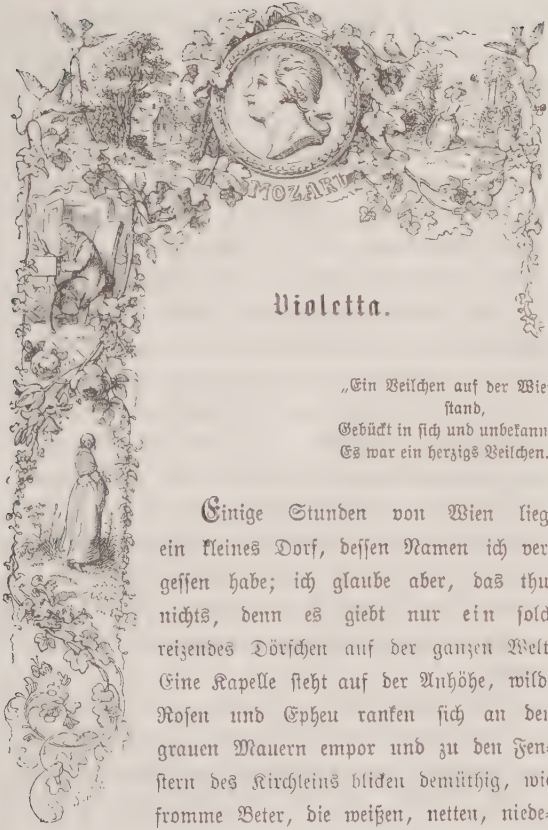
an die Seite stellen ließen? Hinter der Maske einer gewissen gelehrten Gravität lacht uns hier das beste fröhlichste Herz entgegen, und zwar ganz unwiderstehlich; die heiterste Wirkung ist unfehlbar. Zelter's ernste Compositionen scheinen mehr Producte eifrigen Studiums als Ausflüsse seines frischen eigentlichen Wesens zu sein. Das warme gute frohe Herz Zelter's war das besonders Fesselnde an ihm; wo nun dieses Herz durchschimmerte oder mitsang, war immer der Eindruck ein gewaltiger, da wurde jeder mit fortgezogen von ihm, er mochte wollen oder nicht. — Hat doch selbst Altvater Goethe dieser Natur nicht widerstanden!

Papa Benda war in der Folge nicht wenig stolz auf seinen Scharfblick; er erlebte noch den Beginn der Zelter'schen Berühmtheit. Die schöne Juliane aber, deren Stimme dem berühmten Singmeister unvergeßlich blieb, so lange er lebte, sah nur die ersten Strahlen dieses neuen Sterns; sie sank, eine herrlich entfaltete Rose,

mitten in der Blüthezeit in's Grab. — Reichardt selbst schloß sich nie recht an Zelter an.

Wohl selten hat ein deutscher Musiker im Leben wie im Tode so viel Ehre und Ruhm genossen wie unser Zelter; sein Name ist auch einer von denen, die mit goldnen Lettern in der Geschichte der Musik verzeichnet werden. Das schönste Denkmal aber, das ihm als Mensch und Künstler werden kann, findet man in einem einfachen Buche, dessen Titel lautet:

„Goethes Briefwechsel mit Karl Friedrich Zelter."



Violetta.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.“

Einige Stunden von Wien liegt ein kleines Dorf, dessen Namen ich vergessen habe; ich glaube aber, das thut nichts, denn es giebt nur ein solch reizendes Dörfchen auf der ganzen Welt. Eine Kapelle steht auf der Anhöhe, wilde Rosen und Epheu ranken sich an den grauen Mauern empor und zu den Fenstern des Kirchleins blicken demüthig, wie fromme Beter, die weißen, netten, niede-

ren Häuser aus dem dichtesten Buschwerke hervor. Das ganze Friedensplätzchen umschließen alte, hohe Linden- und Kastanienbäume.

Die Cantorwohnung im Dorfe war aber die lieblichste von allen: sie lag abseits von den anderen Häusern und gleichsam in Blumen eingehüllt. Pflegte doch der alte Cantor diese Blumen als seines Lebens höchste Freude; und mitten unter all' diesen Rosen, Veilchen, Lilien und Tulpen war die schönste Blume aufgewachsen: sein Töchterlein Violetta. Seine treue Lebensgefährtin begrub er, als sein Kind das sechste Jahr erreicht hatte; das war wohl der größte Schmerz seines Lebens gewesen, welches sonst so friedlich und still dahingeflossen wie ein Bächlein. Er hatte aber auch immer eine wunderbare mächtige Trösterin zur Seite gehabt, welche ihn mit sanfter Hand über jedes Ungemach, jede Trübsal hinweghob, welche ihn zärtlich in ihre Arme nahm, als sein treues Weib die Augen geschlossen; die Trösterin hieß „Musika" und war eigentlich die mit glühender Inbrunst geliebte, alleinige Gebieterin seines Herzens.

Einen anderen kostbaren Schatz hegte er in der Ecke seiner Wohnstube, ein altes Spinett; und hier war es, wo der Cantor mit den Geistern des großen Bach und Händel verkehrte, mit den alten italienischen Meistern

Zwiesprache hielt, und selig sich vertiefte in die Zauberreiche, welche sich vor ihm aufschlossen.

Violetta fand zwar, daß diese Gespräche nicht immer entzückend schön klangen: das Spinett rauschte und summte oft gar wunderlich dazwischen und die Finger des Vaters wollten auch zuweilen nicht recht hurtig von der Stelle; sie hütete sich aber wohl, das zu sagen und saß ganz still und freundlich mit ihrer Arbeit dabei. Wenn der Spielende dann endlich im höchsten Stadium der Begeisterung inne hielt und sie anschaute, wortlos, aber mit einem verklärten Blicke, so nickte sie ihm lächelnd zu, küßte ihn auch wohl sanft auf die Stirn. Da mußte ihr der Vater erzählen, was er von den alten Meistern wußte, und sie wollte es gar nicht glauben, daß der große Herrscher im Reiche der Töne, Sebastian Bach, eine häßliche lange Perrücke getragen, und Meister Händel so stark geschnupft habe. Sie dachte sich solche stolze Erscheinungen im Zauberreiche der Tonwelt ganz anders, hatte sich gar anmuthige helle Bilder gemalt, die der Vater dann so grausam zerstörte. Fast täglich wiederholte aber der alte Cantor dieselben Geschichten und Violetta hörte mit derselben stillen Aufmerksamkeit, Andacht möchte man fast sagen, zu, als das erste Mal, und kein Zug ihres lieblichen Gesichts zeigte eine Spur von Ermüdung. Sie hatte aber auch einen berühmten Ton-

meister gesehen, die glückliche Violetta, und das vergaß sie keinen Augenblick: die Leute nannten ihn den „Vater Haydn". Violetta's Vater nannte ihn immer „seinen König", und in der tiefsten Tiefe seines Herzens glühte eine Anbetung und Liebe, von deren Gewalt die Seele seines Kindes keine Ahnung hatte.

Als kleines Mädchen hatte sie der Vater einstmals mitgenommen nach der großen Kaiserstadt; dort hatte sie in einer mächtigen Kirche eine prachtvolle Musik aufführen hören, die man die „Jahreszeiten" nannte. Die Kinderseele wurde fast erdrückt von den gewaltigen Tonmassen, die zum ersten Male auf sie einströmten, und doch war Violetta so selig, so wunderbar ergriffen. Sie träumte vom „Frühling"; die „Sommerglut" hauchte sie an; dann tönten lustig die Jagdhörner und mahnten an den „Herbst"; und als der „Winter" gezogen kam, da schmiegte sie sich immer enger an den Vater. Der aber wußte kaum, daß sein Kind auf der Welt war; er saß neben Violetta und lauschte halb athemlos, und sein Gesicht mit den großen dunklen Augen war wie in Seligkeit getaucht; er lachte und weinte abwechselnd. Als alles vorüber, nahm er sein Kind an die Hand und drängte sich hastig, ohne eine Silbe zu sprechen, aus der Kirche. Draußen standen viele Leute, alte und junge, Männer und Frauen, und in ihrer Mitte ein ältlicher,

schmächtiger Mann mit einem Angesicht wie der Friede, und ein Paar Augen wie der Himmel. „Vater Haydn!“ tönte es rings umher. Violetta blickte auf ihn mit scheuer Ehrfurcht und überströmenden Augen; Vater Haydn aber hatte für jeden ein freundliches Wort oder einen Händedruck und lieben Blick; Lächeln, sanfte Heiterkeit und Scherz schwebten beständig auf seinen Lippen und in seinem hellen Angesicht. Da drängte sich auch Violetta's Vater in seiner schlichten schwarzen Kleidung durch den dichten Kreis und hatte die Hand Haydn's gefaßt, ehe sich dieser dessen versah, und rief mit halb erstickter Stimme: „Dank, Vater Haydn!“ Der Meister aber hatte ihm die Hand gedrückt, ihm zugenickt und gelächelt. Das alles hatte Violetta wohl gesehen; dennoch mußte sie die Erzählung dieser Begebenheit fast tagtäglich hören; war es doch der Lichtpunkt im Leben ihres Vaters. „Wenn ich meinen König noch einmal sähe,“ pflegte er zuweilen zu sagen, „so müßte ich an der Freude sterben; das glaube mir, Herzenskind! Es war mir ja, als ich die schaffende gesegnete Hand in der meinen hielt, als ob mir das Herz zerspringen müßte.“

Eines Tages, als die Linden blühten und die Rosen, und das Dörfchen das schönste Kleid angezogen hatte, geschah es, daß Violetta im Garten saß und träumte, wie sie wohl zuweilen zu thun pflegte. Der Vater saß

lesend in der Laube. Da trällerte es plötzlich lustig vom Gartenzaun her und über die dichte Hecke, gerade neben der schmucken Violetta, schaute ein frisches fröhliches Gesicht herein, das einem jungen schlanken Manne angehörte. Er schien ermüdet und trug eine kleine Mappe und einen tüchtigen Stock in der Hand; sein Haupt bedeckte ein kleines schwarzes Hütchen, dichte dunkelblonde Haare hingen ihm ziemlich wüst um den Kopf und auf seiner Schulter saß ein zahmer Staar. „Liebes reizendes Mädchen, laß mich hinein!“ bat der Fremdling, und seine blauen Augen baten noch mehr als seine Worte. Ohne jedoch eine andere Antwort abzuwarten, als Violetta's Lächeln, sprang er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke. Der alte Cantor kam eilig herbei: Violetta lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, der junge Mann aber hatte bei diesem Salto mortale seine Mappe verloren; Notenblätter und Bleistifte flogen umher; der Staar schrie: „Unglück über Unglück!“ und schwatzte eine Menge italienischer Worte bunt durcheinander.

Der kühne Springer reichte dem Cantor die Hand und sagte: „Lieber Papa, Ihr seht hier einen jungen Musikstudenten aus Wien, der den ganzen Tag herumgelaufen ist, um bei den lieben Waldvögelein Melodien zu stehlen; aber mein Unterhändler hier“ — dabei deutete er auf den Staar, der ihn mit klugen Augen

anblickte — „hat mich schmählich betrogen, meinen Brodvorrath aufgepickt, die reizendsten Sänger durch sein fades Geschwätz verscheucht; und da bitt' ich Euch denn herzlich, die unausstehlichen, ewigen Molltonleitern eines traurigen Magens in ein kräftiges Es-Dur aufzulösen."

Die lustige Rede gefiel dem alten Cantor ungemein; er nöthigte den fröhlichen Gast in die Laube und Violetta brachte frisches Brod, köstliche Milch und Butter, auch Kirschen und duftende Erdbeeren. Der junge Mann ließ sich dies alles gefallen und der Staar auch; sie aßen und tranken um die Wette, Herr und Vogel, und schwatzten auch beide um die Wette. Sagte der Fremde ein Scherzwort, so wiederholte es der Staar, und dazwischen rief er immer: „Holla! Figaro, Achtung! Figaro, Achtung!"

In einer Stunde waren die Bewohner des kleinen weißen Hauses mit ihrem Gaste so vertraut, als ob sie schon Jahre lang zusammengelebt, und der alte Cantor fing sogar schon an, etwas von dem Meister Bach zu erzählen, wobei er einen ganz aufmerksamen Zuhörer an dem jungen Musikstudenten fand. — Endlich ging dem alten Manne das Herz so recht auf in der Nähe dieses kindlich fröhlichen, einfachen Menschen, und er plauderte ihm geheimnißvoll, als ob er ihm den kostbarsten Schatz entdeckte, die Lieblingshistorie von dem Händedruck des Vaters Haydn aus. Lächelnd und still lauschte der

junge Mann seiner Rede; als der Alte geendet, erzählte er ihm aber dagegen mit feuchten Augen und leise bebender Stimme, daß Vater Haydn ihm sogar einen Kuß gegeben. Das wollte aber der Cantor durchaus nicht glauben, wenngleich der Staar wie besessen schrie: „Die Wahrheit, und wär' sie auch Verbrechen!" — Bei Mond- und Sternenschein nahmen sie Abschied; da fiel es erst dem treuherzigen Alten ein, nach dem Namen seines Gastes zu fragen.

„Ich heiße Amadeus," antwortete dieser, „und werde sehr oft wiederkommen!"

„Das thut nur!" lachte der Cantor und schüttelte ihm die Hand, „dann sollt Ihr auch meine Notensammlung sehen, eine wahre Schatzkammer, sage ich Euch!" — Violetta schenkte dem hübschen Amadeus noch einen prächtigen Rosenstrauß; er küßte sie dafür so leicht, wie ein Schmetterling eine reizende Blume küßt; der Staar aber rief: „so lebet wohl, wir wollen gehn; lebt wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn!" Und so zogen sie von dannen. Noch lange hörten die Zurückbleibenden das herzige Duett einer fröhlichen Menschen- und Vogelstimme.

Kaum waren vier Tage vergangen, da kam der heitere Musikstudent wieder über die Hecke gesprungen, diesmal aber nicht müde und erschöpft, sondern keck und risch. Violetta jubelte, als sie ihn sah; er fiel ihr ohne falle Umstände um den Hals und küßte sie auf den schö-

nen Mund; der Staar rief: „Wer ein Liebchen hat gefunden!“ Wie freute sich der alte Cantor, als er den jungen Mann wiedersah! Er zog ihn geheimnißvoll in sein kleines Stübchen, öffnete einen alten Schrank, und Amadeus betrachtete mit Staunen einen Schatz der kostbarsten Werke des Sebastian Bach, Händel, Palestrina, Pergolese und anderer mehr. Vom Vater Haydn lagen einige Messen da; jedes Werk war sauber gebunden und mit Goldschrift prangte auf dem Rücken der Name und das Geburtsjahr des Componisten. Amadeus durchblätterte mit einem recht seligen Gesichte die dicken Bände, wußte auch in allem gar wohl Bescheid, zur größten Verwunderung des Cantors, sprach über alles so wunderbar verständig und klar, und dabei leuchtete eine helle Begeisterung aus seinem lieben Gesicht. Der Alte nahm sein Käpplein ab, legte seine Hände auf die Schultern des jungen Mannes, sah ihn mit einem tiefen Blicke an und sagte: „Ihr seid eine gar liebe schöne Seele und werdet sicher selbst ein großer Meister werden, wenn Euch Gott behütet!“ und dabei schloß er ihn in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen; der Staar aber rief: „Es lebe Sarastro!“ — Dann spielte Amadeus, und das alte Spinett erbebte unter seinen kraftvollen Händen; wunderschöne Melodien wiegten die Seelen Violetta's und ihres Vaters in süße Träume. — Als es Abend ge-

worden, gingen sie in den Garten und der junge Mann lief mit Violetta um die Wette; sie warfen sich mit Blumen und Rosenblättern und tändelten, wie zwei Kinder, mit dem klugen Staar. Amadeus erzählte Violetta, wie lieb er das Vöglein habe und daß er sich nie von ihm trennen würde. Seine selige Mutter hatte es aufgezogen, ihm geschenkt, und nun war es Tag und Nacht sein Gefährte, setzte sich des Abends auf das Kopfkissen seines Herrn, zog das Köpfchen unter die Flügel und schlief bis zum nächsten Morgen.

Der Sommer verging, aber keine Woche, in welcher Amadeus nicht einmal herauskam, um mit Violetta zu singen — denn sie sang mit lieblicher, kunstloser Stimme allerlei alte Weisen — und mit dem alten Cantor über Sebastian Bach zu schwatzen und von Vater Haydn zu erzählen. Einst fragte ihn Violetta's Vater: „Sagt mir doch, was haltet Ihr von dem Mozart, der jetzt anfängt, so großes Aufsehen zu machen in der Welt durch seine Werke? Ich möchte doch gern etwas von ihm hören."

„Je nun," entgegnete der junge Mann, „ich kenne ihn sehr genau, so gut als mich selbst, und kann Euch wohl über ihn die beste Auskunft geben: Mozart ist ein sehr lustiger, sorgloser Gesell, der ungefähr so aussieht wie ich, nur etwas ernster, wenn er den Dirigentenstab in den Händen hält oder die Feder. Glücklich ist er, wie

ein Kind, und das Beste will er auch; seine Seele schwimmt in einem Meere von süßen Tönen, die ihn entzücken; die Welt lacht ihn an, und sein Herz ist das leichtsinnigste und froheste auf der ganzen Erde. Den Wein liebt er auch: über alles aber ein herziges Mädchengesicht; und nebenbei Blumen und Schmetterlinge. Lieben würdet Ihr ihn, das kann ich Euch versichern, denn er hat eigentlich gar keinen Feind; aber eine Frau hat er, die er unbeschreiblich liebt, und die es auch verdient, denn sie hat wenig Fehler; nur eifersüchtig ist sie, und das plagt den tollen Mozart ein wenig."

Der Cantor schüttelte lächelnd den Kopf; Amadeus aber nahm eilig Abschied, obgleich er kaum ein Stündchen da war und die Sonne noch hoch am Himmel stand. „Es wird diesen Abend eine Oper aufgeführt von Mozart," sagte er, „Don Juan, und da möchte ich doch wissen, wie sie den Leuten gefallen wird; ich bin etwas unruhiger Natur, und heute besonders so aufgeregt, wie der Mozart selber nicht aufgeregter sein kann; morgen erzähle ich Euch davon." Der Staar hatte kaum Zeit zu rufen: „Schnelle Füße, rascher Muth;" denn sein Herr vergaß sogar, Violetta zu küssen; ihren Blumenstrauß ließ er auch liegen. Das Mädchen aber hing den ganzen Tag über das Köpfchen; ob über den vergessenen Kuß oder den welken Strauß, das kann ich nicht genau sagen.

Der folgende Tag verfloß, kein Amadeus ließ sich blicken; die Sonne sank immer tiefer und tiefer, und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Der alte Cantor saß vergraben in seinen Notenschatz auf seinem Lehnstuhl; Violetta trällerte, doch sehr leise; es war ihr nicht recht froh um's Herz. Da klopfte es plötzlich an's Fenster: eine helle wohlbekannte Stimme bat um Einlaß; Violetta sprang heftig auf: gewöhnt an seine Tollheiten, öffnete sie das Fenster und der Wiener Musikstudent sprang in's Zimmer. „Lieber Papa," sagte er mit einem Gesichte, wie ein Frühlingsmorgen, „der Mozart hat seine Sache recht gut gemacht! der Don Juan ist doch ganz leidlich; übrigens läßt er Euch grüßen und hat etwas mitgeschickt, was ich Euch sogleich hereinbringen werde. Aber hier, nehmt zuerst ein kleines Andenken von mir!" — und dabei legte er ein sauberes Heftchen in die Hände seines alten Freundes. Es war ein Ave verum. Violetta erhielt ein zierliches Blättchen mit der Aufschrift: „An mein Veilchen." Es war ein Liedchen, dessen Anfangsworte lauteten:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand."

Das Mädchen jubelte; der alte Mann aber durchwanderte still mit seinen ernsten Augen alle Blätter; dann stand er auf, ging schweigend an seinen Notenschrank und legte das Heft behutsam zwischen Bach und

Händel mitten hinein. Des jungen Mannes heiteres Gesicht zuckte in stiller Rührung; der Cantor reichte ihm beide Hände und sagte: „Ihr wißt am besten, was dieser Platz zu bedeuten hat!“ Da füllten sich Amadeus' blaue Augen mit Thränen; er ergriff mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Hand des alten Mannes und rief: „Väterchen, ich bin ja selbst der Mozart: der tolle, fröhliche Mozart, dem Ihr durch diese einfache Ehrenbezeigung größere, tiefere Herzensfreude gemacht habt, als alle lauten Beifallsbezeigungen der ganzen Welt es je vermocht. Ich danke Euch, aber ich habe auch noch eine Freude für Euch!“ Wie ein Kind stürzte er sich an die Brust des verklärt blickenden Alten, drückte ihn an sich und lief dann zur Thür hinaus. Einen Augenblick darauf zeigte sich sein strahlendes Gesicht wieder; der Staar schrie: „Sarastro lebe!“ und herein trat — Vater Haydn. Ein Freudenblitz aus den Augen des alten Cantors, eine zitternde Bewegung seiner Lippen war die einzige Begrüßung für seinen König und Meister. Sein Körper trug nicht die Erschütterung seiner Seele, und als Haydn mit seinem seelenvollen Lächeln „Gott grüß' Euch“ sagte und die Hand nach ihm ausstreckte, Mozart sich angstvoll über ihn neigte, Violetta aber ahnungsvoll die Knie ihres Vaters umfaßte, winkte ihm Gott und sein Geist schwebte auf in das Reich der ewigen himmlischen Harmonien.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen; Vater Haydn dirigirt schon längst dort oben die lieben, herrlichen Engelchöre; Mozart schlummert auch den tiefen, langen Schlaf in kühler Erde; diese und viele andere Sterne sind untergegangen für unsere Welt; das Dörfchen aber schaut noch immer so still und lieb aus dem Gebüsch hervor, die alten Linden duften noch wie ehemals, und in der Cantorwohnung lebt ganz einsam ein altes Mütterchen. Es ist die einst so schöne, reizende Violetta. Sie hat sich nie verheirathet und lebt ein Traumleben in ihren Erinnerungen. Wenn Ihr sie aber besuchen wollt, so mögt Ihr sie nur nach dem Meister Mozart fragen: dann beleben sich ihre Augen und über ihre Züge ergießt es sich wie Jugendschimmer. Und sie wird von ihm reden stundenlang; zuletzt aber zeigt sie Euch vielleicht ein kleines, ach, sehr vergilbtes Notenblättchen, worauf mit flüchtiger Hand geschrieben steht:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand."

Ein Sommernachtstraum.

„Lächelnd nickte mir die Königin
Lächelnd im Vorüberreiten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder sollt' es Tod bedeuten?"

Der duftige Schleier einer wundermilden Sommernacht breitete sich über die reichgeschmückte Erde: der Mond lächelte so süß und zauberisch, wie das verweinte Auge eines seligen, liebenden Mädchens; die Blumen konnten nicht einschlafen vor diesem Blicke, und die Blätter der Bäume flüsterten mit einander. Vor allem aber verklärte des Mondes Lächeln eine prächtige Linde, die inmitten eines großen düstern Gartens stand. Viele hohe Bäume von ernster Schönheit waren daneben aufgewachsen; auch Blumenaugen von allen Farben schauten aus dem niederen Buschwerk hervor und in der Mitte des Gartens, unfern der Linde, prangte ein herrlicher, sammetweicher Rasenplatz. Durch das Grün der Gesträuche

aber schimmerten die weißen Mauern eines stattlichen Hauses. Es war Mitternacht. Die Vöglein schliefen schon, auch die Schmetterlinge; hier und da flatterte noch ein Leuchtkäferchen, das sich verspätet bei der holden Rosenkönigin, heim und taumelte, selig berauscht von genossener Liebesluft, allen Blumen an's Herz, die den Schwärmer neckend anriefen.

Da tönte ein leichter, rascher Schritt durch die schweigende Nacht und ein schlanker, jugendlicher Mann mit hoher, gedankenvoller Stirn und wunderbar strahlenden Augen näherte sich der Linde. Die Blüthen des Baumes hauchten süßere Düfte bei seinem Herannahen, und die Blätter drängten sich in Hast dicht an einander, um dem suchenden Mondesauge den Anblick des Lieblings nicht zu entziehen. Träumerisch blickte der Jüngling auf zum stillen, blauen Himmelsgewölbe, und in seinen Blicken schwebten tausend ernste Fragen an die Sterne, die zu ihm herniederleuchteten; sinnend schaute er dann in die dunklen Baumschatten, die sich so schaurig, finster und erbarmungslos über die hellen Blumenbeete lagerten, und er seufzte tief. Da ertönte aus weiter Ferne plötzlich ein leises Klingen, wie wenn der duftigste Zephyr eine spröde Aeolsharfe küßt, und ein Leuchten entstieg langsam dem dunkelgrünen Rasen. Silberglänzende Nebel wallten auf, gestaltlos, und entzückender

Lilien- und Rosenduft erfüllte die Luft. Zahllose kleine, libellenartige Geschöpfe, von denen die Sage geht, daß ihr Hauchleben nur eine einzige Nacht dauere, flatterten auf ihren lichtgrünen Flügeln herbei, und schlossen einen dichten Kreis um den Rasenteppich. Das süße Klingen wurde lauter und lauter, ein Strom der berauschendsten Melodien wallte nieder, wechselvoll, bald fröhlich spielend, scherzend, bald klagend, wehmuthsvoll, trauernd, aber immer sinnverwirrend und lockend. Eine Fülle der schönsten Rosenblätter sank jetzt hernieder und einem jeden dieser Blättchen entstieg ein feenhaftes Wesen von unendlicher Lieblichkeit, engelhaft zarter Gestalt, blitzenden Augen, langen goldenen Haaren und eingehüllt in blendende Schleier. Jede Bewegung dieser entzückenden Geschöpfe war die süßeste Musik, jeder Hauch ein Ton, und wie sie sich umschlangen zu lustigen Reigen, wollte das Herz des bebenden Menschenkindes, dem es vergönnt war, solche Wunder zu schauen, vergehen vor Wonne.

Das schöne Angesicht des Lauschenden verklärte sich immer mehr und mehr: ein überirdischer Glanz entströmte den Augen, und ein wahrhaft seliges Lächeln umspielte seinen Mund. Ach, sie erwachten ja alle wieder, die holden Träume seiner Kindheit, sie zogen alle vorüber, nickend und lächelnd, die lieblichen Gebilde

seiner jugendlichen Phantasie; die goldne Märchenwelt, die versunkene, stieg empor in aller ihrer alten Pracht und Herrlichkeit! — Da erklang silberhelles Glockenspiel und ein leises Rauschen zog seine Blicke aufwärts. Ein Thron, aus dem Kelche einer reinen Lilie gebildet, schwebte hernieder, umflattert von unzähligen Duftgestalten, halb verborgen in dem Kelche reizender, fremder Blumen. Das ganze luftige Schlößlein hing an zwei Mondstrahlen, wie an feinen silbernen Ketten, und schwankte wiegend hin und her. Die Grashalme streckten verlangend die grünen Aermchen aus, den Feensitz sanft zu empfangen; die seltsamen Wächter des Rasens schlugen mit den grünen Flügeln zum Gruße und Willkommen für die Königin, und das klang wie Harfengesäusel. Die Königin aber verließ ihren Thron und berührte mit der Spitze ihres winzigen Füßchens den grünen Teppich. Etwas Liebreizenderes, Entzückenderes, als diese Elfenfürstin — denn so nannte man sie im Geisterreiche — könnt Ihr Euch gar nicht denken: ein Krönlein trug sie von Blumenthränen, und die strahlen herrlicher, als die kostbarsten Brillanten der Welt; der Schleier der Königin war Licht, ihr Auge ein Himmel und ihr Lächeln Seligkeit. Sie hob die zarte Hand, neigte das Haupt, und nun begann der Tanz. Welch ein zauberisches Schweben und Schwingen, welch ein

süßes, zärtliches Umschlingen, Neigen und Fliegen! Dazwischen flatterte die Königin mit ihren glänzenden Schwingen, sang und lächelte. Alle Blumen nah und fern erschlossen sich, jeder Kelch hauchte Duft und Klang — o, es war ein wunderseliges Leben!

Das fühlte denn auch das einsame Menschenkind dort an der Linde, und die Wonne dieser Zaubernacht sank mit solcher Allgewalt auf das junge Herz, daß es zu erliegen wähnte, und ein tiefer Seufzer, ein leises: „Ach!“ erpreßt vom Uebermaße des Entzückens, seinen Lippen entfloh. Da plötzlich ist es, als ob ein Windstoß die zarten Gestalten erfaßt: erschrocken und verwirrt wirbeln und taumeln sie auseinander; aber die Königin winkt den Gespielinnen; ernst, ja traurig blickend deutet sie auf die Linde, die der Mond mit tausend zarten Fäden umsponnen hält. Die Elfen hüllen sich in ihre Schleier und schwärmen dem erbebenden Jünglinge näher, dessen rechter Arm sich um den Baum geschlungen, als vermöchte dieser ernste Freund, der ja schon die geliebten Eltern und Großeltern beschirmt, auch ihn zu beschützen vor der mächtigen Zaubergewalt. Die Königin schwebt herbei: „Du bist dem Tod geweiht,“ so singt sie, „Du geliebtes, reich gesegnetes Erdenkind, unerbittlich, unabwendbar! Kein Sterblicher darf ungestraft in das Geisterleben schauen! — Du mußt nun sterben! Dein

Strahlenleben wird verlöschen, plötzlich, wunderbar, sanft wie ein Stern verlischt, um strahlender wieder aufzusteigen. Du bist auserwählt vor Tausenden und aber Tausenden Deines Geschlechts; die hehre Göttin Musika, vor deren Hoheit sich alle Geister des Himmels und der Erde beugen, hat Dich mit ihrem Kusse geweiht. Der Stern des Glückes leuchtete über Deiner Wiege; Felix nannten sie Dich; in diesem Namen liegt das Bild Deines ganzen Daseins: Du wirst glücklich sein, strahlend glücklich, geliebt, bewundert, angebetet und endlich, o dreimal gesegnetes Erdenkind! wirst Du dahingehen inmitten Deines Ruhmes, Deines Glanzes, Deiner Kraft, — und ein geliebtes, reines Wesen wird Dir vorangehen, um Dir in der letzten Stunde küssend die fliehende Seele von den Lippen zu nehmen. O, segne Dein Geschick, geliebter Sterblicher!"

Die klingenden Worte verhallten, die Königin senkte wiederum das Haupt, aber so tief, daß eine Blumenthräne aus ihrem Krönlein auf die bleiche Stirn des Träumers fiel, schaute ihm dann in's Angesicht mit ihrem süßesten Lächeln und flüsterte scheidend: „Gute Nacht!" Die Elfen huschten an ihm vorüber: alle warfen spielend ein Angedenken an das Herz des Halbbewußtlosen, die eine kleine Nadel aus Mondstrahl, die andere eine kleine wunderbare Moosblüthe, oder eine Maiglocke, oder

einen Schleier aus Abendröthe gewebt, und dabei hauchten sie singend: „Gute Nacht, Gute Nacht!" — Thron, Königin, Tänzerinnen, Duft, Licht und Klang, alles war dahin; der Jüngling sank besinnungslos zusammen.

Als er seine Augen wieder aufschlug, war es die Sonne, die ihn weckte: sie küßte seine hohe Stirn und wunderte sich im Stillen über die bleichen Wangen ihres Günstlings: die Vögel sangen, die Blumen badeten sich im Thau und schauten verschämt und erschrocken nach ihm hin; die Blätter der uralten Bäume aber hatten sich allerlei Geheimnisse mitzutheilen; die leichtfertigen Schmetterlinge stürzten auf die Lieblingsblumen zu, um ihren süßen Lippen unter Scherzen und Kosen die Geheimnisse der vergangenen Nacht zu entlocken; einige alte, schwarze Käfer liefen brummend auf dem Rasen umher, richteten dünne Grashalme empor und hatten viel aufzuräumen. Der alte Gärtner des Hauses aber bemerkte am Morgen kopfschüttelnd einen seltsamen weißlichen Ring, der sich rund um den Rasenplatz zog: es waren die Leichen der kleinen zarten geflügelten Wächter des Elfenreiches.

Felix durchwanderte den Garten mit einem Antlitz, auf welchem die höchste und reinste Begeisterung ihren leuchtenden Thron aufgeschlagen: er eilte flüchtigen Schrittes in sein stilles Gemach und verbarg sich vor den Augen aller seiner Lieben; als er aber endlich wieder ein-

trat in den Kreis der Seinen, legte er mit einem bedeutsamen Lächeln ein Notenheft in die Hände seiner geliebten ältesten Schwester, seiner Kunstgenossin und Freundin. „Fanny," sagte er, „diese Blätter wollen Dir einen Sommernachtstraum Deines Felix erzählen; höre ihnen ein Weilchen geduldig zu!" —

Das Wort der Elfenkönigin ging in Erfüllung: der strahlende, verehrte, geliebte Meister, der den wundersüßen Sommernachtstraum von Zaubertönen träumte, er hat unsere arme Erde verlassen! In dem Lorbeerkranze, welcher die jugendliche Stirn umschlang, verwelkte noch kein Blatt; er schloß die belebenden Augen im vollsten Bewußtsein seiner Kraft, im ungetrübtesten Glanze seines Ruhmes. Und wir? Ach wir knien an dem Sarge des Unvergeßlichen, schauen mit heißen Thränen und unversiegbarem Leide in sein stilles Angesicht und berühren zum letzten Male mit scheuer Ehrfurcht die ruhende Hand, die im Leben keine Ruhe kannte, die soviel Großes und Herrliches geschaffen und hervorgerufen. Wie bald entfloh der Verklärte unsern wirren Erdenklängen! Es zog ihn mächtig hinauf in die lichte Heimath aller Harmonie. Dort sind alle seine Träume Wahrheit, selige Wahrheit geworden: das Sehnen seiner hohen Seele ist gestillt!

Auch wir sind erwacht; aber wir sind erwacht zur trostlosesten Wahrheit. Wie es so winterlich worden über

Nacht und so einsam und traurig auf der Erde! Verlassen steht der Thron, verstummt ist die Harfe, weinend und tief gebeugt klagt die hehre Göttin Musika, und tausend und aber tausend Menschenaugen blicken fragend auf zum ernsten, hohen Himmel; — ach, er hat keine Antwort auf das bange, bittere „Warum!“

Eine Prophezeiung.

In dem lieben Sachsenlande liegt das hübsche Jonsdorf mitten in der Oberlausitz. Jetzt schaut es freilich mit seinen weißen Häusern und rothen Dächern wie eine Bauerndirne im Sonntagsputz über die üppigen Wiesen und großen Bleichen her; vor etwa 80 Jahren aber, und das ist die Zeit, in der unsere kleine Geschichte spielt, saß es

noch wie ein Bettelkind am Wege. Nur wenige ärmliche Häuschen standen verloren hingestreut, eine kleine Kirche stand dabei wie zur Wache, und rings herum war dichter dunkler Tannenwald. Die ganze Landschaft hatte etwas Trauriges, Gedrücktes. Nur auf einem einzigen Fleckchen sah es hell und freundlich aus, und dieser Fleck war eine grüne Wiese unfern des Dorfes. Sie gehörte dem fleißigsten und klügsten Manne der Gegend, diente als Garnbleiche und war derzeit der alleinige Bleichplatz weit und breit.

An einem Mainachmittage nun zeigte sich aber dort ein anmuthiges Genrebild: junge Bleicherinnen breiteten im hellen Sonnenschein unter Lachen und Scherzen ihr selbstgesponnenes Garn auf dem Rasen aus. Eine jede hatte ihren grünen Schöpfer am Arme und einen groben runden Hut auf dem Kopfe; es waren lauter kräftige Frauengestalten in kurzen dunklen Wollröcken, schwarzen Miedern mit sauber umgeschlagenen Hemdärmeln und bunten, knapp über die Brust gesteckten Tüchern. Die hübscheste unter ihnen war wohl ohne Frage die Tochter des Wiesenbesitzers: Maria Hänisch, eine so liebliche Mädchenblume als jemals in Sachsen (wo ja bekanntlich die hübschen Mädchen wie Unkraut zu wachsen pflegen) aufgeblüht. Um der langen blonden Haare willen, die dem sechzehnjährigen Kinde fast bis an die Knie

reichten, hatte man ihr den Namen „Goldmarie" gegeben. Herzensgute, blaue Augen, rothe Wangen, eine kecke Stumpfnase, ein kleiner lachender Mund, schlanker Wuchs mit anmuthig gerundeten Formen, dies möchte wohl das getreue äußere Conterfei einer Dorfrose sein, die damals in allen Herzen herrschte und manchem Burschen den Kopf verdrehte. Nun war aber dieser allgemeine Liebling nicht etwa ein ganz besonderer Ausbund von Verstand und übermenschlichen Eigenschaften, sie war eben nur gut, unbeschreiblich gut, konnte keinem Thiere etwas zu Leide thun, geschweige einem Menschen, theilte aus, was sie hatte, verschenkte den Bissen vom Munde, war eine treue fleißige Tochter, die Stütze des Vaters, seit die Mutter gestorben, ein frommes harmloses Mädchen. Wer sie aber jetzt sah, wie sie mit ihren Gefährtinnen herumsprang, sie neckte, mit Wasser bespritzte, und hörte, wie jubelnd und hell sie ihre muntern Liedchen zu singen wußte, der mußte sich mit ihr freuen und leise dazu sagen: „behüt' dich Gott, liebe Seele!"

Die Arbeit war gethan; die Bleicherinnen dachten an die Heimkehr, pflückten noch Frühlingssträuße und setzten sich dann nieder, um den Rest des Vesperbrodes zu verzehren. Die ersten leisen Schatten des Abends streiften diese lebensvolle Gruppe. Da schwankte aus dem Tannenwald ein altes häßliches Weib heran. Die fremd-

artige Tracht, der schmutzige gelbe Turban, das schwarze südlich glühende Auge verriethen das Kind jenes seltsamen ruhelosen Stammes aus Böhmens Wäldern, die Zigeunerin. Die Bleicherinnen hörten auf zu scherzen, sahen einander ängstlich an und rückten näher zusammen.

„Laßt mich trinken aus Eurem Kruge," sagte die Alte mit bittender Miene, aber stolzem Ton, „ich bin weit gewandert, muß auch noch weit gehen — und mich dürstet so sehr!" Und dabei wies sie mit dem dürren Finger auf einen halbgeleerten Milchkrug, der soeben von einem frischen Munde zu dem andern gewandert war. Die Mädchen aber murmelten erschreckt: „nein, wir trinken nicht mit Euch, das bringt uns Unglück!" und eine von ihnen drückte den Krug fest an sich und deckte ihre Schürze darüber. Die Goldmarie allein hatte nichts gesagt, sie stand jetzt auf, entrang der Gefährtin den Krug mit einem Blicke von Unwillen, wandte sich dann zur Zigeunerin und sagte: „da trinkt, arme Frau, und Gott gesegne es Euch!"

Da lächelte die Alte seltsam, that einen langen Zug, gab den Krug zurück und flüsterte: „Sollst zum Dank deinen Zukunftsspruch hören; mitleidig Kind, gieb deine Hand!" Und die erröthende Goldmarie hielt ihre kräftige Hand hin, die Zigeunerin schaute prüfend hinein, verfolgte aufmerksam die Linien, wiegte bedeutsam das

graue Haupt und murmelte endlich in singendem Tone folgende Worte:

„Hast noch keinen Liebsten heut und wirst doch freien in kurzer Zeit; lustig Schneiderblut wird dein Mann, das aber nicht nähen noch flicken kann. Der erste Bub wird General und führt doch nie Waffen von Eisen und Stahl; er herrscht und befiehlt durch Wink und Blick, bringt seinem Hause Ruhm und Glück. Der zweite Bub auch — —"

„Himmelkreuzschockmilliondonnerwetterrr" — — prasselte hier ein endloser Fluch hinter dem Rücken der Weissagerin her; Goldmarie prallte schreiend zurück; ihr Vater stand vor ihr, eine gedrungene breitschultrige Gestalt in Kniehosen und kurzer Jacke mit braunrothem, gutmüthigen Gesicht, die Pfeife im Munde; dickes graues Haar hing ihm unter dem breitkrämpigen Hute bis auf die Schultern. „Wollt ihr wohl schweigen, altes Weib!" schalt er, „und der jungen Dirne da nicht so viel tolles Zeug in den Kopf setzen! Als ob ich sie einem Schneider an den Hals werfen würde, der nicht einmal sein Handwerk versteht! Und der erste Junge soll Soldat werden? — Nichts da — ein Bleicher soll sie haben und kein anderer, und der Junge soll auch ein Bleicher werden und damit basta, und wir wollen doch sehen, wer Recht behält, eine hergelaufene Hexe oder ich, Johann

Gottlob Häniſch aus Jonsdorf. — Und nun marſch nach Hauſe, ihr Mädchen! —"

Das junge Volk ſteckte die Köpfe zuſammen und brach haſtig auf; Goldmarie ſah ſich verſtohlen nach der Zigeunerin um — ſie war ſpurlos verſchwunden. Der Vater aber brummte noch auf dem ganzen Heimwege, ja bis zum Schlafengehen.

Man ſchrieb die Jahreszahl 1794; zehn Jahre waren vergangen ſeit jenem Maitage und den prophetiſchen Worten der Zigeunerin. Wo war die hübſche Marie? — Wir finden ſie in einem kleinen Dorfe bei Zittau wieder, in Alt-Gersdorf als das Weib des dortigen Cantors und Schullehrers Johann Gottlob Schneider. Das war nun ein gar geſchickter Mann, der ſo ſchön die Orgel zu ſpielen verſtand, daß die Frauen immer weinen mußten in der Kirche, wenn ſie ihn hörten, und die Männer nach dem Gottesdienſt immer auf ihn warteten, um ihm noch ganz beſonders die Hand zu drücken. Viele behaupteten gar, daß ſein Orgelſpiel mehr nütze und beſſere, als die Predigt des Herrn Pfarres, aber das ſagte man ſich freilich nur leiſe in's Ohr. — Den größten Schatz ſeines Lebens hatte ſich nun doch der glückliche Cantor erſpielt: ſein liebes treues Weib, Maria Häniſch aus Jonsdorf. Sie war einſt bei ſeiner Muhme in Zittau

zum Besuch gewesen, als eines Sonntags der Schullehrer Johann Gottlob Schneider aus Neu-Waltersdorf*), einem Nachbardorfe ihrer Heimat, für den plötzlich und schwer erkrankten Cantor der Stadt die Orgel spielte. Als nun der Gottesdienst zu Ende und die Leute hinausgegangen waren, da setzte sich der Schullehrer noch einmal auf die Orgelbank und schickte ein recht herzinniges Tongebet hinauf zum lieben Gott für den kranken Freund. Ach und solch eine Bitte in Tönen hat noch glänzendere Flügel als jedes andere Gebet und flattert gerade in den Himmel hinein! — Aber der Herr dort oben und die Engel hörten diesmal die rührende Bitte nicht allein; ein rosiges Mägdlein war noch in seinem Kirchstuhl verblieben und betete mit, flog mit in den Himmel und gab sein schuldloses Herz auf ewig dem zu eigen, der es so hoch getragen. — Dann folgte eine Zeit der Thränen und des stillen Herzeleids, denn heimliche Liebe bringt allezeit große Pein; aber die mitleidige Muhme wußte Rath und brachte die beiden zusammen, wo denn die Cantorseele auch gar bald in helle Flammen aufloderte. Nun kam aber ein neuer Jammer, denn der Vater der schönen Maria wollte nichts hören von einem Musikanten-Schwie-

*) In diesem Orte wurde auch Friedrich Schneider am 3. Januar 1786 geboren. Der Vater wurde 1787 nach Gersdorf versetzt.

gersohne, der noch obendrein Schneider hieß und ihm die Worte der Zigeunerin in das Gedächtniß brachte; der Umstand allein, daß der Cantor einige entfernte Geschäftsverwandtschaft nachzuweisen vermochte, bestimmte den Bleichherrn, die Einwilligung zur Heirath endlich zu geben. Schneider war nämlich ein Zwillichwebergeselle gewesen, der nur aus unbezwingbarer Liebe zur Musik den Webstuhl mit der Orgelbank vertauscht hatte.

In seinen Berufsorten trug man den Cantor auf Händen. Die Kinder, die zu ihm in die Schule gingen, hingen wahrhaft an seinen sanften Augen und folgten ihm mehr als Vater und Mutter, und er liebte sie fast so sehr wie seine eignen Kinder. Drei Söhne wurden ihm geschenkt, der älteste aber, das Abbild des Großvaters, war seines Herzens Stolz. Der Großpapa wollte zwar mit Gewalt einen Bleicher aus ihm machen, allein die Eltern mochten daran immer nicht gern glauben; die Mutter sah heimlich jedem Soldaten nach, der durch's Dorf stolzirte, dachte an die Worte der Zigeunerin und freute sich. Der Vater jedoch hatte ganz andere Gedanken, die er aber Niemandem verrieth. — Maria mußte jeden Sommer mit dem Kinde nach Jonsdorf zum Vater ziehen, und der nahm den kleinen Christian Friedrich mit auf die Bleichen, trug ihn sogar anfangs auf seinen Armen dahin, legte ihn auf den Rasen, ließ ihn von der

Sonne bescheinen und von lustigen Dirnen mit Wasser begießen. Wie freute sich da der Alte, wenn der derbe Bube dazu lachte, strampelte und kreischte. „Der wird mein Erbe," pflegte er dann schmunzelnd zu sagen, „alle meine Mühe und Arbeit wird nicht umsonst sein." Zum Christfest brachte er dem Jungen immer nur Spielzeug mit, was auf die Bleicherei Bezug hatte, und er hätte für sein Leben gern diesen Erstgebornen gleich zu sich genommen, wenn Vater und Mutter ihn hergegeben. Als nachher noch zwei Söhne geboren wurden, hörte zwar der regelmäßige Sommeraufenthalt in Jonsdorf auf, Christian Friedrich mußte aber noch oft zum Großvater herüber kommen, dessen erklärter Liebling er nun einmal war und blieb.

Der Vater dagegen hatte seine heimliche unsägliche Freude an dem musikalischen Talente seiner Kinder, die er mit rührender Gewissenhaftigkeit und Geduld im Generalbaß und Clavierspiel unterrichtete, und als ihm sein ältester — der noch kaum 8 Jahr alt war — am Weihnachtsabend die ersten, zu Papier gebrachten musikalischen Ideen überreichte, da ging der Cantor in sein Kämmerlein und warf sich auf die Knie. Mit überquellenden Augen dankte er Gott inbrünstig für diese Herzenserquickung. — Er unterwies nun den rasch fassenden Knaben allmählich auch in der Kunst des Orgelspiels,

machte ihn mit der Einrichtung und der Spielweise der Violine, Clarinette, Oboe, Viola bekannt, ebenso mit dem Fagot, Horn und der Flöte, und ließ ihn seine jüngern Brüder unterrichten. So vorbereitet brachte er den Knaben im zwölften Jahre auf das Gymnasium zu Zittau. Er miethete den Sohn bei einem Schuhmacher ein und empfahl ihn dringend dem dortigen Musikdirektor und Organisten Meyer, sowie dessen Gehülfen Flaschner. Die Herren wären aber auch ohne Empfehlung gar bald auf ein solch eminentes Musiktalent aufmerksam geworden. Friedrich wurde nach kurzer Zeit Präfekt des Sängerchors, übte sich im Dirigiren, gab fleißig Clavierstunden und componirte in seinen Freistunden nach Herzenslust. Bald hatte der bescheidene Dorfknabe Zutritt in den ersten Familien der Stadt; jeder hörte ihn gerne spielen, jeder freute sich seines Eifers und Talentes und endlich konnte in keinem Hause mehr Musik gemacht werden ohne ihn. Die lobendsten Berichte drangen in die stille Cantorswohnung zu Alt-Gersdorf und verbreiteten dort hellen Sonnenschein, und wanderten von dort weiter nach Jonsdorf zu dem wackern Bleichherrn, der aber von nichts hören wollte und meinte, der Junge verliere nur seine Zeit mit dergleichen Allotria; er sei zu stark und kräftig für einen Musikanten. Wenn die Ferien aber kamen und der Schüler in's geliebte Elternhaus trat und

dem Vater erzählte, was er gelernt und gehört, und der Mutter und den Brüdern neue geistliche Melodien vorspielte, da war Jubel in der Cantorsfamilie; diese Tage waren lauter Weihnachtstage. Und dann wanderte der kräftige, lebensfrohe junge Mensch hinüber nach Jonsdorf und spielte gewissenhaft beim Großvater, während der zweiten Hälfte seiner Ferien, Bleicher.

So vergingen Wochen, Monate, Jahre; da kam eines Tages ein Bote heraus nach Alt-Gersdorf und brachte eine feierliche Einladung für die Familie Schneider von dem Musikvereine der Stadt Zittau zu einem großen Concert am nächsten Sonntag Abend. Und als der Sonntag kam, wanderten sie alle, Vater, Mutter, Brüder, Großvater rüstig und unverdrossen die zwei Stunden weit nach Zittau. Es war schon Abend, als sie ankamen, und ohne Verzug, ohne Rast noch Erquickung zog die erwartungsvolle Familie in den Concertsaal und nahm bescheiden in einem Winkel Platz. Der Vater schaute unruhig nach seinem Friedrich umher. Eine Ouverture von Cherubini rauschte jetzt mächtig heran — wer dirigirte wohl? — Der Cantor sah's mit einem Freudenschreck: ein junger schüchterner Mensch, Friedrich Schneider aus Alt-Gersdorf. Aber er war nicht verzagt am Dirigentenpult, sicher und fest waren die Bewegungen seiner Hand, ruhig und ernst der Blick des Auges. Dann kam eine

Messe von Lotti; sie wurde musterhaft ausgeführt; und endlich setzte sich der junge Dirigent an's Clavier und trug drei selbstcomponirte Sonaten vor. Lauter Zurufe der Bewunderung lohnte den Spieler; der Cantor aber hatte die Hände gefaltet, er konnte den Sohn dort am Orchester nicht mehr sehen, es zitterten und schwankten die Lichter des Saals in tausend Pünktchen zersplittert vor seinen Augen, — aber nicht nur die Augen, sein ganzes Herz schwamm in Freudenthränen. Die Brüder sahen sich freudeleuchtend an, da beugte sich die sanfte Marie nieder zu ihrem Vater und flüsterte bebend: „Habt Ihr's gesehen, wie er befiehlt, unser Sohn? Jetzt habe ich erst die Alte verstanden. O! er ist ein wahrer General, unser Friedrich, Gott segne ihn!" — Und Johann Gottlieb Hänisch murmelte tiefgerührt: „nun, sie mag denn in Gottes Namen Recht behalten!"

Dieser Tag war der Anfang des Ruhmes unseres Friedrich Schneider. Die Erstlinge seiner schaffenden Muse, jene drei Sonaten, erschienen bald darauf in Leipzig als Opus 1 in dem Breitkopf-Härtel'schen Musikverlag und erfuhren selbst von den strengsten Musikrichtern einstimmiges Lob. Im Jahre 1805 bezog Schneider die Universität Leipzig, erwarb sich dort die Liebe und Anerkennung des berühmten Cantors Schicht an der Tho-

maßschule und die Freundschaft vieler ausgezeichneter Männer. Die Schicht'sche Singacademie wurde bald seiner alleinigen Leitung anvertraut, auch übertrug man ihm die Gesanglehrerstelle an der Plato'schen Freischule. Im Jahre 1807 wurde Schneider zuerst Organist an der Universitätskirche, zwei Jahre später Dirigent bei der Seconda'schen Operngesellschaft, und endlich Musikdirektor des städtischen Theaters. Nun wirkte er nach verschiedenen Seiten hin auf eine wahrhaft segensreiche Weise. Seine Organistenstelle behielt er bei, die Orgelbank war und blieb nun einmal sein liebster Platz, die Kirchenmusik das eigentliche Feld seiner Thätigkeit. Er componirte mehrere Vocal-Messen und Orgelsätze und trat plötzlich, 1819 mit einem Oratorium „das Weltgericht" in die Reihen der größten Kirchencomponisten aller Zeiten. Die erste Aufführung dieses bedeutenden, in vollster Begeisterung geschaffenen Werkes verschaffte ihm jenen behaglichen Ruheplatz in dem freundlichen Dessau, der nach Gottes Rathschluß auch sein ewiger werden sollte. Unter dem Schutze eines kunstliebenden Fürsten entstanden alle seine späteren Schöpfungen, die Oratorien: die Sündfluth, Pharao, Christus das Kind, Gethsemane und Golgatha, Gideon und Absalon, so wie die schönen Choralmelodien, Psalmen und Messen. Auch in weltlichen Compositionen versuchte sich Friedrich Schneider,

und mit vielem Glück; Sinfonien entstanden, Sonaten, Lieder und Cantaten, auch verschiedene Ouvertüren, in welche er bekannte Melodien, z. B. den Dessauer Marsch, das „God save the Queen“ und „Gaudeamus“ sinnig verwebte. Enthusiastische Anerkennung ward ihm zu Theil, seine Werke wurden überall aufgeführt, meist unter des Componisten eigener Direction: der Name Friedrich Schneider hatte einen guten Klang. — Ja, er war Beherrscher geworden, der geniale Sohn der lieblichen Maria, nicht nur Beherrscher des Contrapunktes und Gebieter der Orchester und Sängerchöre; nein, ein mächtiger weiser König im Reiche der Töne. — Wer hätte ihn nicht gesehen, jenen nun in Gott ruhenden, wackern Meister Friedrich Schneider, wenn er am Dirigentenpulte stand, die Hand mit dem Tactstabe hoch erhoben, das Auge gebietend auf die Musiker gerichtet? Wer erinnert sich nicht jenes eigenthümlich braunroth gefärbten, von langen grauen Haaren umwallten Angesichts? — Diese seltsame Färbung aber war ein unverwischbares Andenken an die Bleichversuche des braven Großpapa's auf „Hänischmühe“ in Jonsdorf.

Weihnachten im Walde.

Giebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden — etwa das süße Geflüster zweier Liebenden ausgenommen, — als das Rauschen der frischen Laubblätter eines schönen Waldes? Wahrlich, dem lustigsten keckſten Gesellen wird das Herz weich und er zögert weiter zu schreiten, wenn an einem seligen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne, mit einander reden, wenn alles ringsumher säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich dann in's Gras, daß die duftigen grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blu-

men sich neigen, ihn auf die Lippen zu küssen, und er schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von seiner Heimath, von dem Vater- und Mutterherzen und von den Augen der Liebsten. In traulichem Liebesgeschwätz neigt sich der stattliche Eichbaum zur reizenden zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die schlanke Buche der ernsten Ulme zu vertrauen, und dazwischen plaudert unaufhörlich die ruhelose Espe. Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz.

Inmitten aller dieser üppigen Lust aber steht ein stummer dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern spielt: es ist der Tannenbaum mit seinen spitzigen kleinen Nadeln. Liebend breitet er seine Arme aus, kein Neid lebt in seinem Herzen: aber er schaut so traurig darein. Wie ein kummervoller Mann zwischen lachenden spielenden Kindern, steht er zwischen den laubgeschmückten Bäumen. Selten daß ein Vogel auf der Reise durch den Wald kurze Rast hält auf seinen Zweigen; versteckt er sich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die so unwiderstehlich lockt, Kühlung und Schatten verheißend. Die Bienen und die goldenen Käfer kehren auch nicht ein in das stille Wirthshaus „zum Tannenbaum," einsam steht er im Frühlinge, einsam

bleibt er in der strahlenden Sommerzeit; ja selbst im Herbste gleicht sein Kleid allein einem Trauergewande: er trägt Leid um die buntgeschmückten Bäume, die trotz ihres Prangens der Tod küßt. So kommt denn endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von seinen Dienern, den rauhen Winden; grausam reißen sie alle zarten Blätter herab; der Schneefürst streut eilig dicke weiße Flocken über die ganze Erde und alles warme Leben erstarrt vor seinem Anblicke. Nur der Tannenbaum schaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Der liebe Gott aber, der jedem seiner Geschöpfe eine verklärende Freude schenkt oder eine selige Zeit, vom Menschen herab bis zum kleinsten Käferchen im Moos, hat auch für den stillen geduldigen Tannenbaum einen Lohn bereitet, entzückend wie Frühlingsluft und Sonnenschein.

In der Nacht des vierundzwanzigsten Decembers nämlich, von der uns alte heilige Bücher so viele wunderbare Dinge erzählen, eine Nacht, die wir alljährlich in den Armen unserer Lieben mit kindlich froher Seele feiern und „Weihnacht" nennen, steigt ein Engel nieder zum stummen Tannenbaum, küßt ihn und schmückt ihn mit seltsamen, weißen Blumen. So wird er denn geweiht, der in unbeschreiblicher Seligkeit erzitternde Baum,

und ist auserwählt vor allen Bäumen des Waldes, den Vögelein und allen anderen kleinen Geschöpfen, die dem grausamen Schneefürsten nicht zu entschlüpfen vermochten und die er gefangen hält und streng bewacht, ein fröhliches Weihnachtsfest zu bereiten. Um die zwölfte Stunde tönt ein herzerschütternder Gesang von den Zweigen des sonst so stummen Tannenbaumes, ein Sang von wunderbarer Kraft, wie aus grauen Zeiten herüberklingend. Und diese Töne dringen mächtig durch den ganzen Wald, und alle Vögel hören den lockenden Klang und können nicht widerstehen, heben die Schwingen und flattern zum singenden Baume; die halb erstarrten Käfer und die tief schlafenden Fliegen, alles, alles erwacht, schüttelt den schweren Winterschlaf von den Flügeln und zieht, halb wachend, halb bewußtlos, den Tönen nach. Auch die armen Vögelein, die wir Menschen in enge Kerker bannen, daß sie uns ergötzen mit ihrem reizenden Sange, hören den zauberischen Ruf des Tannenbaumes und schlagen leise klagend und sehnsuchtsvoll sich die Flügel wund an dem unbarmherzigen Gitter ihres Gefängnisses. Das Menschenohr, verschlossen für den seltsam entzückenden Gesang des Baumes, vernimmt staunend den Weheruf, der sich aus der Brust des kleinen Gefangenen ringt, und mitleidig schleicht hie und da ein Kind, das die berauschende Freude der hellen Christnacht nicht schlummern

läßt, an den Kerker seines Lieblings, um tröstend hineinzuschauen mit bangen liebevollen Augen.

Die Irrlichter, die von ihren herbstlichen boshaften Neckereien ermattet in den Höhlen schliefen, taumeln auf und tanzen durch den Wald, einen dichten Kreis zu schließen um den Tannenbaum; dieser aber glüht über und über im rosigen Lichte und tönt und singt fort und fort. Der Schnee funkelt wie unzählige Freudenthränen und die Irrlichter hüpfen und schweben, getragen von den wundervollen Klängen; Goldammern, Meisen, Kreuzschnäbelchen, alte ernste Raben mit ihren Kindern, geschwätzige Krähen und Elstern, leichtsinnige Sperlinge, alle halten hier ihre Weihnachtsandacht, lauschen stumm und träumen mit halbgeschlossenen Augen von Sonnenstrahlen und Blumenduft. Da schüttelt denn plötzlich der Tannenbaum seine Zweige, und köstliche Samenkörnlein aller Art, kleine reizende Früchte, liebliche Sternblumen von Schneeflocken fallen und schweben herab, entzückende Weihnachtsgaben für alle. O, wie sie jauchzen, die lieben Geschöpfe, sich um den Tannenbaum drängen in toller Hast, ihn zu liebkosen und zu loben! — Die zärtlichen Goldammern und Meisen zwitschern vor Lust, die Sperlinge wollen danken und haben doch die Schnäbelchen gefüllt mit allerlei Naschwerk; die Raben und die wilden Kreuzschnäbel überschütten den Baum mit allerlei

feurigen Liebesworten, daß er taub werden möchte vor allem Geschrei, und dazwischen summen die Käfer und Fliegen ihr Danklied und das Moos bebt unter dem Schnee, als ob es der Frühling angehaucht hätte; die kahlen Bäume zittern, ihre Aeste seufzen und von ihren Zweigen trovft es wie Thränen. Die hohen Fichten aber und die ernsten Kiefern dürfen leise einstimmen in den Sang des glückseligen, verklärten Tannenbaums bis in den hellen Morgen hinein, und der liebe Gott im Himmel droben lächeln über das selige Weihnachtsfest im Walde.

Stabat mater dolorosa.

„Vedere Napoli e poi morire!“ Die Wahrheit dieses Wortes mußte jedes Menschenherz durchdringen und jedes Auge überwältigen, dessen Blicken sich an einem glanzvollen Octobermorgen des Jahres 1735 die Herrlichkeit der Landschaft unweit Neapel erschloß. Da lag sie, die Feenstadt, mit ihren zahllosen Kuppeln und Thürmen, über welche der strahlende Goldschleier der Morgenröthe hing! Da ragte sie empor, die gewaltige, wolkenumhüllte Kuppel des mächtigsten aller Dome, die Spitze des Vesuvs! und der prächtige Golfo — er ruhte wie ein schwerer, goldner Riesentropfen auf der

stolzen Brust der Erde, niedergefallen von dem wallenden Lichtmeer dort oben, leuchtend hin und her wogend. Ein röthlicher warmer Duft umzog zitternd die dichten Myrthen- und Orangenwälder, spielte um die leichten Weinranken, die sich freundlich die grünen Hände reichten und in anmuthigem Tanze durch den Garten der Gegend schwebten, und küßte die großen Blumen- und Schlinggewächse, die den Boden überzogen wie ein farbiges Netz. Es war als wehete der Odem Gottes über dies süßeste Plätzchen seiner Erde, als müsse hier nur ewig Friede, Wonne und Schönheit wohnen.

Am sanften Abhange eines blühenden Hügels, verborgen von dem üppig wuchernden Gebüsche prächtiger Lorbeerrosen, beschattet von Platanen und Oelbäumen, halb überwuchert und zugedeckt von köstlichen Magnolien und zierlichen Ranken, lehnte ein altes steinernes Heiligenbild: es war ein hohes Crucifix mit der trauernden Madonna zu den Füßen. Vielleicht hatten wunderbare Schicksale diese Gruppe hierher geführt, und frommer Glaube das Kleinod vor Zerstörung zu schützen gesucht, indem er es in dies stille Asyl geflüchtet; denn die Arbeit war von ergreifender, auffallender Schönheit und hätte wohl ihren Platz in der stolzesten Kirche verdient. An allen Formen der lebensgroßen Gestalten zeigte sich jene Meisterhand, die den harten Stein in eine weiche

Masse verwandelt und wunderbar beseelt und belebt: es war der siegende Glaubensheld, dessen Gestalt dort oben am Kreuze hing, nicht der gemarterte Sterbende; die edlen Züge des Angesichts heilig, ruhig, schon fast verklärt, der schöne Körper in der unbezwingbaren Starrheit des Todes, nirgends mehr eine Spur von Leiden und Kampf. Aber Maria, die mater dolorosa, welch' ein Anblick! Eine herrliche Gestalt, zusammengebrochen, nicht gesunken unter der Last des Jammers, ein wundervolles Antlitz, auf dem der ungeheuerste Schmerz versteinert lag, das Bild eines Leides, das nie und nimmer enden kann. Steinerne Thränentropfen hingen, o, so entsetzlich schwer, an den Wimpern, und um den schönen Mund zuckte ein Weh, das weder im Himmel noch auf der Erde Trost gefunden. Mitleidig hatten frische grüne Blätter sich an das Gewand der Dulderin geschmiegt, und süße Blumen, dicht neben dem Körper des Gekreuzigten hervorgesprosst, deckten sanft die Wundenmale zu. Selten traf es sich, daß ein vorüberziehender frommer Wanderer dies Bild entdeckte, selten beugte sich ein Knie vor diesem Kreuze.

An dem oben beschriebenen Octobermorgen geschah es aber, daß ein junger bleicher Mann sich niederwarf vor dem einsamen Heiligenbilde; krank und ernst war sein Gesicht, müde und traurig die dunkeln Augen,

schwach und gebeugt die hohe Gestalt: tief seufzend blickte er auf zum Gekreuzigten. Er sah den Himmelsfrieden des großen Todten und ein Schauer der inbrünstigsten Andacht kam über ihn; er sah die engelhaften Züge Maria's, sah das namenlose Leid in diesem Antlitze, und bebte zurück vor dem Ausdrucke solchen unermeßlichen Weh's. Ein unendliches Mitleid durchdrang seine Seele; es war ihm, als solle er sie lösen mit Gewalt, diese Schwerter, die die quälende Mutterbrust durchschnitten; es war ihm, als riesen die harten Steinthränen an den Wimpern laut um Erbarmen. Sein eigenes Leid, mit dem er hergekommen, verschwand vor der Riesengröße dieses stummen Jammers; alle Klagen drängten sich in das volle Herz zurück; er vergaß die nagenden Schmerzen seiner Brust und neigte demüthig das Haupt. Da ertönte ein helles, süßes Ave Maria durch die Luft, gesungen von zwei lieblichen Frauenstimmen: ein Schwesternpaar, dem Madonna gnädig die kranke Mutter geheilt, kam daher, um der Himmelskönigin das tägliche Dankopfer frischer Blumen zu bringen. Es waren zwei schöne Gestalten, die eine voll und üppig, mit stolzem Blicke und lebensglühenden Wangen, die andere zart, blond, schwarzäugig und von sanften, entzückenden Zügen. Sie legten duftige Kränze nieder zu den Füßen des Crucifixes, beteten leise und zogen weiter. Die Blonde

aber wandte noch einmal verstohlen das Köpfchen nach dem einsamen Beter.

Dieser aber schaute jetzt empor und bat mit leiser Stimme: „Madonna, erbarme dich meiner: Ich bin allein, ganz allein in dieser schönen Welt und ich leide! Gib mir ein schönes Herz, das mich liebt und heile die Schmerzen meiner kranken Brust!“ — Da war es, als ob ein Schleier zerrisse vor seinen flehenden Augen; das Marienbild bebte, ein Blitz des Lebens durchzuckte das Antlitz der Schmerzensmutter und der steinerne Mund hauchte: „Bringe meinem unermeßlichen Schmerze ein würdiges Opfer, nimm diese furchtbaren, starren Thränen von mir, erweiche sie, daß sie sanft dahinfließen und mein gemartertes Herz erleichtern, laß meine erstarrten Wunden süß bluten, und deine Bitte sei erhört!“

Als der Betäubte die Klarheit seiner Gedanken wieder fand, sandte die Mittagssonne schon ihre glühenden Strahlen, und alles Lebende verbarg sich scheu vor ihrem heißen versengenden Hauche. Nur der Erstandene achtete ihrer nicht, seine Wangen brannten, seine Augen blitzten, ein seliges Lächeln spielte um seine Lippen; flüchtigen Fußes eilte er zurück nach Neapel.

Und am andern Tage kamen wieder in klarer Morgensonne die holden Schwestern, sangen ihr kinderfrommes

Ave Maria, wobei der silberhelle Sopran der zarten Blondine entzückend mit dem vollen Alt der reizenden Brünnette contrastirte. Und wieder fanden sie am Heiligenbilde den jungen Mann mit den braunen Locken und der gedankenvollen Stirn; aber diesmal kniete er nicht vor dem Kreuze, er lag am Abhange des Hügels, ließ die begeisterten Blicke hin- und herschweifen, hielt ein Blatt in der Hand und schrieb mit einem Stifte allerlei seltsame Zeichen darauf. Dabei war ein Leuchten in seinem Antlitze, daß die fromme blonde Lauretta fast vergaß, ihren Rosenstrauß niederzulegen in den Schoß der Madonna, und die feurige Lucia erstaunt den strahlenden Jüngling anblickte. Zögernd entfernten sich endlich die Schwestern, aber Lauretta ließ heimlich das Sträußlein duftiger Orangenblüthen von ihrer Brust niedersinken zu den Füßen des Fremden.

So sahen sie sich denn alle Tage in den Frühstunden, diese drei schönen Gestalten, und nicht der Sturm noch der tückische Regen der Wintermonde vermochte diese Wallfahrten zu hemmen. Die Blicke der glühenden Lauretta wurden immer länger, weicher, inniger, Wort und Ton der sanften Begrüßung jedoch immer schüchterner, bebender, die Entzückung in den Zügen des ernsten Mannes immer verklärter.

So kam der März heran, dieser wundersüße Monat

in Italien, mit seinen frischen Knospen, hellen Blättern und lauen Winden. Aber Lauretta sah nicht, daß die Gestalt des Jünglings trotz des belebenden Frühlingsodems immer mehr und mehr dahin schwand, sein Schritt schwerer und seine Wangen hohler wurden; denn ein trügerisches wunderschönes Roth ruhte wie ein Hauch auf seinem edlen Angesichte und die dunklen Augen glänzten wie von einem überirdischen Feuer. Da fragte er eines Tages mit leiser Stimme: „Darf ich Euch am folgenden Tage einen Gesang bringen, einen Lobgesang für die heilige Mutter? Und wollt Ihr ihn mir singen mit Euren reinen schönen Stimmen, und so ein Opfer mir darbringen helfen? Madonna hat ein solches Opfer begehrt, sie hat mir gar Herrliches verheißen zum Lohne. O, wie mich nach der Erfüllung verlangt! — Helft mir, helft mir mein Gelübde vollbringen: singt meinen Gesang am künftigen Sonntage zu den Füßen dieses Crucifixes, und Ihr werdet Zeuginnen sein der Wunder, die Madonna an mir thut.“ Lucia nickte ihm gewährend und freundlich zu, Lauretta aber legte ihre zitternde Hand in die seine, und eine Thräne fiel schwer und brennend aus der köstlichen Nacht ihrer Augen.

Es war am 16. März, an einem Sonntagabend, als die drei Gestalten wiederum an dem Heiligenbilde anlangten: Lauretta stützte die wankenden Schritte des

Jünglings; ein Veilchenkranz hing an ihrem Arme. Das Crucifix schaute ernst auf die Gruppe. Der Erschöpfte stürzte nieder, erhob die wachsbleichen Hände und rief leidenschaftlich und tief bewegt: „Heilige Schmerzensmutter, nimm mein Opfer an!“

Und neben ihm stiegen, wie tönender Opferduft, die beiden Frauenstimmen auf, wunderbar rein, ernst und erhaben; sie sangen die Worte:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“

Kein Zephyrodem säuselte durch die Blätter der Bäume, kein Laut regte sich rings umher; es war eine heilige Stille, ein Verstummen der Natur vor der Großartigkeit und wahren Heiligkeit dieses Sanges, dieser Melodie. Eine tiefe weiche Wehmuth zitterte in den Frauenstimmen und träufelte nieder in jedem Tone.

Der Betende schien in Entzücken zu vergehen. Unverwandt, in unbeschreiblicher Erregung, in verzehrender Angst, in fieberhafter Erwartung hingen seine Blicke an den Zügen der Maria; und als die Worte niederschwebten:

„Quis est homo, qui non fieret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio?“

als diese zauberſüßen Töne voll des erhabenſten Mitgefühls herabſanken von den Lippen der begeiſterten Sängerinnen, ſiehe, da bebte das ſtarre Antlitz der mater dolorosa: der unſäglichſte Schmerz löſte ſich, eine himmliſche Rührung umleuchtete den ſchönen Mund; die laſtenden ſteinernen Thränen wurden weich, ſchmolzen dahin; es bluteten die Wunden der ſchwertdurchdrungenen Bruſt und helle, heiße Tropfen fielen nieder auf das Haupt des Opfernden.

Da verſtummten ſie, die ewig nagenden, wilden Schmerzen ſeines matten Körpers, da hob ſie ſich in vollem freiem Athemzuge, die beengte kranke Bruſt, eine wunderſüße Ermattung kam über ihn, er breitete ſelig die Arme aus, Laureita ſtürzte angſtvoll zu ihm nieder, ein Lächeln flog wie ein Sonnenſtrahl über das Antlitz des Zuſammenſinkenden; Giovanni Battiſta Pergoleſi war todt!

Das Wunderbild der trauernden Maria iſt längſt zerfallen und verwittert, Jasminſträuche und Aloebüſche bedecken die liebliche Stätte, und der Leichnam des unſterblichen, ruhmgekrönten, jugendlichen Meiſters, deſſen gläubige Seele das ewig herrliche Stabat mater ſang, ruht im kühlen Dome von Vescorato. Zu den Füßen jenes Hügels aber, an deſſen Abhang ſich einſt das Crucifix lehnte, erhebt ſich, kaum bemerkbar, ein blumenüber-

sponnenes Grab, halb versunken unter dem schweren Tritte der Zeit und beschattet von trauernden Cypressen. Es birgt die reine Hülle eines liebenden Herzens, das Madonna einst dem Bittenden verheißen: die irdischen Reste der blonden Lauretta.

Blumen und Vögleins Leid und Freud'.

„Euch, die Ihr's mit dem Herzschlag eingetauscht,
Euch weiht der Dichter seiner Märchen bestes!
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauscht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie gerauscht.
Und, was der Dichter Euch enthüllt: — vergeßt es!"

Putlitz: „Was sich der Wald erzählt."

In einem großen, schönen Zimmer, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war, von dessen hohen Fenstern schwere rothe Seidenvorhänge niederwallten, wohnte ein junges frohes Mädchen. Daß sie jung und sorglos war, sah man wohl aus all' den vielen glänzenden Spielereien, die überall auf den Tischen und Spie-

gelschränken umherlagen und standen: Porzellanpüppchen mit drolligen Gesichtern, Vöglein von Glas, Kränze von künstlichen Blumen und dergleichen Dinge mehr, aufbewahrt wie heilige Reliquien unter gläsernen Glocken, damit der Hauch, der noch über ihnen schwebte, der rosige Hauch aus der Kinderzeit nicht verwehe. Dazwischen war die Büste Schiller's aufgestellt, dieses Ideals aller aufbrechenden Herzensknospen; auf dem Flügel lagen die Tänze des letzten Balles, der „Liebesfrühling" von Rückert, und einige bunte Schleifen, Erinnerungen an den jüngst verrauschten heitern Tanzabend. Ein Kanarienvogel zwitscherte in seinem schimmernden Käfig; Epheu und Blumen waren in zierlich bemalten Töpfen in einem großen Blumenkorbe zu sehen, den man in die Mitte des Zimmers geschoben hatte. Es war eben Vormittags um die elfte Stunde und ein klarer scharfer Wintertag; in der Stube aber wehte heiße trockene Sommerluft: der Ofen blies seine schwarzen Backen auf und sprühte Feuer.

Da sagte leise, leise wie Blätter und Blüthen reden, der Epheu, das frische Lieblingskind des Waldes: „Schwestern, mir schwindelt! das Mark vertrocknet in meinen Adern; hat denn keine sich ein Tröpflein Wassers aufgespart, mich jetzt damit zu laben?" Die Schwestern schüttelten trauernd und schweigend die Köpfchen. „O, unser Dasein in den Wohnungen der Menschen ist Qual!"

flüsterte eine Monatsrose, deren bleiche Wangen schon längst das tiefe Mitleid einer sanften blauen Passionsblume erregten, „meine armen Füße, welche sie Wurzeln nennen, schmerzen mich sehr; man hat mich eingepreßt in dies harte, kalte Gefäß; überall zerstoße ich mir meine feinen Zehen!“ — „Wir alle theilen diese Schmerzen,“ antwortete eine zartblättrige Schlingpflanze vom Fenster herüber, „aber ich leide noch mehr als Du! Sieh her, wie sie mich heraufgezogen haben an die glatte starre Wand, wie sie mich zwangen, an diesem todten Boden festzuhalten, wie sie mit eisernen Stiften meine Ranken fesselten! O, jedes Glied meines Leibes fühlt Schmerzen, ich vermag nicht mehr mich frei zu bewegen: ausgespannt, ewig gebunden, schmachte ich hin, und jedem Blatte, das sich meinem Mutterschoße entringt, gebe ich unter namenlosen Martern das Dasein.“ — „Geduld, Geduld!“ lispelte die Passionsblume, „schaut mich an, ich trage auch mein Kreuzlein. Dürr und trocken ist unter mir das kleine Stücklein Boden, aus dem ich nur mühsam meine spärliche Nahrung ziehe, und man hat mich abgewendet vom Lichte, das ja aller Blumenseelen süßeste Speise. Seht, wie ich meine Arme und Hände und mein Gesicht unter Martern drehen und wenden muß, um einen einzigen schwachen Strahl zu erhaschen! und habe ich endlich den holden Lichtquell erreicht, fühle ich den glühenden

Sonnenkuß auf meinen sehnenden Lippen, so faßt mich eine rauhe Hand und trägt mich an einen andern Ort; ich muß mich wiederum schmiegen und schlingen, und die eben durchkämpften Qualen beginnen auf's Neue." — Ein kranker Heliotrop, in einer dunklen Ecke und der Ofengluth am nächsten, richtete sich bei diesen Worten mit krampfhafter Aufregung auf, wandte sein müdes Haupt nach dem Lichtscheine, der durch alle die andern Blumen und Blätter nur gebrochen zu ihm drang und seufzte: „Helios, Helios, Du meine ewige Sehnsucht! Ach, wie grausam sind doch die Menschen, daß sie mir meinen Lebensquell, Dein leuchtend Antlitz entziehen und verbergen!" — „Hast Du Dich von Deinem Fieberschauer noch nicht erholt, Schwesterlein?" fragte eine zarte Reseda eine liebliche Aurikel, die mit dem gepuderten Köpfchen am Boden lag, „es war auch gar zu gewaltsam und stürmisch, das Wasserbad von Menschenhand nach so langer Dürre." — „Ich fühle mich noch immer nicht wohl," erwiderte die Aurikel, „habe noch keine Kraft mich aufzurichten, aber ich gewöhne mich allmählich an alle diese Dinge und lebe weiter. Ach, so behandeln uns die Menschen, die sich so weise dünken! Müßten sie nicht selbst wissen, daß ein so furchtbares Uebermaß von kaltem Tranke nach tagelangem, glühendem Schmachten unmöglich heilsam sein kann? Draußen in der weiten

Erde, unserer Heimath, werden wir zwar auch oft plötzlich überschüttet, aber jene Tropfen sind süß und warm, und wir theilen sie mit Millionen Schwestern und Brüdern; und dann strecken die Sonnenstrahlen ihre Arme aus und ziehen uns sanft empor, wenn wir uns beugten!" — „Ja, draußen ist's schön!" sagte eine Glockenblume schwermüthig; „draußen brauche ich nicht so steif und gerade zu stehen wie hier; die Ehe mit dem Stocke, an den sie mich gebunden, bringt mich zur Verzweiflung. Immer und ewig mit ihm zusammen zu sein, alles mit ihm zu theilen: Schlaf und Wachen, Durst und Nässe, Hitze und Kälte, und nimmer ein Wörtchen zu hören, nimmer eine Regung zu sehen, o, das ist zum Sterben! — Ha, wie spielte draußen der Wind mit meinen Glocken, daß sie weit hin tönten, allen Blumen zur Lust; wie durften wir uns wiegen und neigen, mit ihm spielen und ihm neckend ausweichen, wenn er uns gar zu stürmisch küssen wollte! Ach und mein holdes Lieb, der Zephyr!" — „Von Hitze und Kälte redest Du, blaue Blume?" nahm hier ein bleiches, hochaufgeschossenes Schneeglöckchen das Wort. „O, dieser jähe Wechsel zwischen Gluth und Frost ist es ja, der mir den größten, tiefsten Jammer bereitet. Wenn wir noch still und süß da unten im weichen Erdbettchen schlummern, fest zugedeckt von den feinen Schneefedern, und vom Frühling träumen, der uns

weckt mit seinen Liebesaugen, sobald die Zeit gekommen, reißen uns die erbarmungslosen Menschen aus der warmen Muttererde, bannen uns in enge Zellen, erhitzen unsern Boden mit trügerischer Gluth, erwecken uns aus dem Schlafe, treiben uns gewaltsam hervor; und wenn wir dann schlummertrunken an's Licht taumeln und ausschaun nach dem Engel, der uns rief, so ist es fremd um uns her: — kein Frühlingslüftchen weht über unsere heißen Wangen; und öffnen dann unsere grausamen Pfleger zuweilen gar ein Fenster, so blicken wir trostlos und schaudernd in das eisige Antlitz des hohnlachenden Winters. Mühsam schleppen wir uns noch ein Weilchen fort, um bald — ach wie gern! — die Augen zu schließen zum langen, langen Schlummer."

So klagten die Blumen unter einander; auf einem kleinen Tische, dicht am Fenster aber stand eine weiße, hohe Camellia. Sie verstand nicht was die andern Blüthen sagten; sie war ja eine Fremde, ein verlassenes, verbanntes Kind des Südens, eine Blumen-Peri, die ihr verlornes Eden sucht, eine trauernde Königin, die man aus ihrem blühenden Reiche verwies; sie konnte ihnen auch nicht antworten, sie schaute nur zu ihnen hinüber mit den märchenhaften Augen, aber um dieses ihres Blickes willen liebten sie alle Blumen. Auch war sie schön wie ein Dichtertraum, und echte Schönheit öffnet

überall, zumal im Blumenreiche, wo kein Neid lebt, Thür und Thor. — Auf den ernsten, festen, dunkelgrünen Blättern der fremden Blume lag dicker Staub; sie athmete schwer und gequält. — „Camellia leidet wieder sehr!" flüsterten die Blüthen, „müde und traurig sieht sie aus; vielleicht gedenkt sie ihres Vaterlandes, wo es gar herrlich sein soll, wie uns einst eine sterbende Myrthe erzählte." — Die Camellia gab keine Antwort, sie wußte nur in einer Sprache zu reden; sie stand still, unendlich einsam und träumte. — Ach, solche Blumenträume sind schöner, leuchtender, als irgend ein Menschenherz ahnt! — Und sie gedachte des fernen Landes, der Palmen und der Cypressen, des Lotos, der glühenden Sonne und des ewig blauen Himmels, und tiefe Trauer und heiße Sehnsucht umzog das wunderzarte Weiß ihrer Wangen mit einer dunklen Furche des Grams.

Da erhob plötzlich der goldgelbe schlanke Vogel da oben in seinem prunkenden Kerker die helle Stimme und sang in verständlichen Lauten zauberfüß in das Ohr der Stillen: „Fremde Wunderblume, höre mich! Geboren wie Du unter fernem, gluthvollem Himmelszelt, gefangen wie Du, gefesselt wie Du, mußten unsere Seufzer und Thränen, unser Sehnen und Hoffen sich begegnen. Ich habe jeden Hauch der Wehmuth aufgefangen, der von Deinen unberührten Lippen schwebte, jeden Tropfen

belauscht, der, unbemerkt von Menschenaugen, Dein unermeßliches Heimweh verrieth, und nun ist Dein Leid eins geworden mit dem meinen, nun muß ich Dich lieben mit einer Liebe, so unendlich, so gewaltig wie unsere Schmerzen. O, wäre ich mit Dir dort auf jener seligen Insel, die das Meer mit seinen weichen Liebesarmen so verlangend umschließt, über die es seinen kühlen Odem haucht, damit der Sonnenkuß, der wilde, die breiten saftigen Blätter nicht versenge, die dort wachsen, und die stolzen Blumen, wo die hohe Palme rauscht und der uralte Drachenbaum seine mächtigen Zweige weit hinstreckt über das blühende Land und allnächtlich mit den ewigen Sternen Zwiesprache hält, weil er auf Erden keine Altersgenossen mehr findet; wo sich alles liebt und zärtlich umschlingt, vom rauhen Felsen, den der Cactus und üppiges Moos bedecken, bis zum höchsten Baumwipfel, an den sich duftende Magnolien klammern. Dort in jenen Gefilden des Lichts und der Liebe leben meine Eltern und Geschwister, dort jubelt mein ganzes Geschlecht, dies Eden besingen alle meine Lieder. Und wenn nun das Sehnsuchtsleid meine Brust oft so zusammenpreßt, daß die Angst mich die goldnen Gitterstäbe vergessen läßt, und ich wild mit den Flügeln schlagend auf und ab taumele, da sagen die Menschen zu einander: „seht, wie fröhlich der Vogel ist!“ — Oder glüht es in mir, und

wollen die brennenden Schmerzen um die Geliebten daheim mich vernichten: so tauche ich in zitternder Hast mein Gefieder in die kühle Fluth, die sie mir in einer glänzenden Schale in mein enges Haus bringen, und suche Vergessenheit. Und wenn dann die hellen Tropfen weit umherspritzen und ich bebend und trostlos, daß ich nicht fand, was ich suchte, meine Flügel von dem Naß zu befreien strebe, lachen sie und rufen: „seht, wie er spielt und scherzt, der Schalk!“ — Und blendenden Sand streuen sie mir auf den Boden meines Kerkers, und sein feiner giftiger Staub verzehrt allmählich das Licht meiner Augen: trübes Wasser und harte, grobe Körner sind die Nahrung dessen, der sich am morgenfrischen Thautropfen labte und duftende Kräuterspeise genoß. Oft harre ich Tage lang unter Qualen auf einen frischen Trunk; man singt, man tanzt, man scherzt: die bittende Vogelstimme versteht niemand! Wie selten verirrt sich ein grünes Blättchen an mein Gitter! mit welcher Lust stürze ich darauf zu: — grün, grün, — o, diese Farbe ist ja wie ein leiser, süßer Duft der Heimath! — Mein einziger Trost ist meine Stimme; je bitterer mein Schmerz, je lauter schmettere ich; mein Leidgesang ist nicht sanft, nein, wild und gellend; deshalb werfen die ungeduldigen Menschen oft einen dichten Schleier über mein Haus; dann verstumme ich und verschleiere auch meine Pein. Ist der

lange, lange Tag mit seinem furchtbaren Einerlei endlich vorüber, so kommt die Zauberin Nacht, unsere holde Freundin, und trägt uns mit weichen Händen über Land und Meer zur schönen Insel, die uns geboren, versammelt alle unsere Lieben um uns her, überschüttet uns mit Wonnen, die wir einst genossen; und wenn wir dann zuweilen hell auffauchzen im Uebermaß der Lust, schauen sich die Menschen, die noch wachen, verwundert an und fragen: „träumen denn die Vöglein auch?“ — Und das Ende von allem ist der Tod. Haben Sehnen und Entbehren den schwachen Körper aufgerieben, so schließen sich die Augen, die Schwingen erlahmen, die Füße erstarren, und statt der kühlen Wiege eines duftenden Blattes wird unser Sterbelager der harte Sandboden oder die warme, unruhige Hand eines mitleidigen Menschen.“

„Lebten wir aber ohne zu lieben — was bei uns Vögeln für die größte aller Sünden gilt —, so erlöschen wir mit unserm letzten Hauche; umfaßten wir jedoch ein Geschöpf unseres Geschlechts oder eine reine Blume mit unserer vollsten Inbrunst und wurden geliebt: so beginnt für uns nach dem Sterben ein neues, seliges Dasein in ewiger Vereinigung mit der Geliebten, in süßer Freiheit dort in jenem geheimnißvollen Wundergarten, den die Menschen „das verlorene Paradies“ nennen. — Darum liebe mich! — o, liebe mich, schönste aller Blumen, Kind

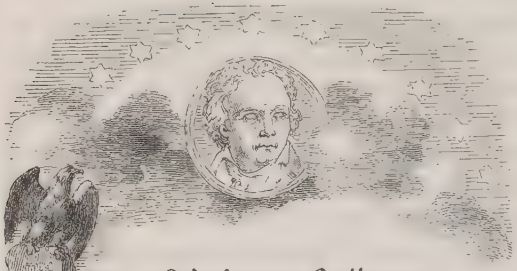
des Lichts! — gieb mir Unsterblichkeit! — sieh, ich verzehre mich in Sehnsucht nach Deinem Blicke!" —

So sang der Vogel, und die weiße Blume lauschte und erröthete sanft; dann zitterte sie, breitete ihre Blätter auseinander und hauchte: „Ich will Dein sein! aber sei sanft mit mir, denn ich bin krank. Ich kann nicht mehr athmen; graues Gift hat sich schwer auf meine Brust gelegt; ich werde vergehen, wenn nicht bald Erlösung kommt!" Das Vöglein verstand alles, bog hastig mit dem feinen Schnabel die Gitterstäbe seines Kerkers auseinander, die Liebesseligkeit gab ihm Riesenkräfte, es drängte sich mit blutenden Flügeln hindurch und flatterte zur wunderschönen Camellia. Da lächelte die Blume zum ersten Male, und ein seltsam berauschender Dufthauch entstieg ihrem Kelche, und das wonnetrunkene Vöglein wehte mit den Schwingen den Staub von den Blättern der Zarten, und sie athmete tief, wie befreit von qualvoller Last.

Leise öffnete sich jetzt die Thüre und das Mägdlein, die Pflegerin des Sängers und der Blumen, trat herein. Der Schlaf hing noch an ihren langen dunklen Wimpern; Ermattung von genossenen Triumphen lag auf ihrer jungen Stirn; die durchschwärmte Nacht hatte ihr Wangenroth gebleicht. „Welch dumpfe schwüle Luft!" sagte sie unfreundlich und wollte das Fenster öffnen. Da ge-

wahrte sie den goldgelben Liebling und scheuchte ihn hastig. Aber das Vöglein, halb besinnungslos von dem Duftkusse der Geliebten, war wie geblendet, taumelte hin und her, und zerstieß sich das Köpfchen am harten, trügerischen Glase des Fensters.

Als der letzte melodische Seufzer des Sterbenden durch das Zimmer hallte und des Mädchens dunkelblaue Augen in bittern Thränen überströmten, hörte man ein sanftes Niedertropfen: — todt am Boden lag die fremde stille weiße Blume.



Ludwig van Beethoven.

„Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

Schiller.

Es giebt hier in unserer freuden- und thränenreichen Welt Wesen, die unsere Gestalt tragen und Menschen genannt werden wie wir, über deren Häupter aber unsichtbare Götterhände ein Füllhorn der köstlichsten und seltensten Gaben verschwenderisch leerten und denen die Erde nichts mehr zu geben vermag, als eben nur den Boden für ihre Füße. Im stolzen Bewußtsein ihres unermeßlichen Reich-

thums vergessen dann oft diese Götterlieblinge Welt und Menschen, überfliegen mit ihren siegenden Blicken achtlos unsere Freudenfrühlinge und Leidenswinter, Blumen und Dornen, und schauen nur auf das ewige Lichtmeer, von wannen ihnen ihre Herrlichkeit gekommen. O, senkt sie doch zuweilen, Eure glanzerfüllten Augen, Ihr Strahlenden! verschmäht sie nicht die kleine Erde, die Euch geboren; lächelt und weint mit den Menschen, die Euch staunend anblicken und leise nach Eurer Krone seufzen; wahrt Euch, hütet Euch! Jedes Wörtlein Eurer freudetrunkenen Lippen belauschen feindliche Mächte und bitter rächt sich die verleugnete Mutter alles Lebendigen an ihren übermüthigen Kindern. Der Boden hält sie fest, die glänzenden Gestalten, und die Dämonen der Tiefe und Finsterniß, diese uralten unvertilgbaren Feinde glückseliger Menschen, blicken neidisch auf die Auserwählten, verwunden mit nimmer heilenden Schlangenbissen ihre achtlos dahingleitenden Füße, legen feine Schlingen und spannen dunkle Netze aus für die lächelnden Lichtkinder mit den gebundenen Flügeln, und rasten nimmer Tag und Nacht. Es giebt nur einen Talisman für diese dunkeln grausigen Gewalten, nur einen Schutz und Schirm gegen die Macht der Hölle: das Blümlein Demuth! —

In einem halb verschatteten, großen Garten der anmuthigen Rheinstadt Bonn saßen an einem schönen

Sommerabende vier freundliche, frohe, dankbare Menschen, drei Frauengestalten und ein jugendfrischer, kraftvoller Mann. Sie schwiegen alle, heimlich gerührt; denn die Erde feierte eben ihr allabendliches Traum- und Ruhefest: der Mond hatte sich über die stille geschmückte Geliebte geneigt, und sein sanftes Angesicht zerfloß bei ihrem Anblicke in Liebe und Entzücken; die Blumen flüsterten mit den Sternen, und der Zephyr küßte die Blätter der Bäume, daß sie vor Wonne bebten. Alle Klänge und Gesänge entschlummerten allgemach; nur von fern rauschte der mächtige, silberübergossene Rheinstrom, und ein frommes Glockengeläute wehte und zitterte durch die warme Luft.

Endlich brach eine junge, melodische Stimme das andachtsvolle Verstummen. „Großmutter! Mutter! Ludwig!“ hauchte eine lieblicher Mädchenmund, „wie schön, wie reizend ist doch unsere Erde! wie reich und glücklich sind wir alle, wenn wir gut sind! — Schlafen nicht unsere heißesten Wünsche ein an solchem Zauberabende?“

Das milde mütterliche Angesicht wandte sich der Redenden zu und antwortete mit einem tiefsinnigen Liebesblicke; der junge Mann aber legte leise seine kräftige, schön geformte Hand auf den blonden Scheitel der Schwester und sagte: „Welch ein Unterschied zwischen Dir und mir, holde Träumerin! Deine kindlichen Wünsche schweigen in der süßen Abendermattung, und die meinen,

die heftigen, wilden, wachen auf und erheben lauter ihre Stimmen als am hellen lärmenden Tage!"

„Aber was könntest Du noch begehren, Du Himmelsstürmer?" flüsterte das Mädchen, und blickte mit einem anmuthigen Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgniß in das stolze erregte Antlitz des Vielgeliebten.

„Sinne einmal nach, Liebling!" entgegnete er; „was mag wohl das Schönste sein auf Erden, was ist das Höchste, was dem Menschen werden kann hienieden, welches ist das strahlendste Geschenk der Götter für eine ringende, sehnende Menschenseele?"

„Das schönste, strahlendste Geschenk?" wiederholte die Liebliche ernst. „Ach Großmutter, da müssen wir Dich zuerst fragen, die ja die Welt und die Menschen schon so viele, viele Jahre an sich vorüberziehen sah; sprich, Theuere, und hilf mir!" — Und sie wandte sich vom Bruder ab zu einer stillen, gebückten Gestalt, die im tiefen Schatten einer blühenden Linde saß, und deren winterliches Angesicht die unverwischbaren Spuren eines ewigen Herzensfrühlings trug.

„Das Schönste, das Herrlichste ist wohl das Licht, meine Geliebten!" war die Antwort der Greisin. Großmütterlein war aber blind; sie hatte schon längst den Frühling nicht mehr gesehen, noch die treuen glänzenden Augen ihrer Lieben und den strahlenden Tag und die

monderhellte Nacht, und mochte nun wohl in ihrer Dunkelheit an den ewigen Himmel denken, der mit seinem blendenden Glanz immer näher und näher heran rückte an ihr müdes Herz, und dem ihre ganze Seele entgegenjauchzte.

„Das Licht?" — rief Ludwig zweifelnd aus, und in seinen dunklen Augen blitzte es seltsam, — „o, nein, das Licht ist nimmermehr die höchste Gabe für den Menschen, Licht ist nur eine süße Labung, eine sanfte Freude, ein warmer Trost; aber Licht ist nimmermehr das Höchste! Licht ist nicht Leben."

Da ergriff die Schwester hastig seine ausgestreckte Hand; „Ludwig, der Ton ist das Schönste!" lispelte das reizende Geschöpf freudig, und dachte an die schönen Gesänge des Vaters, an die wundervollen Tonphantasien des Bruders, wenn er daheim am Flügel saß, und an ihre Lieblinge, die selig schmetternden Vögelein, an die herrliche Nachtigall, diesen himmlischen Frühlingsgast im dunklen Lindenbaum, und an alle die lieben Menschenstimmen, die so mild an ihr junges Herz schlugen.

„Kinderherz!" antwortete liebkosend der Aufgeregte, „wohl empfindet die Seele berauschende Wonne, wenn die Klangwellen eines mächtigen Harmonienstromes sie einhüllen, untertauchen, begraben, tragen und wiegen;

der Ton ist auch mehr als Licht, er ist die Verkörperung des Lichtes; aber dennoch nimmermehr das Höchste! — Mutter, Mutter! erräthst Du es nicht?" rief er immer heftiger aus, und warf sich vor der Sanften nieder auf die Knie. Und sein geistvolles Gesicht mit den fremdartigen, unregelmäßigen Zügen verklärte sich wunderbar in diesem Augenblicke der Erwartung und Begeisterung: eine höhere von seinen Lieben noch unbegriffene Weihe umzog sein stolzes Haupt, und es war, als ob sich eine Strahlenkrone herabsenkte auf seinen jugendlichen Scheitel, so hell blitzte das Mondlicht in seinen dunklen üppigen Locken.

„Mein Kind!" sagte die Mutter unendlich weich und zog den Sohn eng an die Brust: das Höchste ist die Liebe! nach des Dichters Worten:

„Es überwiegt das Leben Alles,
Wenn Lieb' in seiner Schale liegt!"

Da ließ der Jüngling die Arme sinken, riß sich los und flüsterte schmerzlich: „Auch Du nicht, geliebte Mutter? Liebe sagst Du? O, die Liebe ist ja nur ein Traum; und ich will nicht träumen, Mutter, nein, ich will schaffen, leben. Drum hört es, meine Lieben, und glaubt mir: das höchste, strahlendste Geschenk der Götter ist die Kraft, die schöpferische, nie versiegende Kraft, und ich ahne, ich fühle ihr Dasein, ihr Keimen und Wachsen in meiner Brust. — Götter, Götter, laßt mir diese berauschende Macht! gönnt

sie mir und nehmt mir dafür alles, was die Menschen als ihr Höchstes und Schönstes erkennen, ersehnen und anbeten! Licht, Klang, Liebe, — ich bedarf ihrer nicht! — Eurer Gabe opfere ich alle irdischen Harmonien, allen Sonnen- und Sternenschein und tausend Liebesträume ohne einen einzigen Seufzer! Beraubt mich aller Erdenfreuden und Güter, aber gebt mir ewige Schöpferkraft, und ich will Euch preisen, so lange ich athme! Dann baue ich mir eine eigene Welt! nicht eine, nein, tausend und aber tausend Welten werden erstehen durch meine Macht, auf mein Gebot. Was soll mir in meinem überreichen Leben, in meiner überschwenglichen Seligkeit die kleine arme Erde? Harmonien werde ich vernehmen, aber nicht mit meinen Erdensinnen; Licht werde ich schauen, aber nimmer mit den Augen meines Leibes: — und Liebe? — o, wen die Götter lieben, der sehnt sich nach einem schwachen Menschenherzen wohl nimmermehr!" — Hochaufgerichtet stand er da, ein Bild des edelsten, aber ungezähmtesten Stolzes, ein kühner Bittender, ein bittender Gebieter! Welche Gottheit vermochte ihm zu widerstehen?

Aber eine tiefe Bangigkeit zog wie ein kühler Schauer durch die Herzen der liebenden Frauen: die Wange der Schwester erbleichte und das Mutterauge füllte sich mit Thränen. — Eine Wolke verschleierte den Mond, ein heftiger Nachtwind erhob sich plötzlich; die Blumen schlugen

betäubt die zarten Blätter dichter zusammen, ein Flüstern, Beben, Zittern durchzog die ganze Natur und erschreckte die ruhende Erde wie ein böser Traum; dunkle Schatten dehnten und regten sich; das widrige Gekreisch einer Eule ertönte gleich einem Hohngelächter, die Vöglein erwachten davon und flatterten ängstlich hin und her.

„Uebermüthiges, geliebtes Kind, mögest Du nie mit Schmerzen dieses Abends gedenken!" sagte leise die Greisin und erhob sich. Stumm und seufzend geleiteten Tochter und Enkelin sie in das schützende Haus. Nur der Jüngling verträumte die halbe Nacht unter dem dunkeln Lindenbaume, schwelgend in seligen Gefühlen und prophetischen Ahnungen, und Lindenblüthen, thautropfenschwer, sanken auf seine Brust wie duftende Thränen.

Und nur wenige Monate später, im Jahre 1792, verließ Ludwig van Beethoven das traute Elternhaus, um hoffnungsreich und erwartungsvoll einzuziehen in die damals so prunkende Kaiserstadt Wien. Das Geschenk der Götter, die gewaltige schöpferische Kraft, blieb ihm — wir wissen es ja alle — in ungeschwächtem Glanze, wie keinem Sterblichen, bis zum letzten Hauche seines Lebens: Tonwellen erstanden auf sein Geheiß, und er ließ sie spielend aus seinen Händen gleiten, unbekümmert, ob die Menschen davor niederknieten in andachtsvoller Bewunderung oder vor Entzücken weinten und

jubelten. Seine Symphonien, seine Messen, sein Fidelio, seine Ouverturen, seine Sonaten, seine feinen Mosaikarbeiten aus den köstlichsten Edelsteinen, seine klaren Liederperlen sind die unsterblichen Erzeugnisse seiner himmelstürmenden Schöpfergewalt. Aber die kleine Erde, die er verschmäht, verschloß ihm zürnend nach und nach alle ihre blumengeschmückten Thore, und großartig ernst, wie der Götterliebling selbst, wurde seine Einsamkeit. Ein finstrer Dämon berührte mit kalter Hand schadenfroh grinsend sein Ohr; und fortan drang kein Klang der Außenwelt mehr zu der stolzen und doch so weichen Seele. Keine Zauberblume der Liebe fiel auf seinen Weg; und endlich erlosch auch das süße Licht der Erde; undurchdringliche Nacht und Grabesstille umgaben die ungebeugte Titanengestalt. Alle seine Lieben waren schon längst heimgegangen; fremde Hände leiteten den hülflosen, königlichen Greis; fremde Hände bereiteten ihm sein letztes Lager. Und alle diese stechenden Schmerzen, die ihm sein Erdendasein brachte, drückte er mit herkulischer Kraft tief in seine starke Brust zurück; alle seine Wunden verhüllte er vor Menschenblicken; nie klagte der Stolze mit einem einzigen Laute: doch sah man ihn auch nimmer lächeln.

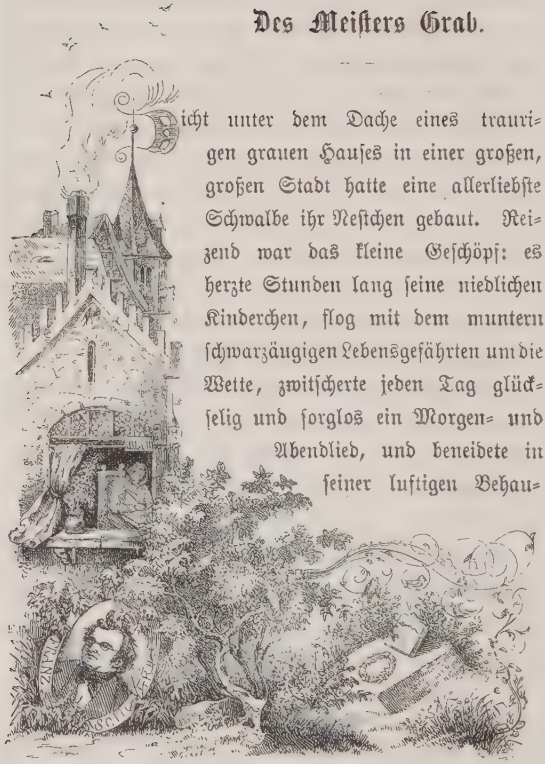
Aber die, die ihn erkennen, anstaunen, lieben, vernehmen wohl den Schrei der Verzweiflung, der so oft seine gigantischen Schöpfungen geisterhaft durchbebt und

unsere Seele so mächtig erschüttert; es war die Sehnsucht der Riesennatur nach der verschmähten Liebe, die Sehnsucht eines einsam Wachenden nach dem süßen Traume, den Millionen neben ihm so selig träumen. Und die dunkeln Schatten, die hie und da plötzlich die Glanzgebilde seines schaffenden Geistes überfliegen: — es waren die Seufzer des gefesselten, verlassenen Prometheus nach dem Lichte, nach den Klängen der Erde, die ihn trug, und die er einst im stolzen Uebermuthe von sich gestoßen.

Und grausam, unerbittlich hielt sie ihn fest, die rächende Erde, bis am Abend des 26. März des Jahres 1827, Hand in Hand mit dem irdischen Frühlinge, auch der ewige Lenz herniederschwebte zu dem einsamen stolzen Helden. Die starren Bande der leuchtendsten Schwingen lösten sich, der Kerker der Seele stürzte zusammen! — „Mutter, Mutter! jetzt will ich träumen und ruhn! Ich bin müde vom Schaffen und Wachen!“ riefen die sterbenden Lippen.

Droben aber umfingen in himmlischer Vereinigung ewiges Licht, ewiger Klang, ewige Liebe die große befreite Menschenseele.

Des Meisters Grab.



Dicht unter dem Dache eines traurigen grauen Hauses in einer großen, großen Stadt hatte eine allerliebste Schwalbe ihr Nestchen gebaut. Reizend war das kleine Geschöpf: es herzte Stunden lang seine niedlichen Kinderchen, flog mit dem muntern schwarzäugigen Lebensgefährten um die Wette, zwitscherte jeden Tag glückselig und sorglos ein Morgen- und Abendlied, und beneidete in seiner luftigen Behau-

sung nicht den König der Vögel, den stolzen Adler in seiner hohen Burg. Wenn die Schwalbe nun so fröhlich und unermüdlich auf- und abschwebend „gute Nacht!“ rief, und der Mond am Himmel dazu lächelte: da öffnete sich ein kleines Fenster und ein freundliches Menschenantlitz mit schönen, aber schwermüthigen Augen schaute heraus; und diese Augen verfolgten die schwirrende jubelnde Schwalbe lange, lange. Ach! solch ein Schwalbengesang ist aber auch von einer so eigenthümlichen Frische und Lebendigkeit, daß wir allen Trauernden rathen möchten, diesem kunstlosen herzigen Gezwitscher zu lauschen; das Herz wird dann leichter in der Menschenbrust. Das mochte wohl auch der stille Beobachter des Vögleins empfinden; denn wenn er endlich das Fenster verließ, blickten seine Augen nicht mehr so trostlos; oft schwebte sogar ein leises Lächeln auf seinen Lippen. War er nun verschwunden, dann tönten aus dem kleinen Stübchen volle herrliche Klänge und zogen hinaus in die schweigende ruhende Welt. Aber fröhlich waren sie nicht, diese Töne, das fühlte die sorglose Schwalbe und konnte nicht rasten bei diesen Klängen voll dunkler Sehnsucht und tiefem Leide; wenn endlich ihre kleinen Flügel ermüdeten und sie in die luftige Wohnung schlüpfte, ganz behutsam, ohne den Schlummer der Kleinen zu stören, so mußte sie immer und immer wieder den kleinen Kopf aus dem Neste her-

vorstrecken und die klugen Aeuglein nach dem Fenster richten, hinter welchem noch ein matter Lichtschein glänzte. Dann brausten und wogten die Harmonien immer mächtiger und erschütternder; die kleine Schwalbe aber wußte nicht, wann sie verhallt waren: am frühen Morgen war es ihr, als ob so eben erst der letzte Ton verklinge.

Den ganzen Tag über war das Fenster grün verhangen und im Zimmer herrschte tiefe Stille; das Vögelchen streifte oft dicht vorbei an den Scheiben, aber es regte sich nichts dahinter. Gar zu gerne hätte es die schöne Passionsblume, welche auch erst am Abend sichtbar wurde am geöffneten Fenster, nach dem allmächtigen Tonzauberer gefragt, aber die Passionsblume hatte ihre großen blauen Augen stets in das Innere des Zimmers gerichtet, wo ihr geliebter Pfleger weilte: nur selten blickte sie flüchtig hinaus in die Welt. Zudem gelten diese Blumen unter den Vögeln für stolz und allzufromm; Grund genug für die Schwalbe, eine kleine Abneigung zu hegen gegen diese geheimnißvolle Blüthe; denn Schwälbchen mit den hübschen Augen war ein Freigeist.

Der Sommer verging wie ein Traum. Die Zugvögel rüsteten sich zu ihrem weiten Fluge in die glücklichen, warmen, sonnenhellen Lande und nahmen Abschied. Die jungen Schwalben flogen um das Haus

und horchten den lieben bekannten Klängen, die ihre Wiege umschwebt hatten. Rauhe Winde wehten und rissen die welken Blätter von den Bäumen; die letzten Blumen sanken hin und starben. Das kleine Fenster aber stand, trotz des kühlen Abends, weit offen, die Töne drangen herrlich daraus hervor: und der unbekannte Zauberer saß gebeugten Hauptes am Flügel, und seine feinen bleichen Finger glitten leise, fast bewußtlos über die Tasten. Rings umher lagen große und kleine Papiere, mit Noten beschrieben, zerstreut. Die kleine Schwalbe, vom Weh des Scheidens durchdrungen, gezogen und betäubt von den wunderbaren Klängen, vergaß all' ihre Scheu, flog in das ärmliche Zimmer, umflatterte das Haupt des Zauberers, berührte mit den Flügelspitzen seine edle Stirn und taumelte endlich, verwirrt von dem milden Dankesblicke seiner Augen, an seine müde kranke Brust. Sie fühlte, wie im Traume, daß weiche Hände sie umschlossen, ein Hauch sie berührte, sanfte Lippen ihr Köpfchen küßten; da wehte es frisch vom Fenster her: — die Schwalbe erwachte aus dem süßen Taumel und schwirrte mit einem Jubel- und Abschiedsruf hoch, hoch in die Lüfte. Der tiefe Sehnsuchtsseufzer eines gequälten Menschenherzens folgte ihr. Auf der ganzen Reise plauderte sie mit ihren Kindern und mit ihrem Lebensgefährten und Liebling von ihm, der sie in seinen Hän-

den gehalten, von ihm, der sie geküßt — und träumte von den Himmelsklängen Tag und Nacht.

Als der holde Frühling wiederkam, kehrten auch die Schwalben wieder und suchten mit hellem Freudengeschrei ihre alten Nester. An einem entzückenden Maitage zog auch unsere kleine Schwalbe ein. Das schmale wohlbekannte Fenster war aber nicht verhangen, das Zimmer leer und die Passionsblume stand bleich und matt in der Sonnengluth; Frau Sonne aber schien gerade heut an der reizend geschmückten Welt unendlichen Gefallen zu finden, sie ging so langsam als nur möglich und ganz widerstrebend zur Ruhe. Die Schwalbe dagegen konnte den Abend kaum erwarten. Endlich kam er und breitete seinen dunklen Schleier über die Erde; das ruhelose Vögelchen flatterte umher und lauschte. Vergebens! — keine süßen Klänge zogen durch die schweigende Nacht; das Fenster blieb fest verschlossen. Am anderen Morgen flog die Schwalbe zur Passionsblume; die war sterbenskrank und verschmachtete. Mit den Flügeln wehte sie der Todesmatten Kühlung zu; leise, leise flüsterten dann beide mit einander, dann neigte die schöne Blüthe ihr Haupt und schlief ein. Die Schwalbe aber löste sie leicht vom verdorrten Stengel und flog mit ihr davon, weit, weit zum stillen einsamen Friedhof. Dort schimmerte ein frischer Rasenhügel im Sonnenlichte: die

Schwalbe legte die Blume nieder zu den Füßen ihres treuesten Pflegers, der dort tief unten schlummerte, und kehrte betrübt, müde und traurig heim.

In der Abendkühle aber flog sie in einen nahe liegenden, reizenden Wald und suchte ihre Freundin auf, die gefeierte Sängerin Amsel. Die Amsel war nicht allein; sie saß auf einem hübschen Tannenbaume, und ein Stieglitz hatte kecklich neben ihr Platz genommen. Ein Stieglitz mit seinem bunten Röckchen ist nämlich den Vogeldämchen so gefährlich, wie den jungen Mädchen heutzutage ein Lieutenant nur immer sein kann. Die Schwalbe aber hatte keine Augen für ihn: in ihrem Köpfchen wogten gar ernste, wichtige Gedanken. Flüchtig grüßte sie und sagte bittend zur Amsel, welche so coquett als möglich den dicken Kopf senkte: „Liebe, Du mußt mir einen Gefallen thun." — „Was ist's?" flötete die Amsel ziemlich nachlässig, denn die Störung machte ihr eben keine allzugroße Freude. — „Ich will ein Nachtconcert veranstalten," erwiderte geheimnißvoll die Schwalbe, „und Du sollst darin singen." — „Gern, gern!" entgegnete die Geschmeichelte und versuchte einen Triller, über welchen der Stieglitz fast den Hals brach vor Entzücken. — „So ist denn wohl gar der König Adler gekommen," sagte sie, „oder der schöne Prinz Falk mit seinem Adjutanten, dem gefährlichen Grafen Sperber?

vielleicht auch" — „Nein nein, nichts von alle dem!" unterbrach die Schwalbe die Rede ihrer Freundin, „ich will einem todten, herrlichen, lieben Musikmeister ein recht hübsches Schlummerständchen an seinem letzten Ruhelager bringen, und mein Gesang allein däucht mir zu schlecht, obgleich ich weiß, daß er mich gern zwitschern hörte, als er noch lebte; Du sollst mir helfen mit Deiner Kehle, liebe Amsel!" — Die Sängerin wollte vor Staunen vergehn. „Welche Zumuthung," rief sie empört, „meine Stimme der schädlichen feuchten Nachtluft preisgeben um eines todten Musikanten willen? Nein, liebe Freundin, daß kann unmöglich Dein Ernst sein, so etwas von mir zu verlangen, von mir, der berühmten Sängerin des Waldes! Zudem muß ich mich schonen für morgen. Ich singe in der Matinée eines durchreisenden Raben-Virtuosen auf der Schnabelharmonica; Mittags giebt ein höchst interessanter, landesflüchtiger Canarienvogel, der seinen Contract gebrochen, ein Concert, und Abends ist musikalische Unterhaltung bei der Frau von Elster."

Mitten in diesem Geschwätze war die Schwalbe tief gekränkt davon geeilt. Sie kam zum niedlichen, launischen Rothkehlchen. Mit eifrigem Gezwitscher trug die Schwalbe ihre Bitte vor. Rothkehlchen hatte nicht übel Lust, war aber sehr geschäftig und zerstreut: es erwartete seinen

Anbeter, einen lockeren Zeisig, hatte allerlei köstliche feine Samenkörnchen auf frische Rosenblättchen gelegt und blaue Glockenkelche, mit Thau gefüllt, zum Trinken aufgestellt. Schwälbchen wartete ein wenig; der Zeisig kam nicht. Plötzlich wurde Rothkehlchen heiser, konnte „unmöglich" singen, stellte sich sehr krank, schlüpfte in das Nestchen und schloß die Augen. Traurig hob die Schwalbe ihre Flügel und schwirrte durch den Wald ihrer Wohnung zu. Unterwegs erblickte sie den treulosen Zeisig; seelenvergnügt thronte er auf einer schönen Birke, neben ihm eine reizende Grasmücke, mit der er um die Wette sang und trällerte. Die Schwalbe nickte mit dem Köpfchen und wollte vorüberfliegen. „Was hast Du denn, liebe Seele?" rief aber der muntere, sorglose Gesell im grünen Röckchen, „Du siehst ja ganz bekümmert aus. Eine Schwalbe mit traurigem Gesichte ist ja etwas Unerhörtes. Erzähle, erzähle!" — Und Schwälbchen erzählte. — „Wir singen mit!" sagte am Schlusse der Zeisig ganz ernsthaft, „wir singen alle mit, ich verspreche es Dir." — „Und ich auch, im Namen aller meiner Schwestern," rief die niedliche Grasmücke.

Die Augen der Werberin leuchteten: „Da habe ich ja einen prächtigen Chorus für meinen herrlichen Meister Franz!" jubelte sie. — „Meister Franz! Von dem ist die Rede?" kreischte hier der Zeisig und stürzte der

Schwalbe mit ausgebreiteten Flügeln um den Hals, „o, den kennen wir ja alle! — Er war es, der meinen kranken Bruder, dem ein böser Knabe das Beinchen gebrochen, so liebevoll pflegte, der jeden Vogel aus den Netzen und Sprenkeln tückischer Menschen befreite, und auch meine Geliebte, die erste nämlich, das schönste Blaukehlchen der Welt, aus den Händen eines barbarischen Vogelhändlers erlöste mit dem letzten Groschen, den er in der Tasche trug, und sie dann fliegen ließ. Ja ihn, den lieben Meister, kennen alle Vögel und Blumen; wie oft wanderte er nicht durch den Wald und summte leise wundersame Melodien! Für ihn, für ihn wollen wir singen, jede, jede Nacht!" — „Um Mitternacht denn auf dem Friedhofe!" flüsterte selig die Schwalbe und flog davon.

In einem der letzten Bäume des Waldes war fröhliches Leben. Der Vetter Dompfaff hielt dort Schule: eine Unzahl kleiner, niedlicher Vögel hatte sich um ihn versammelt; er selbst saß ganz ehrbar in der Mitte mit seinem schwarzen Käppchen und rothen Westchen, schaute mit seinen freundlichen klaren Augen das tolle, junge Volk an, und erzählte allerlei possirliche Geschichten. Die Schwalbe sprach mit ihm von ihren Plänen. Vetter Dompfaff versprach seine Mitwirkung und gab der Schwalbe einige empfehlende Worte an seinen besten Freund, den

Musikdirector Specht mit, welcher wenige Bäume entfernt von ihm hauste. Die jungen Vögel wollten auch für den guten Meister Franz singen, den sie alle zu kennen behaupteten, einige aus den Erzählungen des Vaters und der Mutter, andere aus den Schilderungen ihrer großen Schwestern und Brüder. — Fröhlich nahm die Schwalbe Abschied. Was ihr bei dem wackern Specht begegnet, wollen wir nicht verrathen; aber etwas Schönes muß es gewesen sein, denn sie kam erst spät nach Hause, strahlend vor Freude, sprach nur mit den Augen, winkte ihren Lieben und flog nach kurzer Rast auf den stillen Friedhof hinaus.

Den blendendsten Silberschein goß der gefällige Mond über das Grab des Meisters. Es war Mitternacht. Da tönte es aus allen Zweigen von nah und fern, und ein voller Chor der lieblichsten Vogelstimmen sang das Lob des todten Meisters, des stillen, ernsten Sängers, des Fremdlings auf dieser Erde, den die Vögel und Blumen besser verstanden, kannten und ehrten, als die Menschen: das Lob des einsamen, müden Wanderers Franz Schubert. Die treue Schwalbe umflatterte den Hügel und küßte die Grasspitzen; auf dem Rosenbusche, der sich über das Grab neigte, wiegte sich eine Nachtigall und flötete zauberisch, sie war die Lieblingsschülerin des braven Musikdirector Specht, welcher ganz eifrig den Tact

schlagend zu den Füßen des todten Meisters saß. Die Vögelchen sangen so entzückend, daß der Mond und die lieben Sternlein lauschten und alle Blumen erwachten, alle Käfer herbeiflogen und die Leuchtwürmchen einen Lichtglanz zogen um das stille Grab.

Ob wohl dieser frische, süße, lebensfrohe Gesang hinab in die Träume dessen drang, der da unten so sanft schlummerte? — Die Vögel glauben es; und alljährlich in den ersten Tagen des Wonnemonds, des holden Mai, bringen sie dem gestorbenen Meister Franz den ersten Lenzesgruß in stiller Mitternachtsstunde; und in den letzten Tagen des Herbstes, wenn sich die fröhlichen Schwalben rüsten zur weiten Reise, scheiden alle die lieblichen Sänger von ihm auf glückseliges Wiederfinden!

Und so ist sein Grab nimmer verlassen; kleine helle Vogel- und Blumenaugen bewachen dies stille geheiligte Plätzchen.

Die Erfindung der Harmonica.

In dem dritten Stockwerk eines unscheinbaren Hauses der Londoner City brannte an einem düstern Novembernachmittage in einem der hübschesten kleinen Eckzimmer, die man sich denken kann, ein lustiges Kaminfeuer. Es lachte dem mürrischen Winter geradezu in's Gesicht, der eben Hände voll Schneeflocken und Eisstückchen an die

Scheiben warf und dazu tobte und heulte wie ein gefangener Bär. Die Dämmerung fing schon an, die ungeheuere Stadt in graue Schleier zu wickeln; nur die Spitze von St. Paul und die Riesengestalt des Towers wehrten und sträubten sich noch unter ihren Händen und ragten aus dem verhüllenden Nebel hervor. Die Laternen auf den Straßen waren bereits angezündet und kämpften ihren allabendlichen Kampf mit dem Tageslichte. Das Eckzimmer war auch halb verschleiert, und das zuckende Licht der Flammen tanzte an den Wänden auf und nieder, fuhr über den Fußboden, spielte an der Decke, und berührte auf diesen Streifzügen abwechselnd die Gesichter und Gestalten der vier Menschen, die eben dort beisammen waren.

Die bedeutendste Erscheinung in dem kleinen Kreise war ein Mann, der dicht am Kamin in einem tiefen Lehnstuhl saß und seinen Kopf an die Rückwand seines Sitzes gelegt hatte. Er war schwarz gekleidet, trug aber der Sitte der damaligen Zeit entgegen keine Perrücke, sondern das eigene graue volle Haar, das an den Schläfen scharf zurückgestrichen war. Aber welche Stirn zeigte sich da, welche wunderbar schöne Schläfen! Es war unmöglich sich ein Menschenantlitz mit einer edleren Stirn zu denken; die Träume einer großen Seele waren dort aufgezeichnet und zwei klare geistvolle Augen

standen als Traumdeuter dabei. Wer hätte bei der Betrachtung dieses Kopfes wohl die Frage aufwerfen mögen, ob er schön von Zügen, ob die Jugend von Wangen und Lippen weggeweht, ob der Mund, der so bezaubernd zu lächeln verstand, regelmäßig geformt? Die Gestalt zeichnete sich in keiner Weise aus, aber alle Bewegungen des Mannes waren sicher und edel. Und sein Name? Benjamin Franklin, der liebenswürdige Menschenfreund, der berühmte Bürger Amerika's, der gefeierte Gelehrte. Eine wissenschaftliche Angelegenheit hatte ihn eben jetzt, zu Ende des Jahres 1752, von Philadelphia nach London geführt, woselbst er einige Monate zu verweilen gedachte. Sein erster Besuch galt einer von ihm hochgeachteten Verwandten, der ehrenwerthen Mistreß Davies, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihren beiden talentvollen Töchtern, Mary und Cäcilie, äußerst zurückgezogen in der großen Weltstadt lebte.

Franklin hatte sich kaum der Mädchen erinnert, die er einmal nur gesehen, als sie noch sehr junge Kinder waren, und erstaunte nicht wenig, sich von zwei schlank aufgewachsenen, reizenden Geschöpfen von 18 und 19 Jahren mit verwandtschaftlicher Traulichkeit begrüßt zu sehen. Die lebhafte Cäcilie war ihm gleich um den Hals geflogen, die ältere Schwester Mary hatte ihm zitternd und erröthend nur die Hand hingereicht. Beide Mädchen konnten es

kaum fassen, den großen Mann, mit dessen Ruhm die Mutter sie gleichsam aufgefüttert, nun wirklich vor sich zu sehen. War doch fast kein Tag vergangen, ohne daß von ihm die Rede gewesen. Die Glorie, die sich um den Namen dessen zog, den der Himmel ihnen gerade näher gestellt als allen andern, wurde zum Sonnenschein für die Herzen der kleinen Familie. Die ungewöhnlichen Vorzüge dieses Geistes, der hohe Adel dieser Seele, wurde an keinem Orte tiefer und inniger erkannt, als in dem dritten Stockwerk des unscheinbaren Hauses der Londoner City. Jedes Ereigniß des Franklin'schen Lebens wurde von der Mistreß Davies ihren Töchtern gegenüber besprochen, all' das Thun und Lassen des seltenen Mannes erschien den drei Frauen unantastbar. Seine erste Liebe zu der wunderschönen Miß Nells, seine Trennung und spätere Wiedervereinigung mit ihr, die mittlerweile das Weib eines anderen geworden, hatte für die jungen Gemüther einen hohen Reiz. Mary begriff nicht, wie ein Mädchenherz, wenn es von solchem Manne geliebt worden, sich jemals einem andern ergeben könne, während Cäcilie sehr richtig bemerkte, daß Franklin damals, als er um die reizende Miß Nells geworben, noch nicht der hochgefeierte Franklin gewesen sei.

„Ach, wäre ich doch Miß Nells gewesen!" hatte Mary leise geseufzt, worauf ihre Schwester etwas ärger-

lich geantwortet: „wie kannst Du Dir nur wünschen, jetzt alt und häßlich zu sein und nicht mehr singen zu können!“

„O, wenn er mich lieb hätte, dann gäbe ich alles hin, selbst meine Stimme!“

„Kinder, schwatzt nicht solch' unsinniges, sündhaftes Zeug!“ Mit diesen Worten hatte endlich Mistreß Davies das Gespräch unterbrochen. „Unser berühmter Verwandter ist jetzt alt und verheirathet, und wenn Ihr ihn sehen werdet, so wird keine von Euch daran denken, sich in ihn zu verlieben.“

Unter all' jenen verschiedenen und seltsamen Species der Frauenliebe, die noch kein Gelehrter in ein System zu bringen versucht hat, giebt es eine, die zwar nicht so selten blüht wie die Wunderblume welttrotzender großer Leidenschaft, die aber in ihrer Erscheinung immer rührt und fesselt. Es ist jene heimliche begeisterte Zärtlichkeit, die mit dem Finger auf den Lippen den Gestalten bedeutender hervorragender Männer folgt. Zu den Füßen hoher Palmen, kraftvoller Eichen, stolzer Platanen entfaltet diese bescheidene Blüthe ihre keuschen Blätter, nichts begehrend als eben solchen Platz. Sie erhält sich von den Sonnenstrahlen, die auf das Haupt des Baumes fallen; die feinen Wurzeln ihres zarten Lebens verschlingen sich allgemach mit den Wurzeln des Baumes; sie

fühlen und leiden mit ihm, ohne daß er es ahnt, und sterben, wenn er stirbt. Aber niemand, der erschüttert neben der gestürzten Eiche steht, trauert um das Veilchen, das sie erschlug. Es würde nicht schwer fallen in dem Leben aller großen Männer das liebliche Dasein solcher Blüthen nachzuweisen. Mary Davies war eine der lieblichsten unter ihnen.

Die Nachricht, daß Benjamin Franklin endlich wirklich nach England kommen und einige Monate in London bleiben werde, erregte natürlich einen wahren Freudensturm im Davies'schen Hause. — „Wir müssen ihm vorsingen, recht viel vorsingen," rief Cäcilie, „damit er doch merke, daß an uns auch etwas zu bewundern ist!" — Und sie hatte Recht, die allerliebste Kleine; ihr und Mary's Gesang war der Bewunderung werth, beide Schwestern hatten bereits in dem großen London Aufsehen erregt durch die seltene Vereinigung eines reichen Musiktalents und bezaubernder Schönheit mit kindlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung. Der Name der Schwestern Davies genügte, um jedes Concert zu füllen.

Und es kam die Zeit, wo er wirklich da war, der Gefeierte, Langersehnte, und wo er bei ihnen saß fast jeden Abend in dem kleinen Eckzimmer, wie wir es im Anfang dieser Erzählung beschrieben.

Mistreß Davies, eine stattliche freundliche Dame, trippelte etwas ruhelos hin und her, rückte dort einen Stuhl, legte hier eine Tischdecke anders, schob da eine Vase zurück, trat bald an's Fenster, bald an den Kamin und sagte zwanzig Mal halblaut: „es ist fast dunkel!" Sie war nämlich eine äußerst thätige Natur und hatte von jeher den süßen Zauber einer träumerischen Dämmerstunde nicht verstanden, auch ihren Töchtern dies gefährliche Vergnügen niemals gestattet. Seit der Anwesenheit ihres berühmten Verwandten mußte sie leider dergleichen dulden, da Franklin gerade die Zeit des Zwielichts vorzugsweise liebte. Die Mädchen plauderten leise am Fenster. Cäcilie saß auf einem Schemel zu den Füßen der älteren Schwester und hatte ihre hübschen Arme auf deren Knie gelegt. Ihr rosiges Gesicht war aufwärts gerichtet, die schwarzen schweren Locken fielen weit weg von den runden Wangen und rollten über die vollen Schultern herab. Sie fragte, erzählte, lachte, wie eben ein achtzehnjähriges Mädchen fragt, erzählt und lacht, aber Mary hörte nur zerstreut ihren allerliebsten Thorheiten zu, ihre Augen hingen an der prächtigen Stirn Franklin's. Mary war eine echte Tochter Altenglands, ein blondgelocktes wunderschönes Geschöpf mit dunkelblauen Augen und blendender Gesichtsfarbe. In den langsamen Bewegungen, in der Haltung der schlanken Gestalt, in

der leichten Neigung des Hauptes nach der linken Seite lag ein unbeschreiblicher Reiz, in dem zögernden schweren Aufschlag der schwarzen Wimpern aber, in den leicht eingedrückten Winkeln des feinen Mundes erkannte ein tiefer blickendes Auge sofort jene geheimnißvollen Zeichen eines allzuweichen Herzens, jene versteckten Wundenmale einer empfindsamen Seele: einfache rührende Trauer.

„Heute müßt Ihr mir endlich etwas singen, lieben Mädchen!“ sagte jetzt Franklin, „aber laßt's so dämmernd bleiben immer, die Musik klingt so am süßesten, wirkt so mächtiger als sonst.“

Die Schwestern erhoben sich, Mary schlug den Deckel des Claviers auf, das nicht weit vom Fenster stand, Cäcilie schob ihr den Sessel hin. Die schlanken Finger der ältesten Schwester liefen rasch über die schwarzen schnarrenden Tasten, sie klangen aber harfenhaft lieblich, wenn Mary spielte. Sie begleitete jetzt den Gesang ihrer Schwester. Cäciliens Stimme war von einer staunenswerthen Fülle und Biegsamkeit, der klangreichste prächtigste Sopran. Das junge Mädchen sang mit großer Vollendung eine Händel'sche Arie. Wenn man die Stimmen mit Farben vergleichen darf, so schien die Stimme Cäciliens wie strahlendes frohes Himmelblau. Das Zimmer war zu eng für die Klänge, die dieser jungen Brust entströmten. Franklin sagte, als die junge Sängerin geendet, heiter zu

Mistreß Davies: „Nun? ist's hier noch dunkel, Fanny? Ich habe mich im Licht!“

Später bat Cäcilie zärtlich schmeichelnd: „Mary, singe uns eine Deiner alten Balladen, keine Arie, nur Deine little scottish songs, die niemand auf der Welt ja so singen kann als eben Du!“ Und Mary wendete noch einmal ihr Köpfchen zu Franklin hin, schüttelte dann die Locken zurück, schlug einen wehmüthigen Accord an und sang eine wunderbare tieftraurige Weise, ein altenglisches Abschiedslied:

„Then fare thee well, my dear dear love!“

Franklin hatte sich lauschend vorgebeugt im Sessel und die Hände unwillkürlich gefaltet; der Gesang dieses Mädchens traf ihn im tiefsten Herzen. Er fühlte sich plötzlich in seine Kindheit zurückgetragen, die Stimme seiner Mutter schlug an sein Ohr, liebe süße Kindheitsbilder zogen nebelhaft vorüber. Wie aber die Töne weiter flossen, überströmte ihn plötzlich ein heißer Schmerz, eine unendlich traurige Sehnsucht, die Sehnsucht nach der verlornen Jugend. Er hätte in diesem Augenblick alles hinwerfen mögen, Ruhm und Glanz, sein ganzes vergangenes reiches Leben, um den Jugendschimmer eines Zwanzigjährigen. Denn dann hätte er ja diesem jungen blonden Mädchen jene glühenden Thränen zeigen

dürfen, die jetzt über seine Wangen rollten, und deren sich der alternde Mann fast schämte. Es lag übrigens in Mary's Stimme etwas Nervenerschütterndes, Ueberwältigendes, so zart eben diese Stimme an sich auch war. Sie vibrirte und zitterte wie Mondesstrahlen auf einem stillen See, und die eigenthümliche Verschleierung des Tones hatte einen unnennbaren Reiz. Franklin kämpfte mit der mächtigsten Erregung, die er je gefühlt; er war ja trotz seines mächtigen Körpers im Grunde eine sehr fein organisirte Natur. Als Mary den letzten Vers des einfachen trüben Liedes beendet, wollte er aufstehen, zu ihr hingehen, griff aber mit den Händen in die Leere und stürzte bewußtlos zusammen. Das Messinggeländer des Kamins verletzte seine Stirn; einige Tropfen Blut rannen die linke Schläfe herab.

Die kleine Familie gerieth bei diesem unerwarteten Vorfall in eine namenlose Bestürzung. Cäcilie rief nach Licht, Mistreß Davies versuchte den Ohnmächtigen aufzuheben, — nur Mary stand, einer Statue gleich, regungslos mitten im Zimmer. Erst als die Dienerin mit dem Armleuchter hereintrat und sie die Mutter sagen hörte: „Hannah, helft mir zuerst hier und dann lauft zum Doctor Snobbers!“ kam die Bewegung in die starre Gestalt. Mary warf einen Blick der Verzweiflung auf Franklin und glitt geräuschlos aus dem Zimmer. Nie-

mand vermißte sie, alle waren mit dem Bewußtlosen beschäftigt. Sie lief die Treppe hinab, öffnete die Hausthüre und stand auf der schneebedeckten Straße. Der eisige Nordwind, der hier ihre glühenden Wangen traf und ihre Locken verwirrte, machte sie einen Augenblick schaudern, dann aber eilte sie um so rascher vorwärts, gejagt von dem einen Gedanken: „er stirbt und ich habe ihn in den Tod gesungen!“ O, wie sie in diesem Moment ihre eigene Stimme haßte! Wie ein Schatten glitt sie an den Häusern hin; zwei kurze Straßen waren es ja nur, die sie von der Wohnung des alten Hausfreundes und Arztes trennten.

Aus einer dunkleren Seitengasse schlug ihr jetzt Lärm entgegen: sie achtete nicht darauf. Aber eine Schaar lustiger junger Männer strömte herbei, der Schein einer Laterne traf eben das schöne bleiche Mädchengesicht, entsetzt drängte sich Mary dichter in den Schatten der Häuser, vergebens — man umringte sie und ängstigte das junge Mädchen mit allerlei losen Reden. — Sie raffte all ihren Muth zusammen und sagte mit ziemlich fester Stimme, während ihr Herz fast hörbar schlug: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich gehen! Ich will den Arzt holen für einen Sterbenden. Doctor Snobbers wohnt zwanzig Schritte von hier!“ Ihr todtenblasses Gesicht, ihre angstvollen Augen, der Ton ihrer Stimme trugen so sehr das Ge-

präge der Wahrheit, daß die Uebermüthigen fast unwillkürlich zurückwichen. Das gehetzte Reh entwich, erreichte die Wohnung des Doctors, stürzte in das Zimmer des alten Herrn und fiel mit dem Rufe: „Franklin stirbt!“ vor ihm nieder. —

Benjamin Franklin war längst wieder hergestellt von seinem „kleinen Nervenzufall“, wie er es selbst lächelnd nannte, als der dunkle Todesengel noch immer an Mary's Lager stand. Jener Abendgang und die mit ihm verbundenen heftigen Gemüthsbewegungen hatten dem zarten Wesen eine schwere Krankheit gebracht, von der das Mädchen nur sehr langsam genas. — Als sie endlich, zur Freude ihrer Lieben, erstanden war und gestützt auf den Arm ihres gefeierten Freundes die ersten Schritte wieder wagte, als sie seine stille Sorge sah und seine ernste Zärtlichkeit, da segnete sie heimlich in ihrem Herzen jene bange Abendstunde, die ihr ein Glück gebracht, das sie vorher nie gekannt; das Glück von *ihm* umsorgt zu werden.

Arme Mary! Sie ahnete damals noch nicht, was ihr jene Stunde genommen! Wenige Wochen später entdeckte sie es mit unsäglichem Kummer, mit einem Gram, dem ihre Seele fast erlag: sie hatte ihre Stimme verloren.

Doctor Snobbers war der einzige, der sich über die Folge jenes unvorsichtigen Abendganges nicht verwunderte. „Dies sogenannte Unglück ist kaum der Rede werth," sagte er, „Mary's Leben selbst stand auf dem Spiele!" Er begriff nicht, wie die Frauen so trostlos weinen konnten, denn Mutter und Schwester trauerten kaum minder tief als Mary selbst um den Verlust einer bloßen Stimme. Ach, wem die himmlische Gabe des Gesanges nicht geworden, der faßt es freilich nimmer, welch eine Quelle der reinsten Freuden, des süßesten Trostes sie zu werden vermag, daß das Herz in ihr alles findet, was es sonst entbehren muß! Wer singen kann, der singt sich jede Freude tiefer in die Seele, und findet auch für das bitterste Weh ein Wiegenlied. Tausend süße Geheimnisse steigen im Gesange auf die Lippen, in den Tönen zittert, weint, jubelt das Herz, redet von heißer Liebe und glühendem Verlangen — und niemand darf es deshalb anklagen oder strafen.

Als Mary Davies nach allen erdenklichen Versuchen den verlorenen Schatz wiederzugewinnen, endlich einsah, daß er für immer dahin, versank sie zwar nicht in eine finstere Trostlosigkeit, aber sie welkte still' wie eine Blume welkt, der man das Sonnenlicht genommen. Ihr kunstvolles Clavierspiel machte ihr keine Freude mehr. „Es läßt mich am härtesten fühlen, was ich verlor!" sagte

sie und spielte nur, wenn sie ihre Schwester begleitete. Anfangs zerfloß sie auch beim Gesange Cäciliens in Thränen, nach und nach erschien sie ruhiger. Sie bemühte sich sichtlich, ihrem verehrten Freunde eine Resignation zu zeigen, die sie trotz aller ernsten Bemühungen — nicht empfand.

Aber Franklin ließ sich nicht täuschen. Er verschob seine Rückreise nach Philadelphia von Monat zu Monat und erschien nach wie vor regelmäßig in den Abendstunden im Davies'schen Hause. Allein gedankenvoll und zerstreut starrte er dann, in tiefes Sinnen verloren, vor sich hin und beantwortete kaum die Fragen, die Mistreß Davies oder Cäcilie an ihn richteten. Musik wollte er nicht wieder hören, das kleine Clavier blieb verschlossen, wenn er da war. Wenn Mary aber mit ihrer leisen gebrochenen Stimme ihn anredete, fuhr er auf und gab freundliche Antwort, ja wenn sie sich nur bewegte, sah er zu ihr hin, so versunken in Gedanken er auch schien. Seine Augen folgten ihr immer, kein Seufzer, keine heimliche Thräne, kein Schatten des Schmerzes, der über ihre Stirn flog, entging ihm. Aber er redete nie über Mary's Verlust.

So schlich Woche auf Woche dahin, der Sommer rüstete sich zum Scheiden, die ersten Blätter fielen: da trat eines Abends Benjamin Franklin zu späterer Stunde

als gewöhnlich in das stille Eckzimmer. Mutter und Töchter saßen um den kleinen Tisch, Cäcilie las, Mistreß Davies arbeitete, Mary träumte. Sie sah den Eintretenden überrascht an: so verklärt hatte sie sein Gesicht noch nie gesehen, eine unbeschreibliche tiefe Freude leuchtete aus seinen Augen und überströmte plötzlich auch ihr Herz mit einem warmen Glücksgefühl. Er trat zu ihr hin und faßte ihre Hand. „Liebe, liebe Mary", sagte er weich und leise, „Du hast um meinetwillen Deine süße Stimme verloren, eine Stimme, die ich nie, nie vergessen werde: heute bringe ich Dir einen Ersatz; Du sollst wieder singen, wenn auch nicht mit Deinen Lippen. Bleibe ruhig hier, während ich in's Nebenzimmer gehe, und gieb Acht auf die Töne, die zu Dir hereinziehen werden."

Erwartungsvoll, ja fast bebend drängten sich die Frauen an einander; die Thür des Nebengemachs blieb halb geöffnet. Eine kurze Pause — dann zitterten, rieselten, fluteten süße Klänge in Ohren und Herzen der Hörerinnen, Töne von so rührend weichem Gepräge, von so eigenthümlichem Schmelz, wie sie weder die Harfe, noch die Flöte, noch irgend ein Instrument, das die Frauen bis jetzt gehört, hervorzubringen vermochte. Es waren Laute, die aus einer anderen Welt zu dringen schienen, Töne einer verklärten Menschenstimme, Engels-

gesang, man konnte sie ohne Thränen nicht hören. Sie zogen das Herz aus der Brust, die Hörerinnen empfanden Weh und Lust zugleich. Und als sie lauter wurde, die wunderbare Musik, da erkannten sie alle die bittertraurige Melodie des altenglischen Abschiedsgesanges, des letzten Liedes, das Mary sang:

„Then fare thee well, my dear dear love!"

Da war es ihnen, als hörten sie wirklich Mary's Stimme, jene liebe, seltsame, herzerschütternde Stimme, die ja längst gestorben. Die Frauen schluchzten laut, Mary aber hielt sich nicht länger; mit einem Aufschrei des schmerzlichsten Entzückens riß sie sich los aus Cäciliens Armen und flog ins Nebenzimmer.

Franklin saß vor einem wunderlichen Instrument, aus einer Walze bestehend, die auf einem Fußgestell ruhte. An dieser Walze waren gläserne Halbkugeln von regelmäßig abgestufter Größe befestigt und so in einander geschoben, daß der Rand jeder Halbkugel über die folgende hervorragte. Franklin hatte seine Fingerspitzen an die Ränder der Glasglocken gelegt, die Walze durch eine Bewegung seines Fußes in Umschwung gesetzt und so jene zaubervollen Töne hervorgebracht.

„Mary, so hast Du gesungen!" rief er dem erstaunten und erregten Mädchen entgegen. „Und nun komm,

daß ich Dich wieder singen lehre — und wenn Du hier singst, so singt meine Seele mit Dir. Ich habe die Stimme für Dich erfunden!"

Die schöne Mary Davies war es, die später mit dieser klingenden neuen Erfindung des berühmten Franklin (Harmonica nannte er sie) die Welt in Staunen setzte. Durch unablässige Uebung hatte sie bald eine bewundernswürdige Fertigkeit auf diesem seltsamen Instrumente erlangt. Sie reiste, als sie den persönlichen Abschied von ihrem angebeteten Freunde überwunden — seine Seele hielt sie ja in ihren Händen — und Franklin nach Amerika zurückgekehrt war, zuerst nach Frankreich, dann auch nach Deutschland und ließ sich in mehreren bedeutenden Städten als Harmonicaspielerin hören. Wie sie spielte keiner wieder dies Instrument; ihre ganze Seele sang und klang mit, wenn die schlanken Finger die Räder der Glocken berührten. Sie war so entzückend schön in solchen Momenten, so getragen von Begeisterung, so leuchtend von heimlicher Freude, daß die Menschen, die sie dann sahen, fast von ähnlicher Verzückung ergriffen wurden. Viele konnten den Klang nicht ertragen, wurden ohnmächtig, zerflossen in Thränen, verfielen in Nervenkrämpfe, und doch drängte sich die Menge

zu den kurzen schwermüthigen Concerten der schönen Engländerin, wie sie sich sonst nur zu glänzenden Festen zu drängen pflegt.

Als Mary's Mutter gestorben war und ihre Schwester Cäcilie als gefeierte Sängerin in Italien glänzte, kehrte sie endlich nach London zurück, und hier erst gewahrte sie, daß diese zweite Stimme ihre Gesundheit mehr zerrüttet hatte, als die erste verlorene vielleicht jemals vermocht. Sie zog sich nun von aller Oeffentlichkeit zurück und lebte in tiefster Stille, kaum nur für ihre nächsten Freunde sichtbar. Allein und abgetrennt von allem, was ihrem Herzen theuer, sah Mary die Tage kommen und gehen, ohne Hoffnung, aber auch ohne Trauer. Sie klagte nie, sie war sogar heiter; sie konnte ja singen, und seine Seele sang ja mit! — Und diese Stimme, die sie von ihm erhalten, blieb so jung und wunderschön, als Mary's Locken sich schon längst gebleicht, die harte Hand der Zeit die Schönheit ihres Angesichts verwischt hatte. Wohin sie aber diese herrlichen Töne schickte, die sie allabendlich noch der geliebten Harmonica entlockte? Niemand wußte es. —

Die Aerzte staunten, daß dies schwache Leben sich fort erhielt, sie begriffen nicht, wovon es sich nähre, sie prophezeiten schon seit Jahren den Tod Mary's. Es mußte wohl noch ein Etwas auf der Erde sein, das mit

übermächtiger Gewalt diese Seele festbannte in ihrer zerbrechlichen Hülle.

Am 27. April 1790 war es, als sich Mary wiederum an ihre Harmonica tragen ließ: mit heiterem Lächeln berührte sie die Glocken; die Melodie des Abschiedsliedes:

„Then fare thee well, my dear dear love!"

erklang unter ihren noch immer schönen Händen. Plötzlich fuhr sie auf, horchte, lehnte sich zurück und — athmete nicht mehr. Der Faden ihres schwachen Lebens war zerrissen.

Zu derselben Stunde aber hatte der Todesengel, fern von jenem stillen Sterbezimmer, jenseits des weiten, weiten Oceans eine große starke Seele hinaufgetragen in den Himmel: die Seele Benjamin Franklin's.

Die Katzenfuge.

Denkt Euch ein kleines Haus, halb versteckt im dunkelgrünen Myrthengebüsch, umrankt von Weinlaub, umgeben und beschattet von wilden Rosen und Orangenbäumen, im Hintergrunde, auf prächtigem Lager ruhend, Neapel, die Königin aller Städte und darüber ausgespannt den ewig lachenden italienischen Himmel. Ein solches farbenreiches Bildchen ist gar entzückend anzusehen für Augen, halb geblendet vom Winterschnee und Eis, und wir träumen uns hinein mit unserem sehnsuchtsvollen Herzen in all' diese üppige Lieblichkeit, so daß wir endlich von dem dunkelblau leuchtenden Himmel reden, als ob wir selbst den belebenden, berauschenden Sonnenkuß empfunden und die fremde zauberische Herrlichkeit des Südens geschaut.

Habt Ihr Euch ein Veilchen gelabt an dem kleinen Bilde, so wendet Eure Augen auch einem alten, nachlässig gekleideten Manne zu, welcher vor der Thür des Hauses sitzt und gedankenvoll hinausstarrt in die Ferne. Ein Orangenbaum streut zuweilen einzelne Duftblüthen auf ihn herab: er achtet nicht darauf; Rosen küssen neckend seinen Scheitel, bunte Schmetterlinge flattern spielend um ihn her; vergebens, das rege reizende Leben und Treiben berührt ihn nicht. Und doch war Leidenschaft und Bewegung in seinem dunkeln, edelgeschnittenen Antlitz, und die brennenden italienischen Augen contrastirten seltsam mit dem nordischen Schnee seines Hauptes. Es war der Meister Alessandro Scarlatti. Eine Harfe lehnte an seinem Sessel und vor ihr hatte mit unbeschreiblich ernster Miene und unnachahmlicher Würde ein großer schwarzer Kater Platz genommen. Er beschäftigte sich damit, die Spitze seines Schwanzes, welche, wie sein linkes Ohr, in blendender Weise leuchtete, ganz leise über die Seiten tanzen zu lassen, bei welchem seltsamen Experimente denn natürlich allerlei fremde Töne zum Vorschein kamen. Er pflegte sich überhaupt, da sein hoher Gebieter niemals mißfällig diese musikalischen Studien bemerkte, jeden Morgen ganz rücksichtslos seinem Genius zu überlassen, fuhr unter den possirlichsten Geberden und Sprüngen mit der Schwanz-

spitze auf der Harfe hin und her und sang zuweilen im Uebermaße des Gefühls eine jener alten schwermüthigen Weisen seines Stammes, welche, wie man behauptet, im Stande sind, Steine zu erweichen und Menschen rasend zu machen.

Das alles störte den Meister Scarlatti nie, im Gegentheil, er lachte wie ein gutmüthiger Teufel, wenn sein Kater in seine musikalischen Verzückungen verfiel. Des Abends aber saß der Kater stets mit einem Gesicht, wie ein gerührter Rathsherr, im Winkel in der Stube seines geliebten Herrn, und der Meister selbst spielte dann die Harfe. Das mochte wohl auch in der That herrlich anzuhören sein, denn alle Vögelein, die in den Orangenbäumen und Myrthenzweigen sangen, kamen an das offene Fenster geflogen, um zu horchen, und die Rosen steckten ihre Köpfchen hinein, eins über das andere in solcher Hast und Ungeduld, daß gar oft ein zartes Knöspchen dabei sein süßes Leben verlor. Der Meister aber war anzuschauen, wie der wundersame alte Barde Ossian, nur nicht so schmerzerfüllt und gramgebeugt. Was Wunder, wenn bei solchen Zauberklängen die empfindsame Seele eines unverdorbenen Katers, der noch obendrein eine todte Liebste beweinte, in Wehmuth zerfloß und seine grünen Augen ihm übergingen, wie dem König von Thule. Bemerkte Scarlatti dieses köstliche

Naß, so zog er seinen treuen vierbeinigen Gefährten zu sich und streichelte, herzte und küßte ihn so lange, bis er seine tolle Katerlaune wieder bekam. Ueberhaupt führte der Kater ein ganz reizendes Leben bei seinem milden Herrn, dem er ja alles war, Freund, Weib und Kind, den er nie verließ, weder bei Tag noch bei Nacht. Componirte der alte Meister, so mußte ihm Ponto leise, leise mit der berühmten weißen Schwanzspitze über den Scheitel gleiten, wobei er ihm regungslos auf der linken Schulter saß. Zuweilen wurde auch Scarlatti heftig, ungeduldig, wenn ein Gedanke ihm nicht klar wurde, wenn seine Hand ermattete, oder die boshafte Tinte sich zu einer formlosen Masse verdichtete; dann flog der Kater durch ein plötzliches, unwilliges Achselzucken seines Herrn oft herab von seinem hohen Sitze mitten in die Stube hinein. Das nahm er aber auch nicht übel, sondern blieb bei dergleichen Unzartheiten freundlich, wie eine kluge Frau ihrem scheltenden Manne gegenüber, kam immer wieder sanftmüthig zurück und bestieg dann nach einigen Minuten schmerzlicher Verbannung mit dem behaglichsten Schnurren von neuem den verlassenen Thron. Dafür erhielt er aber auch, wenn sein Gebieter endlich Feder und Papier bei Seite geschoben, tausend liebe Schmeichelworte und noch andere Dinge, die seinen Magen in grenzenlose Entzückung versetzten.

Das alles war recht schön und gut, wenn nur der Sonntag nicht gewesen wäre, der einzige trübe Tag für den Kater Ponto. Des Sonntags pflegte nämlich ein gar sonderbarer, toller Gesell Quartier bei dem Meister Scarlatti aufzuschlagen und bei ihm zu verweilen, bis die stille Nacht die von Glanz und Glut ermattete Erde in ihren Sternenmantel hüllte. Der junge Sonntagsgast war ein Lieblingsschüler des Meisters, weit aus dem fernen Deutschland gekommen und nannte sich Hasse; dies hatte sich der Kater gemerkt, auch sein weiß und rothes Angesicht und seine braunen Locken. Nun konnte es aber keinen fröhlicheren, keckeren Burschen geben auf der weiten Welt, als eben ihn, diesen jungen Deutschen, der den ehrlichen Ponto auf alle nur erdenkliche Weise quälte und beleidigte; bald band er ihm eine Klingel an den Schwanz, bald zog er ihm kleine Kinderschuh an die Füße, bald bekränzte er ihn mit Rosen oder bestreute ihn mit Orangenblüthen, deren starken Duft die Katernase durchaus nicht vertragen konnte und wogegen selbige sich stets mit krampfhaftem, wiederholtem Niesen sträubte. Dazu besaß der junge Deutsche auch noch zum Ueberfluß einen kleinen boshaften Hund, von dem jedoch sogar Ponto, sein geschworener Feind, eingestehen mußte, daß er niedlich war, blendend weiß, behend und graziös, mit klugen braunen Augen. Dieser verzogene Liebling war

fast noch toller, ausgelassener, rücksichtsloser, als sein Herr, und der Kater ärgerte sich ganz mager über seine Keckheit.

Und es war Sonntag, als der Kater wild phantasirend an der Harfe auf- und niedersprang, sein Gebieter aber so gedankenvoll in die Ferne blickte, wie ich Euch beschrieben. Und siehe, der gefürchtete Gast erschien auch wirklich schon während des ersten Präludiums. Leicht und fröhlich schritt er daher, der Jüngling mit den schönen Locken und den frischen Wangen, und neben ihm hüpfte und sprang sein allerliebster Gefährte. „Guten Morgen, Meister Scarlatti!" rief der Ankömmling mit herzlichem Tone und Blicke, „wie habe ich mich auf Euch gefreut!" Scarlatti nickte und lächelte halb freundlich über den lieben Gruß, halb spöttisch über den sonderbaren deutschen Accent des Sprechers und erwiderte: „Bin heute ein schlechter Gesellschafter und Freund, Hasse! habe sehr, sehr viel im Kopfe; allerlei Töne schwirren mir vor den Ohren herum, bunt durcheinander, und ich kann doch keine Melodie daraus formen; ich suche etwas ganz absonderlich Orginelles; daß ich es nicht finde, bringt mich zur Verzweiflung. Ich bitt' Euch, laßt mich in Ruhe mit Euren Possen, sonst drehe ich Eurem kleinen verzogenen Hunde den Hals um." — „Halt, halt, Meister Scarlatti!" rief der Gast, „das geht nicht so

rasch; Ihr seid schlechter Laune, das seh' ich wohl, aber meinen kleinen Treulieb dürft Ihr mir nicht anrühren. Ihr wißt ja auch, daß er die Abschiedsgabe meines süßen blonden, deutschen Liebchens war und mich begleiten soll, wie ihre Liebe und Treue mich begleiten."

Der Meister wandte sich zu dem jungen Manne mit gütigem Lächeln und schaute in sein helles, fast noch kindliches Antlitz. Da stand der jugendliche Schwärmer an den Orangenbaum gelehnt, umgeben von südlicher Pracht, die Augen gen Himmel gerichtet, und schien zu träumen von seiner fernen geliebten Heimat, von dem schönen Deutschland mit dem lichten Himmel, den hellgrünen Bäumen, bunten Blumen und schneegekrönten Bergen. Oder flogen seine Sehnsuchtsgedanken vielleicht zu der lieblichsten aller Blumen, zu der treuen, fernen Liebsten? Bald aber verschwanden die Wolken, die sich auf seine jugendliche Stirn gelagert; Treulieb sprang an ihm empor und küßte seine Hände. Der Meister verlor sich wieder in tiefes Sinnen und überließ es dem Schüler, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung seines kleinen Staates zu wachen. Das that der junge Mann wohl auch ein Weilchen lang, indem er beiden Thieren eine ausgezeichnete Vernunftpredigt hielt, am Schlusse derselben aber eine kleine Perrücke und Brille aus seiner Tasche zog, um trotz allen Widerstrebens den still er-

grimmten Ponto damit zu schmücken. Das schien denn besonders dem tollen Treulieb zu gefallen, er bellte laut und tanzte vor dem verzweifelten Dulder mit der Behendigkeit und Zierlichkeit einer Tänzerin hin und her. Scarlatti sah sich um nach der Gruppe und mußte verstohlen lächeln, hütete sich aber wohl, seinem unsinnigen Schüler diese Schwäche zu zeigen, sondern brummte im Gegentheil ziemlich unfreundlich vor sich hin, so daß Hasse, einen Vulkanausbruch fürchtend, seine Zöglinge in des Meisters Stübchen lockte. Das alte Clavier stand geöffnet, des jungen Mannes Hände glitten über die Tasten, er spielte einen wüthenden Hexentanz. Treulieb sprang wie besessen und schwang sich endlich im höchsten Uebermuth mit einem Freudengeschrei auf den Rücken des unseligen Ponto, zärtlich mit den Vorderpfoten seinen Hals umschlingend. Da zerriß endlich der zähe Geduldsfaden der edlen Katerseele. Mit dem Gedanken „Sein oder Nichtsein" fing er an mit seiner kleinen Last auf dem Rücken herumzurasen, ja fast zu fliegen; an allen Wänden suchte er emporzulaufen, über Stühle und Tische sprang er sprudelnd und kreischend, daß des Meisters Papiere umherflogen wie Spreu, und eine Staubwolke das Stübchen einhüllte. Hasse lief herbei: vergebens, kein Rufen, kein Schelten half. Endlich ermattete Ponto; Scham über die ihm angethane Schmach, Zorn über

seine eigene Schwäche erzeugten in seiner Brust eine großartige Idee. Er wollte seinen Gebieter herbeirufen zu Hülfe und Rettung. Ohne Verweilen sprang er auf die Tasten des Claviers, trat darauf herum, rannte wild zweimal auf und ab, wobei er denn das Mark und Bein durchdringende Hülfsgeschrei seines Stammes erschallen ließ. Bei den ersten seltsamen Tönen sank schon Treulieb halb bewußtlos von des Begeisterten Rücken. Ein dumpfer Accord verkündete diesen Fall. Des Katers Brille folgte, nur die Perrücke blieb. Die wirren Töne wurden zur Melodie: Hasse lauschte, durch das geöffnete Fenster aber schaute zwischen all' den Weinblättern und wilden Rosen das Gesicht des alten Meisters herein, übergossen von dem Sonnenschein der leidenschaftlichsten Freude, und rief: „An mein Herz, Kater! Du hast's gefunden!" und Ponto stürzte sich, einer Ohnmacht nahe, in die Arme seines Herrn. Den tollen Schüler aber schickte Scarlatti sogleich fort bis zum nächsten Tage.

Als nun der junge Mann am andern Morgen vor seinen Meister trat, zeigte ihm dieser leuchtenden und triumphirenden Blickes ein Blatt, dicht besäet mit Noten, über welchen mit großen Lettern der Titel prangte: „Katzenfuge." Meister Scarlatti setzte sich an das Clavier und spielte; der Jüngling aber erkannte in dem wundersamen, künstlich verwebten und überbauten Thema

augenblicklich mit frohem Staunen die seltsamen Nothsignale und höllischen Melodien der wilden Jagd, welche über die Tasten gezogen war in Gestalt eines verzweifelten Katers. Meister und Schüler lachten am Schlusse um die Wette; der gekrönte Kater aber saß auf der linken Schulter seines Gebieters, und dieser behauptete bis zu seinem Tode, Ponto habe ganz menschlich mitgelacht.

Uebrigens theile ich Euch noch zum Schlusse die wichtige Nachricht mit, daß Ponto ein Ur-Ur-Ur-Großoncle der Schwägerin der Nichte der Mutter des berühmten Hoffmann'schen Kater Murr gewesen sein soll.

Schneeglöcklein.

Glöcklein im Thale,
Rieseln im Bach,
Säuseln in Lüften
Schmelzendes Ach?

H. v. Chezy.

In einem kleinen, gar stillen Eilande, dem katholischen Friedhofe der stolzen Königsstadt Dresden, liegt ein versteckter, aber heiliger Wallfahrtsort für gläubige Seelen, und ganz besonders für jene Herzen, denen sich die wunderreiche, geheimnißvolle Tonwelt

offenbarte und die sich in kindlicher Demuth beugen lernten vor der Allgewalt der hocherhabenen Musika. Die Kuppel der Capelle für die frommen Beter ist der unendliche Himmel, ihr Betschemmel ein einfacher grauer Stein, ihr Heiligenbild eine sternenbekränzte Lyra und in ihrem Gebetbüchlein stehen nur die Worte:

Carl Maria von Weber.

Ja, in einem solchen Friedensasyl ruht die Hülle des Ruhmgekrönten! Dort schlummert er, der Vielbeweinte, den langen traumlosen Schlaf nach manchem harten Kampfe, nach manchem glänzenden Siege. Verwundet von den Dornen des Lebens sang er seinen Schwanengesang einsam, fern von der geliebten Heimat — und verstummte dann auf ewig. Die Welt schmückte die entseelte Hülle mit Lorbeer, bettete sie in die heimatliche Erde und überschüttete den Todten mit allen den Ehren, die sie dem Lebenden versagt. Wohl mag manche bittere Reuethräne heimlich in die tausend Wehmuths- und Dankestropfen gefallen sein, die dem Entschlummerten flossen!

Es dünkt uns oft schon ein Traum, aber ein süßer, lieber, daß der große Meister mit uns, unter uns, neben uns gelebt, gesungen, gelitten; und doch ist die Zahl der Jahre, die sich zwischen jene schöne Zeit und den

heutigen Tag drängten, so gering! — In einer engen, dunklen Straße Dresdens stand sein stilles Haus; aus einem kleinen, blumengeschmückten Fensterlein drangen jene Zauberklänge und Melodien, die seine Seele erfüllten, und die noch die späteste Nachwelt preisen wird. Wie oft ergoß sich der goldene Strom seiner liederreichen Brust in den Schoß der verschwiegenen Nacht! Und in der engen Straße drängten sich dann Lauscher, Schlaf und Ermattung vergessend, und ließen den erquickenden Tonregen niederströmen auf ihre durstigen Seelen, dem Spender heimlich inbrünstig dankend für solche himmlische Labung. Die sorgende Liebe eines treuen Weibes beglückte den großen Meister, unbegrenzte Zärtlichkeit leuchtete ihm entgegen aus den frohen Augen seiner Kinder; aber all' diese rührende aufopfernde Hingebung vermochte nicht den rauhen Pfad zu ebenen, den der Geliebte wandeln sollte, noch jene scharfen Stacheln abzuwehren, die der Neid und die Bosheit hohnlachend an sein Herz warfen. Wie blutete es oft, dies edle, weiche Herz! Aber vergessen, begraben war stets alles Leid und Weh, wenn der Frühling kam und die liebliche Umgegend der düstern Stadt mit zahllosen Reizen schmückte: wenn die Blumen erstanden aus ihren kleinen Gräbern und die Bäume mit tausend Blüthenaugen ungeblendet in das strahlende Sonnenantlitz schauten; wenn jedes Geschöpf

jubelte und die Wonne des Daseins empfand. Ein einfacher Maiblumen- oder Veilchenstrauß entzückte und erhob dann von neuem wieder die Seele des Meisters, und der süße Blumenduft verkörperte sich auf seiner goldnen Leier zu zauberischen Frühlingsmelodien, Blumenliedchen und Elfengesängen.

Vor allen Blumen aber liebte er die Schneeglöckchen, jene zarten Blüthen, so silberrein und unbefleckt wie die Seele eines Kindes. Ein Kind brachte ihm auch alljährlich in den ersten Tagen des Lenzes einen vollen Strauß dieser blendendweißen Lieblinge; ein zierliches, freundliches Mädchen, das Töchterlein eines Müllers, dessen Mühle einsam und versteckt im schönen Plauenschen Grunde lag und oft das Ziel der stillen Wanderungen des Meisters gewesen war. Die Kleine wollte aber nie einen Lohn annehmen für ihre Sträußchen: „Ach, spielt mir etwas!" bat sie stets leise und zagend. Und das that auch der Beschenkte mit dem freundlichsten Lächeln, heimlich sich ergötzend an der lautlosen Seligkeit des lauschenden Kindes.

So vergingen die Jahre, bis denn eines Tages der Meister bemerkte, daß das Mägdlein gar groß, schlank und stattlich geworden sei, und das Kind sich verwandelte in eine blühende Jungfrau. Als sie aber wiederkehrte im nächsten Frühjahr, war sie bleich, o, unbe-

schreiblich bleich, und der Tod schaute aus ihren tiefliegenden Augen. Und wie weinte sie so bitterlich, als sie dem Verehrten die weißen Blumen brachte, und er ihr in gewohnter Weise süße, holde Tonmärchen erzählte!

„Ich werde nicht wiederkommen im nächsten Frühling," sagte sie scheidend, „lebt wohl! Morgen flechten sie mir das Brautkränzlein in's Haar, und dann bin ich eine Frau!"

„Und darüber willst Du traurig sein, liebes Kind!" fragte der Meister und versuchte zu scherzen. „Ich glaube, mein lieb' Mägdlein fängt an, mir auch Märchen zu erzählen; denn über den schönen grünen Jungfernkranz hat doch wohl selten ein Bräutchen geweint!"

„Sie trauen mich ja nicht mit meinem Schatze!" schluchzte die Bleiche jetzt plötzlich. „Ach! ein fremder Mann führt mich in sein Haus. Mein Liebster aber ist fortgezogen am letzten Weihnachtstage, fort in die weite Welt ohne Abschied und Scheidegruß; kann ich da wohl fröhlich sein?" Und sie schlug die schlanken Hände in einander, mit dem Ausdrucke herzzerschneidenden Weh's in den reizenden Zügen.

Und als der ersehnte Lenz erschien und die Glöckchen im Thale läuteten, fragte ein alter kummervoll blickender Mann in schlichter Kleidung nach der Wohnung

des „Tonmeister Weber.“ In das traute Stübchen Weber's geführt, begrüßte er ihn mit traurigem Lächeln und überreichte ihm einen vollen Strauß zarter Schneeglöckchen. „Ich bringe Euch hier den letzten Gruß meines Kindes!“ — zitterte der Alte mühsam hervor — „gestern haben wir unsere Margareth begraben. Sie starb wie ein Blümchen, das der Frost getroffen, — ach, — und starb so gern! Die Liebe hatte ihr das Herz gebrochen, — und wir armen Eltern sind schuld daran. O, hätten wir es geahnt, daß sie ihn so sehr geliebt, den schmucken Knappen Conrad, wahrlich, wir hätten ihn nicht in die Fremde getrieben! Er war uns zu arm, der wackere Bursche, mit seinem treuen, liebenden Herzen; der reiche Müller, der um unser schönes Kind freite, gefiel uns besser; und da Conrad's Liebe so schüchtern war und Margareth still, freundlich und ahnungslos in die Welt blickte wie eine aufbrechende Rosenknospe, so wagten wir es, dem Verzagten zu sagen, daß unser Kind ihn verschmähte und dem reichen Freier Herz und Hand gelobt habe. Und als nun Conrad heimlich fortgezogen, so stolz und doch so elend, da kam endloser Jammer in unser Haus; da begann unsere Margareth zu welken, da erkannten wir ihr Herz!“

„Wie sehr sie den Fortgezogenen geliebt, gestand sie aber erst auf ihrem Todtenbette. Und trotz ihres

heimlichen, schweren Leides ist sie ihrem Manne doch ein braves, frommes, pflichtgetreues Weib gewesen; nie hat sie des Geliebten Namen genannt; aber dies kleine Blättchen fanden wir in ihrem Gebetbuche. Da, behaltet es zu ihrem Angedenken! Denn Ihr habt meinem armen Kinde viel Freude geschenkt: es konnte nimmer die Zeit erwarten, wo die ersten Schneeglöckchen aufwachten. Vergeßt sie nicht, die arme Margareth!" Die heißen Thränen des unglücklichen, reuevollen Vaters erstickten fast die letzten Worte.

Als der bewegte Meister sich wieder allein befand, entfaltete er gedankenvoll das kleine Blatt Papier und las mit Anstrengung, denn die Schrift war undeutlich, schwankend und halb verlöscht von Thränen:

Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin,
Drum kommt's daß ich jetzt so traurig bin:
Vielleicht ist er todt und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz zur Kirche wollte gehn,
Viel falsche, falsche Zungen an der Thüre stehn;
Die Einen sagten dies, die Andern sagten das,
Das macht mir noch jetzt die Augen naß.

Die Disteln und die Dornen, die stechen gar zu sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr;
Kein Feuer, keine Kohle brennt doch so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach Gott! was hat mein Vater und mein' Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu 'nem andern Mann!
Zu 'nem ehrlichen Mann, den ich nimmermehr lieb';
Das macht mir das arme Herz ja so trüb'.

Ach herzliebster Schatz, ich bitte dich gar fein,
Du wolleſt bei meinem Begräbniß ſein!
Bei meinem Begräbniß in's tiefe, kühle Grab,
Weil ich Dich ſo ſehr geliebet hab'.

Und der Meiſter vergaß ſie nicht, die arme Margareth; das Liedchen vom treuen Schatz auf der Wanderſchaft ſchwebte ihm durch Herz und Gedanken immer und immerfort; und eines Abends ließ er ſeine Finger leiſe über die Taſten gleiten, und eine Melodie entſtand, tauchte auf zu den traurigen Worten, wunderbar, wehmüthig, herzergreifend und doch ſo kindlich einfach anzuhören. Langgehaltene Accorde bildeten die ernſte Begleitung: aber es war, als ob tauſend Thränentropfen in den Tönen zitterten und bange Liebesſeufzer gequälter Menſchenherzen ſich gewaltſam in die Harmonien drängten.

So war eine neue unverwelkliche Frühlingsblume hervorgeſproßt aus der unerſchöpflich reichen Seele des Meiſters, und er legte ſie nieder auf den einſamen Hügel der Frühverſtorbenen.

Singt es nur, das kleine, traurig ſüße Lied, wenn euch eine bange Sehnſucht überfällt, oder eine erinnerungsvolle Traurigkeit! Alte, längſt entſchlafene Schmerzen werden

dann erwachen und die Augen aufschlagen, leise bittend: „gebt uns noch einmal einen Seufzer, opfert uns noch einmal eine Thräne! willig wollen wir dann wieder einschlummern und nur aufwachen, wenn ihr uns von neuem ruft.“ Aber endlich werden, bei den Klängen der seltsam weichen Accorde des einfachen Liedchens, Wehmuth, Sehnsucht und Schmerzen dahinschmelzen und ausströmen in lindernde Thränenflut. Wenn eure Seelenaugen bewundernd auf dem ewig frischen Blumenkranze unsterblicher Tonschöpfungen ruhen, der des verklärten Meisters Bild strahlend umzieht, wenn die stolzen Wunderblumen „Euryanthe“, „Oberon“, die ewig junge Rose „Freischütz“, die hold lächelnde Maiblume „Preziosa“, die zahllosen Liederblüthen und andere reizende Knöspchen euch blenden und entzücken: dann vergeßt das kleine bleiche Schneeglöcklein nicht, das so lieblich läutet und so scheu hinter den anderen üppigen Blumengestalten sich verbirgt! Grüßt es mit Herz und Lippe, und dankt dem lieben Meister für solch reizendes Geschenk! Denn wahrlich, dies Schneeglöckchen, dies zarte, traurige Liedchen vom lieben Schatz auf der Wanderschaft, ist ein leuchtendes Thautröpflein auf dem schönsten Blatte der goldnen Lorbeerkrone des Unvergeßlichen.

Die Spielgefährten.

Ein Maitag unter dem leuchtenden, entzückenden Himmel Italiens hat einen Zauber, den wir Kinder des Nordens nicht zu fassen vermögen und nur zuweilen ahnen in unseren Träumen. Die Erde lacht und strahlt im buntesten Schmucke, das Sonnenauge blickt auf die Reizende voll heißer, verzehrender Sehnsucht, und die ganze Luft ist Balsamduft. Das Herz in der Menschenbrust blüht schöner auf in dieser Herrlichkeit und jauchzt und glüht, wie alles rings umher, und die Menschenaugen blicken alle so brennend und verlangend wie das Sonnenauge. Ein kaltes, lebensmüdes Angesicht wird dort so selten gesehen, wie eine Eisblume.

Desto auffallender war wohl deshalb die Erscheinung eines Knaben, der an einem Maitage des Jahres 1793 einsam am Meeresufer saß und der schönen Stadt Genua, die wie eine glückstrahlende Braut an der Brust des stolzen Meeres ruht, den Rücken gewandt hatte, hinausstarrend auf die blitzende, unabsehbare Wasserfläche. Er war ein Kind von etwa zehn Jahren, zarter Gestalt, mit einem feinen, aber bleichen Gesichte, dunkeln Haaren, finstern Augenbrauen und den wunderbarsten, schwärzesten Augen in der Welt. Der Ausdruck dieser Augen war fast unheimlich durch seinen schnellen Wechsel; bald blitzend feurig, siegend und stolz, bald traurig bis zum Tode.

Eine helle, liebe Kinderstimme unterbrach das düstere Sinnen des jugendlichen Träumers: ein reizendes kleines Mädchen lief herbei und stürzte sich an seine Brust mit dem Ausruf: „böser Nicolo, wo bist Du den ganzen langen Nachmittag gewesen? wie hab' ich Dich überall gesucht!" und dabei küßte sie ihn feurig, sah ihn mit den großen, braunen Augen aufgeregt an und schüttete endlich aus ihrem weißen Schürzchen eine Menge Blumen vor ihm aus: wilde Rosen, Myrthenzweige und Orangenblüthen.

Nicolo umfaßte die kleine Sprecherin, lächelte fast freudig, streichelte ihre schwarzen, wilden Locken und sagte leise: „Dem Vater bin ich entschlüpft, Gianetta! ich

wollte ein wenig still träumen und glücklich sein hier am schönen, hellen Meeresspiegel; Du kennst ja diesen Lieblingsplatz Deines Spielgefährten!"

Gianetta begann aber anstatt aller Antwort eifrig den bösen Vater ihres jungen Freundes zu schelten. „Er gönnt Dir nicht Ruhe bei Tag und Nacht," eiferte sie; „er bringt Dich noch bei Zeiten in's Grab; Dein Nicolo ist nicht stark und kräftig, sagt immer die Mutter; seine tolle Geige zehrt ihm die Seele auf und der Vater zerstört seinen Körper. — Gewiß hat sie recht;" schloß Gianetta betrübt.

„Glaube das nicht!" entgegnete Nicolo ernst! „ich sterbe nicht; ich kann nicht sterben, ich muß ja erst ein großer Mann werden; und schwach bin ich nicht, sieh her!" Und dabei richtete er sich hoch auf, seine Gestalt schien zu wachsen, seine Augen brannten im wildesten Feuer, um den Mund zuckte ein seltsames Lächeln; er hob Gianetta plötzlich von der Erde empor und hielt sie mit kräftigen Armen über die Wasserfläche zu seinen Füßen. Das Mädchen erbleichte nicht, sie seufzte nur leise, als Nicolo sie wieder auf den Boden niederließ, sagte aber kein Sterbenswörtchen, sondern betrachtete ihn schüchtern von der Seite. Bald fand sie jedoch ihre ganze reizvolle Unbefangenheit wieder, plauderte, sang, und Nicolo ließ sich geduldig erzählen von allen ihren tausend kindischen

Plänen, von ihren Blumen und Lachtauben; und versank er während ihres süßen Geschwätzes zuweilen in trübes Sinnen, so weckte ihn ein Kuß des Kindes, oder ein kleines Streicheln von Gianetta's Händchen wieder auf; dabei strahlte und glühte sie und war unbeschreiblich lieblich.

So saßen sie bei einander am Meeresufer, über ihnen wölbte sich der tiefblaue Himmel; auf beiden jugendlichen Häuptern lag Glanz und Sonnenschein, die Stirn des Knaben aber war ernst und sorgenvoll, des Mädchens Antlitz dem Frühlinge gleich. Später, als es dunkelte, gingen sie nach Hause Arm in Arm, wanderten durch viele breite Straßen, bis sie endlich in eine kleine Seitenstraße bogen, an deren Ende zwei Häuser standen, dicht mit Wein bewachsen: in dem einen wohnte Gianetta, Nicolo ihr gegenüber. Den Knaben erwartete das finstere Antlitz eines harten, strengen Vaters: Gianetta's Mutter stand ängstlich lauschend an ihrer Thüre und küßte zärtlich ihr wildes Mädchen. Die Kinder sagten „gute Nacht!" und schieden.

Als Nicolo mit einem tiefen Seufzer in sein einsames Kämmerlein trat, öffnete er hastig das niedere Fenster, damit die wunderschöne Nachtluft hereinströme, nahm aus einem kleinen, sargähnlichen Kasten eine alte Violine, betrachtete sie mit einem Blicke der leidenschaft-

lichsten Zärtlichkeit und fing an zu phantasiren. Die reinen, seltsam ergreifenden Töne zogen hinaus in die schweigende Nacht oder wogten und schwebten auf und nieder in dem engen Zimmer, daß die Wände zu zittern und zu beben schienen ob der mächtigen Klänge. Kaum aber tauchte der erste Ton auf, als eine ungewöhnlich große prächtig gezeichnete Kreuzspinne aus dem dichten Weinlaube am Fenster in's Stübchen schlüpfte. „Silberkreuzchen, willkommen!" sagte Nicolo leise und legte seine Hand auf das Gesims des Fensters; die Spinne lief eilig herbei und der Knabe setzte sie auf die Schnecke seiner Geige, wo sie sich mit ihren kleinen Füßchen fest anklammerte, und starr und regungslos verblieb, dem Tonmeer lauschend, welches unaufhaltsam über sie herein stürzte. Der Knabe spielte, bis ihm der Arm ermattete, die Augenlider zu sinken begannen und der Morgen, in lichte Rosenschleier gehüllt, in's Stübchen schaute. Dann legte er seine geliebte Geige nieder, die Spinne belebte sich wieder und schlich, als wollte sie danken, durch die bleiche Hand Nicolo's, der sie ans Fenster trug, wo sie eilig in den Weinblättern verschwand. Der Knabe verfolgte sie lange mit seinen Augen; das Gefühl trostloser Einsamkeit kam über ihn, ein Gefühl, welches ihn übermannte jede Nacht, wenn Silberkreuzchen, diese seltsame Zuhörerin und Gefährtin seiner dunkeln Kinderjahre, weggeeilt war.

Nicolo hing an diesem kleinen, treuen Geschöpfe mit inniger Liebe: der erste Ton seiner Geige rief sie herbei und erst, wenn der letzte Ton verhallte, erwachte sie aus der süßen Betäubung, aus dem wundervollen berauschenden Traume, in welchen sie diese Zaubermelodien versetzten. Oft, wenn Nicolo, in düsteres Sinnen verloren, von der Erfüllung ehrgeiziger, kühner Wünsche, stolzer Hoffnungen träumte, und mechanisch dabei die Saiten berührte, kam Silberkreuzchen leise, leise herbeigehuscht, und der Knabe fühlte ihre Berührung wie einen flüchtigen Kuß, schloß dann die Augen, vergaß seine Einsamkeit und daß ihn niemand liebte. Der Vater war sein strenger Herr; die sanfte Mutter war ihm gestorben, die Knaben seines Alters mieden ihn mit einer sonderbaren Scheu; nur die kleine Gianetta spielte mit ihm und küßte ihn; Nicolo's Herz aber war getheilt zwischen dem herzigen Mädchen und der seltsamen Fensterfreundin. Gianetta jedoch konnte die Spinnen nicht leiden: „Es sind Hexen," sagte sie furchtsam. Nicolo setzte Silberkreuzchen auch nie auf die Schnecke seiner Geige, wenn das Kind bei ihm war und athemlos, seinem wundersamen Spiele lauschend, sich in ein Winkelchen der Kammer gedrückt hatte. Die Spinne schien das auch gar bald zu fühlen, sie kam nie herein, wenn Gianetta zuhörte; näherte sich aber Nicolo dem Fenster mit seiner Geige und schaute verstohlen

forschend hinaus: da sah er immer, wie die stumme Zuhörerin regungslos an einem Weinblatte hing. Gianetta aber war nie zufrieden, wenn sein Arm ermattet herabgesunken war und die Töne verstummten; Nicolo mußte ihr auch noch erzählen, und das that er gern. Aber nicht allein wilde, schauerliche Märchen erzählte er dem horchenden Kinde, nein, auch alle Träume seines eigenen, brennenden Herzens, alle Pläne seiner hochstrebenden Seele legte er in die verschwiegene treue Brust des reizenden Mädchens nieder. Und sie entgegnete kein Wörtchen, sondern drückte seine fiebrisch heiße Hand immer fester und fester, und dabei sahen ihn ihre Augen gar wunderbar klar und verständig an. Wenn er ihr von dem deutschen berühmten Meister Mozart erzählte, wie er in seinem sechsten Jahre schon große Concerte geschrieben und als ein Stern am Himmel der Tonkunst geleuchtet, da brannten seine Wangen, er zitterte vor Aufregung und glühende Thränen des Unmuths stürzten aus seinen Augen. „Sieh, Gianetta!“ sagte er dann mit bitterem Lächeln, „welch armseliger Stümper bin ich gegen ihn?“ – Und das Mädchen vermochte ihn nicht zu trösten.

Eines Tages hatte Nicolo unter der Aufsicht seines Vaters und unter den bittersten inneren Qualen die einförmigsten Uebungen gespielt; die Hände waren ihm ganz matt, seine Stirn glühte, alle Kraft, alles Leben seines

ganzen Körpers aber hatte sich in seine Augen gedrängt; sie leuchteten wunderbar. Da hörte er plötzlich die Stimme von Gianetta's Mutter; sie rief recht hastig und angstvoll seinen Namen. Nicolo eilte zu ihr: Gianetta war plötzlich erkrankt, ein hitziges Fieber hatte sie ergriffen. Sie sah ihn lange an, ihren liebsten Spielgefährten, ihren Freund; er verstand den Blick und holte die Geige. In seinem Herzen tobte und stürmte es. „Gianetta, ein Schlummerlied für Dich!" rief er wild. — Sie lächelte. — Da sang die zaubervolle Geige des Knaben das entzückendste, seltsamste und süßeste aller Schlummerlieder. Als er geendet, richtete sich Gianetta auf ihrem Lager in die Höhe und nannte Nicolo's Namen; er stürzte in ihre Arme. „Dank Dir, mein Liebster!" flüsterte sie leise, „Nicolo, ich werde süß schlafen! Du aber darfst noch nicht ruhen, Du mußt leuchten auf der Erde, ein heller, alles überstrahlender Stern. Ziehe fort, weit, weit fort von hier! Denke mein und dieser Worte?" — Das schöne Kind neigte leise seufzend das Köpfchen und starb.

Nicolo wich die ganze Nacht nicht von der geliebten Leiche; in halbem Wahnsinn lief er den andern Tag zwecklos umher. Als er spät am Abend heimkehrte, flößte ihm seine dunkle stille Kammer Entsetzen ein; aus dem Fenster blickte er gerade in das Stübchen Gianetta's: Kerzen waren dort angezündet, das Kind lag auf der

Todtenbahre, geschmückt und fast begraben in Blumen, engelhaft lieblich. Neben dem Sarge kniete ein Mönch und betete für die junge reine Seele, die diese schöne Hülle so früh verlassen hatte. — „Leb wohl, Du süßes Herz!" sagte leise der trauernde Knabe, und die heißen Thränen stürzten über seine bleichen Wangen; „ich ziehe fort, so weit, ach so weit ich kann! hält mich ja doch nichts, nichts mehr zurück, mich den Einsamen, Ungeliebten!" — Und dabei fiel er auf die Knie und schluchzte krampfhaft.

In demselben Augenblicke fühlte er eine sanfte, sonderbare Berührung auf seiner Hand; er zuckte auf; Silberkreuzchen schlich herbei. „Du bist es, stumme, ach nun einzige Gefährtin meines Lebens!" rief Nicolo, und über sein Angesicht glitt es wie ein Freudenstrahl. Er betrachtete sinnend das treue Geschöpf. Endlich fuhr er auf: „Noch einen Scheidegruß für Gianetta, dann hinaus in die Welt mit Dir, alleinige, mächtige, himmlische Geliebte meines Herzens!" — Bei diesen Worten drückte er stürmisch seine Geige an die Brust; dann sangen die Saiten wunderbarer, geheimnißvoller denn je: schmerzbebende, doch entzückend schöne Töne schwebten hinüber zur schlummernden Gianetta; die Todte schien zu lächeln, alle süßen Blumen bebten, die Kerzenflammen zitterten, der betende Mönch ließ die gefalteten Hände sinken, und zauberische, fremde Träume kamen über ihn.

Als die Morgensonne mit ihren Glutaugen hineinblickte in das kleine Stübchen, fand sie einen halb ohnmächtigen Knaben am Boden liegen, seine Geige im Arme; auf den Saiten der Geige aber hing, fest angeklammert, Silberkreuzchen und war todt.

Ob wohl die Prophezeiung der lieblichen Gianetta in Erfüllung gegangen? — Der Knabe hieß Nicolo Paganini. — Habt ihr je etwas von ihm gehört?

Nur ein stilles Künstlerleben.

Wer hätte nicht von jener ausgezeichneten Kunstschule reden gehört oder gelesen, die der Herzog Karl von Würtemberg in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf Solitüde errichtete, unfern seiner reizenden Residenz Stuttgart? Die gefeiertsten Namen trugen den Ruhm dieser Anstalt in alle Welt und weit über ihre Zeit hinaus: Namen, bei deren Klang noch heute viele Herzen rascher schlagen. Aber auch minder glanzvolle Erscheinungen gingen daraus hervor, in ihrem Sein und Wesen jenen sanft schimmernden Sternen vergleichbar, welche wir lieben, wenn unsere Seele voll milder Schwermuth und Sehnsucht ist, welche wir aber nur gar zu bald vergessen im Geräusche des sonnenhellen, fröhlichen Tages.

Eines solchen stillen Sternes will ich eben gedenken; er leuchtet schon längst aus einer andern Welt zu uns herüber; die Menschen haben ihn einst viel bewundert und geliebt; jetzt gehört er auch schon zu den Vergessenen! — Es ist ein unbeschreiblich trauriges Ding um das Gedächtniß der Welt!

Am 15. September des Jahres 1782 saß ein junger schlanker Mann in einem jener kleineren Zimmer der Kunstacademie, die den Musikschülern zur ihren Privatübungen angewiesen waren. Er hatte ein Violoncell zwischen seinen Knien, auf das er mit einer Art von Zärtlichkeit herabsah. Es war Johann Rudolf Zumsteeg, einer der ausgezeichnetsten Schüler der Anstalt, sowohl durch Talent wie durch Fleiß und persönliche Liebenswürdigkeit, und ein Cellospieler ersten Ranges. Sein Vater, ein Lieblingsdiener des Herzogs, hatte durch inständige Bitten dem Sohne Aufnahme auf Solitüde verschafft. Rudolf sollte zuerst Bildhauer werden — so bestimmte es sein Vater — und hatte bereits fleißig in Thon modellirt unter der Aufsicht eines tüchtigen Lehrers, allein die Anlagen zur Musik traten so entschieden hervor, daß der strebsame Knabe gar bald diesem seinem eigentlichen Berufe mit Leib und Seele folgen durfte. Der Capellmeister Poli unterrichtete ihn in der Kunst der Composition, und der unermüdlich strebende junge Musiker half diesem Unterrichte nach durch

das eifrige Studiren Mattheson's und Marpurg's, sowie durch unausgesetzte Beschäftigung mit den Werken Bach's, Benda's und Jomelli's.

Trug irgend ein menschliches Antlitz das Gepräge eines Künstlers von „Gottes Gnaden", so war es das Angesicht des jungen Rudolf. Jene sanfte Melancholie, ohne die nun einmal kein ächter Künstlerkopf denkbar, lag auf seiner reinen Stirn, mischte sich in das anmuthige Lächeln des feinen Mundes und milderte den feurigen Blick der großen schwarzen Augen. Eben schüttelte er die Fülle seines dunklen Haares zurück, neigte sich und setzte den Bogen an, als die Thür sich öffnete und ein hochgewachsener junger Mann eintrat, der ein kleines allerliebstes Mädchen von fünf oder sechs Jahren an der Hand nach sich zog. Eine helle Freude überflog bei diesem Anblick das Gesicht des Musikers, er sprang auf, lehnte sein Cello an den Stuhl und drückte den Eingetretenen mit einem Gemisch von Leidenschaft und Scheu an sich. „Was willst Du von mir, mein Friedrich! Welch glücklicher Gedanke führt Dich zu so ungewöhnlicher Stunde hierher?" fragte er aufgeregt und bückte sich, um das Kind zu küssen, das mit blauen köstlichen Augen stumm, aber furchtlos zu ihm aufsah.

„Vater und Mutter kamen diesen Morgen von Ludwigsburg hier an," lautete die Antwort; „sie wollen

einen Tag in Stuttgart bleiben, und da ich einen halben Tag Freiheit habe, bettelte ich ihnen mein jüngstes Schwesterchen Nanette ab. Sie ist ganz närrisch vor Glück, wenn sie Musik hört! Rudolf, spiele mir doch etwas; ich habe heut so ganz absonderliche Sehnsucht nach den weichen Tönen Deines Cello."

Nach diesen Worten warf er sich auf einen Stuhl, zog das Kind auf seine Knie und richtete seine Augen erwartungsvoll auf den Freund.

Das waren wunderbare Augen! Die Ränder und Lider zeigten zwar eine leichte krampfhafte Röthe, im Blick aber leuchtete mit überzeugender Klarheit jener frappirende Strahl von Jenseits, das Genie. Es waren Augen, wie sie nur einem ungewöhnlichen Menschen angehören konnten. Röthliches dichtes Haar, kunstlos zurückgestrichen, die prächtigste Stirn, ein blendende Gesichtsfarbe, ein edles Profil, eine hohe, aber schlecht getragene Gestalt: so war der Freund Zumsteeg's, so war Friedrich Schiller, unser herrlicher, ewig unvergeßlicher Dichter, damals Zögling der Karsschule.

Rudolf nahm, als sei ein Wiederstreben ganz undenkbar, ohne irgend eine Gegenrede sein Instrument und fing an zu phantasiren. Er kam, ohne daß er wußte wie, in eine tiefe Wehmuth hinein, und die Trauer wurde zu einer unendlich rührenden kunstlosen Melodie, die durch alle

Passagen, Ausweichungen und Phantasien immer wieder durchklang und sich nicht verscheuchen lassen wollte.

Vielleicht hat nie wieder ein Cellist der spätern Zeit solch eine wundervolle Weichheit, solch eine hinreißende Poesie im Vortrag entwickelt, wie Zumsteeg. Die Berichte aller seiner Zeitgenossen, die ihn hörten, stimmen überein in dem wahrhaft enthusiastischen Lobe der süßen Melancholie, ergreifenden Kraft und seelenvollen Zartheit seines Spiels. Hinsichtlich der Bravour mag ihn mancher übertroffen haben, in dem Gesange seines Instruments aber gewiß keiner.

Diesmal mochte er wohl ungewöhnlich schön singen auf seinem geliebten Cello, denn die Zuhörer vergaßen die Zeit und regten sich nicht. Als er endlich den Bogen ermüdet sinken ließ, stand Schiller auf, stellte die kleine Nanette sanft auf den Boden, faßte seinen Freund heftig bei beiden Schultern, bog ihn zurück, sah ihm tief in die Augen und rief: „Mensch! Du bist ganz Herz — wer sollte Dich nicht lieben! Dank Dir für Dein Dichten in Tönen — es war schön, glühender, als ich's in Worten vermag. Vergiß diese Stunde nicht, treue Seele, ich werde sie auch nie vergessen!"

Und dann wandte er sich hastig, um zu gehen.

„Das klang ja fast wie ein Abschied!" sagte Zumsteeg erstaunt, „wohin denn so unaufhaltsam, Du

Himmelsstürmer? Du vergißt ja Dein lieblich Schwesterchen!"

„Dein Spiel klang auch wie ein Abschied," antwortete Schiller und kehrte zurück; „Nanette, komm mit mir!"

„Nein, ich will bei Dir bleiben," sagte das Mädchen heftig und wandte sich zu dem jungen Musiker. „Bitte bitte, laß mich noch mehr hören, wie die Engelchen singen." Und sie streckte die vollen runden Kinderarme nach dem Gerührten aus, und als Rudolf sie aufhob, klammerte sie sich fest an seinen Hals, drückte ihr blasses Gesichtchen an das seine und küßte ihn wiederholt auf die Wangen. Nur mit heißen Thränen und auf langes ernstes Zureden trennte sie sich endlich von ihrem neuen Freunde.

Zwei Tage nach jener kleinen Scene war Stuttgart in der lebhaftesten Bewegung. Eine ungeheure Hirschjagd, die der Herzog seinem Gaste, dem Großfürsten von Rußland, nachmaligem Kaiser Paul, zu Ehren veranstaltet hatte, beschäftigte die Köpfe von Jung und Alt, Hoch und Niedrig. Man bekümmerte sich um nichts, als um die fremden Herrschaften, um die prachtvolle Toilette der Großfürstin und das prunkende Gefolge. An eben diesem Tage, am 17. September, geschah das weltbekannte Ereigniß: Friedrich Schiller's Flucht von der

Karlsschule. Er verließ Stuttgart in der Abenddämmerung, sein kaum zur Hälfte vollendetes Trauerspiel „Fiesco" in der Tasche.

Rudolf Zumsteeg hatte also wirklich ein Abschiedslied gespielt!

Wie selten sind doch in unserm kühlen Norden jene Herzen, die eine solche Fülle von Wärme in sich tragen, daß alle ihre Gefühle zu Tropenpflanzen werden, die uns durch ihre Pracht und Farbenglut blenden und fast erschrecken, Herzen, die, wenn sie lieben, hinreißende Leidenschaft mit ewiger Treue zu einen wissen.

Rudolf Zumsteeg hatte ein solches Herz. Seitdem er auf der Solitüde aufgenommen, hatte er sich getheilt zwischen der Musik und Friedrich Schiller, an dem er mit einem Enthusiasmus hing, der ohne Grenzen war. Schiller hätte zu jeder Stunde sein Leben verlangen können, er würde mit Lächeln für ihn gestorben sein. Er war einer der ersten, die jene Strahlenkrone auf dem Haupte des Geweihten wahrnahmen, vor deren Glanz sich ganz Europa beugte. Jedes Blättchen, von Schiller's Hand geschrieben, sammelte er mit rührender Gewissenhaftigkeit und seine größte Wonne waren Compositionsversuche, die sich an dessen Gedichte lehnten. Jede, auch die flüchtigste Zusammenkunft mit ihm war ein Lichtblick

für sein Dasein. Deshalb trauerte er auch so über alle Beschreibung tief und lange über die Flucht seines Geliebten; er entbehrte ihn wahrhaft schmerzlich, und keine Stunde verging ohne einen Seufzer nach dem Entschwundenen. Heiße Thränen weinte er ihm nach und glaubte das Leid der Trennung von der Sonne seines Lebens nicht ertragen zu können.

Er vermochte nicht sich zu überwinden, die Schiller'sche tiefbetrübte Familie in Ludwigsburg zu besuchen; er mied mit einer wahren Aengstlichkeit jeden, der mit dem Geschiedenen in irgend einer näheren Beziehung gestanden, und war in der That auf dem Wege, in Trübsinn zu versinken. Der heimliche Briefwechsel mit dem Freunde gewährte ihm keinen Ersatz: Schiller schrieb nicht viel in dieser bewegten Lebensepoche. Zumsteeg ließ zwar in seinem Eifer und seiner Liebe für seine Kunst keinen Augenblick nach, aber er genoß nur mit halber Freude Erfolge, die ihn früher in einen Himmel von Entzückungen versetzt haben würden. Es erschienen Concerte und Phantasien für Cello von ihm; in eins der ersteren hatte er jenen Abschiedsgesang verwebt, den er seinem Schiller gespielt. Er hatte auf diese Weise die Melodie gleichsam von sich geworfen; er wollte sie los sein um jeden Preis; niemand wäre im Stande gewesen, ihn zu bewegen, das Lied wieder zu spielen. Ferner erschienen

in eben derselben Periode seines künstlerischen Schaffens die Gesänge zu Schiller's Räubern, eine Messe und einige Singspiele, die großes Glück machten. Seine Compositionen wurden auffallend rasch beliebt, sie zeichneten sich indes damals mehr durch große Klarheit und Weichheit, als durch Schwung und Reichthum der Gedanken aus. Da drang plötzlich, aber mit der vollen Gewalt eines Blitzstrahls, ein helles Licht in die Dämmerung der Melancholie des jungen Musikers: Mozart's Name, Mozart's Musik. Rudolf Zumsteeg wandte sich dieser hehren Erscheinung zu mit all der Glut, mit all der unbegrenzten Hingebung, deren solche Naturen fähig. Der Augenblick seiner Bekanntschaft mit dem Genius Mozart's war zugleich der Anfang einer neuen Lebensepoche für den Künstler, jetzt erst entfalteten sich seine Flügel zum schönen stolzen Fluge. Er wühlte mit unendlicher Wonne in den Mozart'schen Schätzen, er sah und dachte nichts, als Mozart. Jetzt erst wurden ihm die eigenen Ideen klar, jetzt erst begriff er, was er gewollt und doch nie erreicht. Er prüfte und beurtheilte seine eigenen Arbeiten nun mit wahrhaft ascetischer Strenge. „Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung mangelt mir nicht," sagte er sich, „aber was ist sie werth ohne den Reiz frischer Anmuth? Nachgemachte Blumen sind meine Werke, die Form ist da, aber jener Duft und

Schmelz fehlt, der die einfachste frische Blume zum Gegenstand unserer Bewunderung macht. Ich war nur sentimental, wo ich glaubte, warm zu sein, declamatorisch statt dramatisch, pathetisch statt feurig!"

Wie Schuppen fiel es von seinen Augen; mit frischem Muthe fing er an, auf gänzlich veränderte Weise zu arbeiten. Schon längst hatte ihn die Karlsschule mit den ehrenvollsten Zeugnissen entlassen. Rudolf Zumsteeg lebte als Musiklehrer in Stuttgart. In eben dieser Periode eifrigster Thätigkeit und flammendster Begeisterung erzählte ihm eines Tages einer seiner Freunde, daß der große Mozart in nächster Woche auf einer größeren Reise Mannheim passiren werde und sich, wie man sagte, einen Tag dort aufzuhalten gedenke.

Diese hingeworfenen Worte brachten in Zumsteeg eine ungeheure Aufregung hervor. Ohne irgend einem Menschen seinen rasch gefaßten Plan anzuvertrauen, verschloß er sein Zimmer und brach zu Fuß nach Mannheim auf. Drei Tage lief er im rauhsten Herbstwetter, ohne Mantel, nach Mannheim, um den Herrlichen, der seine ganze Seele gefangen genommen, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Erschöpft, kothbespritzt, mit windzerwühlten Haaren kam er endlich dort an und eilte durch die Straßen bis vor das Gasthaus, in welchem dem „on dit" zufolge Mozart wohnen sollte. Eben fuhr

ein Reisewagen recht langsam und schwerfällig an ihm vorüber, ein noch junger Mann bog sich heraus, seine hellen strahlenden Augen trafen die des erschöpften Musikers. Da rang sich ein fast wilder Schrei aus der Brust Zumsteeg's, seine Augen hingen sich mit leidenschaftlicher Freude an dieses liebe Antlitz: „Das muß mein Mozart sein!" rief es in ihm. Und der Mann im Wagen lächelte etwas verwundert, aber unendlich innig und neigte sich wie zum Gruße: — dann aber war auch der Wagen vorüber gefahren — Zumsteeg sah ihm nach, ohne sich zu regen, und als der unförmliche Kasten seinen Blicken entschwunden war, kehrte er, ohne sich aufzuhalten, ohne irgend eine Frage zu thun, wieder um und wanderte voll stiller Seligkeit zu demselben Thore wieder hinaus, zu welchem er vor einer Stunde hereingekommen. — Ob er nun wirklich seinen Mozart gesehen, hat er nie erfahren, weil er nie danach gefragt; er hielt diese süße Täuschung fest bis an's Ende seines Lebens.

Zumsteeg's Ernennung zum herzoglichen Capellmeister an Poli's Stelle geschah etwa ein Jahr nach Mozart's Tode, und nun strebte und schaffte er endlich ohne den hemmenden Druck äußerer Sorgen. Er componirte mehrere Bürger'sche Balladen, ein Concert für Cello und die Opern: „das Pfauenfest", den „Kalif von Bagdad" und die

„Geisterinsel". Letztere enthielt eine solche Anhäufung musikalischer Schönheiten und Reichthümer, daß Rossini von diesem Werke einmal ausrief: „aus dieser einen Oper hätte ich zehn andere gemacht!"

Nicht allein die Vaterstadt Zumsteeg's, das freundliche Stuttgart, sondern auch ganz Deutschland war entzückt von seinen Compositionen. Keine Soirée musicale konnte gedacht werden ohne seine Lieder, und unsere Großeltern reden mit einer Freude, die sie wieder jung erscheinen läßt, von dem Eindruck, den damals „die Büßende", „Leonore", „Ritter Carl von Eichenhorst" u. s. w. auf alle fühlende Herzen hervorbrachten.

Es war eine auffallende Eigenheit von Zumsteeg, daß er bei allem, was er schuf, niemals die Masse, das große Publicum, sondern einzig nur die kleine Schaar von Auserwählten vor Augen hatte, die den Gedanken des Componisten zu folgen und seine Ideen wahrhaft zu begreifen im Stande ist. Er huldigte keinem Modegeschmack, dachte an keine glänzenden Effecte; seine Muse war das getreue Abbild seines ganzen inneren Wesens und äußeren Lebens: keusch, warm, sinnig und tief.

Am Morgen des 10. Decembers 1796 traf ein Brief von Ludwigsburg ein im Hause des Capellmeisters,

einige Zeilen von Schiller's älteſter, verheiratheter Schweſter, die ſich damals zum Beſuch bei ihren Angehörigen befand. Zumſteeg war eben ſo recht von Herzen froh und dankbar: am vorhergehenden Tage hatte ihm ſein liebes Weib ein Töchterchen geboren, das vierte Kind. Dieſer Brief mit ſeinem trüben Inhalte verwandelte aber ſofort ſeine heitere Stimmung. Man meldete ihm, daß Nanette, die jüngſte Schweſter ſeines unvergeßlichen Freundes, jenes liebliche Kind, das damals mit heißen Thränen in ſeinen Armen gehangen, plötzlich und heftig erkrankt ſei und unaufhörlich mit dem Ausdruck tiefſter, unauslöſchlicher Sehnſucht nach ihm und ſeinem Cello verlange; man bat ihn dringend zu kommen. Er hatte das Mädchen ſelten wiedergeſehen und das ſtille, ſchüchterne Weſen, das ſich bei ſeinem Erſcheinen immer ſo heiß erröthend zurückzog, wenig beachtet. Jetzt mit einem Male trat das reizende Kind mit den ſeelenvollen Augen wieder vor ſeine Seele und damit der ganze Zauber der damaligen kurzen Scene; er hörte wieder die ſüße Stimme, die ihn innig bittend anrief: „Ach, ließeſt Du mich doch noch einmal die Engelchen ſingen hören!“

Ohne zu zögern packte er ſein Cello ein, nahm für einen Tag Abſchied von Weib und Kindern und fuhr nach Ludwigsburg. Es war ſchon Abend, als er dort anlangte und vor dem kleinen Hauſe der Schiller'ſchen

Familie abstieg. Man führte den Capellmeister sogleich in das Krankenzimmer, wo alle Angehörigen der Leidenden versammelt waren; Zumsteeg erkannte aber kein Gesicht, weil nur eine einzige Lampe brannte; die stand auf einem kleinen Tisch am Lager des jungen Mädchens und warf ihren vollen Schein auf das Bett. Nanette lag ganz ruhig, ihr weißes Nachtkleid erschien kaum weißer als ihr Antlitz. Sie sah ihrem gefeierten Bruder ähnlich, Zumsteeg bemerkte diese Aehnlichkeit aber zum ersten Male und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Ihre Züge waren nur feiner, als die Friedrich's und ihr Haar braun, die Stirn kindlicher und weniger hoch; der unbeschreibliche Schmelz der neunzehn Jahre lag auf dem ganzen Gesicht, in den wunderbar schönen Augen stand aber schon deutlich der bitter-süße Abschiedsgruß für die Erde. Sie lächelte dem Nahenden so ruhig und zuversichtlich entgegen, als wollte sie sagen: „ich wußte, daß Du kamst." Als er dicht vor ihr stand, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme: „ach! ich möchte ja so gern wieder die Engel singen hören! So schön wie damals!" Und nach diesen Worten stimmte sie leise, fast nur für sein Ohr erkennbar, jene Melodie an, die sie einst als fünfjähriges Kind von ihm gehört und die sie seitdem im Herzen getragen, ohne einen Ton zu verlieren, als ihr heiligstes, liebstes Geheimniß.

Da durchbebte den tief erschütterten Musiker plötzlich die Ahnung, daß hier vielleicht eine verschwiegene Liebe in das verschwiegene Grab sinken müsse, daß hier wieder einmal eine keusche weiße Rose unbewundert geblüht, wieder ein schönes Herz ungeliebt gebrochen, und er beugte sich schwer seufzend über die Hand des jungen Mädchens und eine heiße Thräne fiel darauf. O wie sie da zuckte und noch lange zitterte, diese schlanke zarte Hand!

Dann zog er sich mit seinem Cello in den fernsten Winkel des Zimmers zurück und leise, leise spielte er, zuerst mit Widerstreben, dann selbst mit fortgezogen durch die Macht der Gegenwart und durch die Erinnerung an die Vergangenheit, und er spielte zaubervoller als je. Seine ganze Seele sang mit, bat, weinte; er spielte weiter und weiter — das Zimmer war erfüllt von Seufzern und Schluchzen.

Die Töne verhallten endlich; — das Lied war wieder ein Abschiedsgruß geworden, aber ein ewiger, für ein liebliches blumenhaftes Geschöpf, das nun erlöst von dem schweren Leiden einer heimlichen, brennenden Liebe mit einem seligen Lächeln von der Erde geschieden war.

Etwa sechs Jahre später, am 26. Januar 1802, durchlief ein Gerücht die Residenzstadt Stuttgart, das

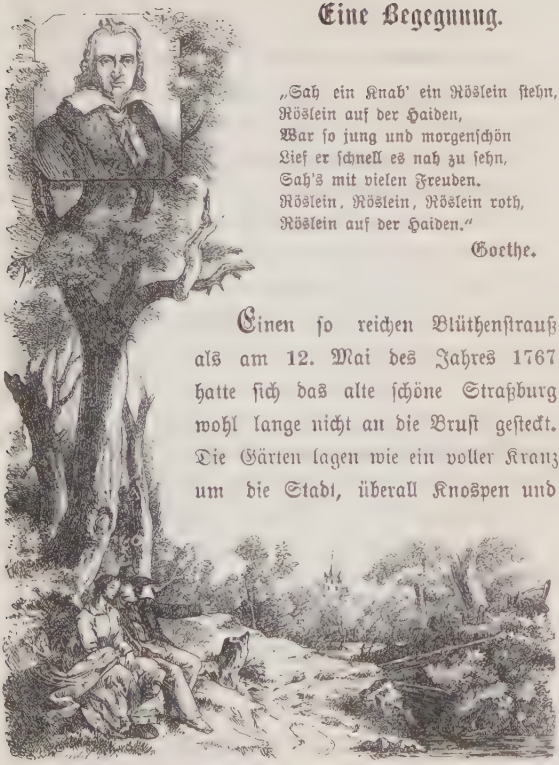
überall eine freudige Theilnahme hervorrief. Die berühmte Harmonicaspielerin Kirchgäßner sollte angekommen sein und an demselben Abend ein Concert zu geben beabsichtigen. Und in der That verhielt es sich so: Marianne Kirchgäßner war eben in Stuttgart eingetroffen. Diese Künstlerin war nicht allein eine höchst interessante Erscheinung durch ihre eminente Virtuosität auf ihrem Instrument, sondern gleichzeitig auch durch ihr Unglück, das gewiß jedes fühlende Herz schmerzlich bewegen mußte. Marianne war blind seit ihrem vierten Jahre in Folge der Blattern, und nur die Musik, diese allgewaltige Trösterin, hatte dies arme Kinderherz vor Verzweiflung bewahrt. Ihr auffallendes Musiktalent erwarb ihr frühzeitig einen edlen Freund und Schützer in dem Freiherrn von Beroldingen, Domcapitular zu Speyer. Sein Mitleid und sein Interesse für das begabte, unglückliche Kind äußerten sich auf die rührendste Weise. Er kaufte ihr zu einem bedeutenden Preise eine wunderschöne Harmonica, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß Marianne für die eigenthümlich seelenvollen Klänge dieses seltenen Instruments eine ganz besondere Vorliebe zeigte. Das Kind war über alle Beschreibung glücklich. Ihr edler Beschützer brachte sie nun nach Karlsruhe, wo der wackere Capellmeister und Harmonicaspieler Schmittbauer sie mit einem Eifer und einer Liebe unterrichtete, die

nur von der Zärtlichkeit und dem Fleiße seiner talentvollen Schülerin übertroffen wurde. Sie machte wahrhaft wunderbare Fortschritte und brachte es zu einer unübertroffenen Meisterschaft auf ihrem Instrumente. Kaum 21 Jahre alt, trat sie ihre ruhmvolle Kunstreise durch Deutschland und Rußland an, und Stuttgart war eine der ersten Städte, die sie berührte. Alles strömte herbei, sie zu hören. Zumsteeg hatte das Concertprogramm arrangirt und dirigirte selbst mehrere Orchestersachen. Das Spiel der Künstlerin wirkte aber so nervenerschütternd auf ihn, daß er es nur mit Mühe im Saale aushielt. Marianne Kirchgäßner erntete einen maßlosen Beifall, so daß sie sich genöthigt sah, noch ein kurzes Stück zuzugeben. Zumsteeg selbst führte sie dem aufgeregten Publicum noch einmal vor. Mochte die Künstlerin nun dem liebenswürdigen Capellmeister eine Freude zu machen beabsichtigen, oder liebte sie selbst diese melancholische Melodie, die schon zweimal so bedeutungsvoll in das Leben des Musikers geklungen, kurz, sie stimmte jenen Concertsatz an, der den Abschiedsgesang enthielt. Geisterhaft, wunderbar vibrirend zogen diese Töne durch den Saal. Zumsteeg fuhr zuckend auf bei dem ersten Laut und griff krampfhaft mit der Hand nach dem Herzen. War das nicht Nanette, die sanfte, ohne Klage geschiedene Nanette, die ihn da rief? Er konnte den Schluß

nicht abwarten, seine Gedanken verwirrten sich, er wankte hinaus und wurde ohnmächtig. In der folgenden Nacht überfiel ihn, zum heftigen Schrecken der Seinen, ein lang anhaltender, schmerzhafter Brustkrampf.

Am nächsten Morgen schien die Gefahr vorüber zu sein; er beruhigte zärtlich seine angstvollen Lieben und sagte mit sanftem Lächeln: „Heute ist der 27. Januar, meines Mozart's Geburtstag. Müßte ich sterben, so möchte es wohl am besten heute geschehen, dann würde ich vielleicht nicht so rasch vergessen!"

Wenige Minuten nach diesen Worten trat ein erneuter furchtbarer Krampfanfall ein: — da neigte sich Mozart, der strahlende herrliche Mozart, und zog die verwandte schöne Künstlerseele sanft zu sich hinauf in den Himmel.



Eine Begegnung.

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden,
War so jung und morgenschön
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden."

Goethe.

Einen so reichen Blüthenstrauß als am 12. Mai des Jahres 1767 hatte sich das alte schöne Straßburg wohl lange nicht an die Brust gesteckt. Die Gärten lagen wie ein voller Kranz um die Stadt, überall Knospen und

junges unberührtes Grün. Die hohe Kathedrale sah stolzer als sonst in das gesegnete Land hinaus, die Wogen des Rheins hoben sich wie eine von Thatkraft und Lebenslust geschwellte Riesenbrust, die helle Ill stürzte mit wilder Hast in diese rauschenden majestätischen Wellen, und die von weißen Kirschblüthen fast verschütteten Dörfer schickten von allen Seiten ihr einfaches Sonntagsgeläute herüber, das halb wie Andacht, halb wie Jubel klang.

An eben diesem Morgen schlenderte ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, planlos wie es schien, zu einem der Thore der Stadt hinaus, und trällerte munter die Melodie eines alten französischen Liedchens, jenes zärtlichen Liebesgesanges Heinrichs des IV.:

„Oh, charmante Gabrièle."

Das Gesicht des Sängers war fein und rosig, seine zierliche Gestalt, die Grazie seiner Haltung und der Ausdruck einer höchst anmuthigen Sorglosigkeit machten den jungen Mann zu einer sehr liebenswürdigen Erscheinung. Stirn und Augen waren aber bedeutend, erstere edel und gedankenvoll, letztere frappirend durch ein Gemisch von Feuer und Schwärmerei. Der fröhliche Wanderer war am Abend zuvor mit einem Freunde von Basel in Straßburg angekommen und wollte in zwölf Stunden weiter nach Paris. Er nannte sich André Modeste Ernest Gretry. Sein Gefährte wünschte einen

halben Tag bei seiner alten Tante in Straßburg auszuruhen, ehe er den Weg nach Paris fortsetzte, und da der lebhafte Gretry ein tête à tête mit der frischen jungen Natur unterhaltender fand, als mit einer bejahrten ziemlich trocknen Dame, so nahm er sich vor, den Sonntag in der Umgegend der alten Stadt zu verträumen. Gretry war nämlich ein Musiker, und solchen wunderlichen Gesellen erlaubte man zu allen Zeiten das Träumen.

Geboren zu Lüttich in Belgien, zärtlich geliebt von seinen Eltern, umgaben ihn Sang und Klang von frühester Jugend an. Sein Vater, erster Geiger an St. Martin, spielte schon dem halbjährigen Kinde allerlei Weisen vor, die es vor Freude zappeln und jauchzen ließen, und die liebliche Stimme der Mutter sang es in den Schlaf. Bereits vom sechsten Jahre an gab man den Bitten des Knaben nach und ließ ihn in der Musik unterrichten, die nun einmal seines jungen Lebens Seligkeit war. Als er größer wurde, genügte ihm der einseitige Unterricht nicht mehr; er strebte weiter, er wollte componiren lernen. Man brachte ihn zu einem trefflichen Musiker, Reinke, unter dessen Leitung sich das Talent des Knaben glänzend entwickelte. André Gretry zeigte so viel Fleiß, faßte so leicht, war so dankbar, daß sein Lehrer die Stunden, die er mit diesem Schüler verlebte, seine Erholungszeit nannte. Reinke sorgte auch dafür, daß André so viel

als möglich hörte, besuchte fleißig die musikalischen Messen und weltlichen Concerte mit ihm und machte ihn auf die Schönheiten oder Mängel der Vorträge aufmerksam. Zu eben jener Zeit waren italienische Kirchensänger in Lüttich, deren Leistungen tiefen Eindruck machten auf den empfänglichen Knaben. Von ihnen lernte er zuerst die erschütternden Schöpfungen eines Pergolese, Galuppi, Palestrina, Lotti kennen, und beim Hören dieser Meisterwerke glühte immer heller das Verlangen in ihm auf, selbst zu schaffen. Tag und Nacht erfüllte ihn nur der Gedanke, ein guter Musiker zu werden, und er vergaß in keinem seiner kindlichen Dankgebete Gott und die heilige Jungfrau um die Erfüllung dieses heißen Wunsches zu bitten.

An seinem ersten Communionstage, als er am Morgen zu seinen Eltern trat, sagte seine sanfte Mutter, ihn umarmend: „Hast Du irgend einen recht innigen Wunsch, mein Sohn, so sage ihn vertrauensvoll der hohen Himmelskönigin, heute erfüllt sie die Wünsche aller guten Kinder, die recht demüthig bitten.“ — Und der blasse, schöne Knabe kniete in der Kirche nieder, seine dunklen Augen suchten in brünstiger Andacht das Bildniß der Gebenedeiten, und Mund und Herz riefen: „o laß mich ein echter Musiker werden!“ Da tönte das volle Glockengeläut und Engelstimmen mischten sich darein,

Gewährung verheißend; das Herz des Kindes bebte vor Wonne, in heftiger Erregung drängte es sich dichter, fester an das Bild der Himmelskönigin, — da krachte es dumpf — — ein Schreckensschrei wurde laut: ein schwerer morscher Balken stürzte vom Glockenstuhl herab in die Kirche und fiel dicht neben dem betäubten Knaben nieder. Ohnmächtig stürzte André zusammen. Man brachte ihn wehklagend in das Elternhaus, heiße Thränen fielen aus Vater- und Mutteraugen auf seine Stirn: man glaubte ihn todt. Da öffnete er plötzlich die Augen, lächelte unendlich heiter seinen Lieben zu und sagte: „Habt Ihr's gesehen, wie Madonna mich schützte vor dem Tode? Ihr blauer Mantel löste sich, trat aus dem Bilde und wehte mir um die Schultern! Das ist das Zeichen, daß sie meine Bitte gehört. Habt nur Geduld mit mir: ich werde ein guter Musiker!"

Im achtzehnten Jahre zog Gretry, unterstützt von vielen Freunden seines Talents, fröhlich und hoffnungsreich über die Alpen in das Land des Gesanges, in das herrliche Italien, und dort schlug die Blume seines Genies langsam die glänzenden Blätter auseinander. Das heilige ernste Rom wurde seine zweite Heimat; Casali unterrichtete ihn in der Composition; Gretry arbeitete mit wahrem Feuereifer; durch seinen berühmten Lehrer in die Kreise der Musiker und Musikfreunde eingeführt, erwarb

er sich, im Fluge fast, aller Herzen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit.

Mehr als eine reizende Frau versuchte es, durch allerlei Zauberkünste den interessanten Fremden dauernd zu fesseln; sein unbefangenes Herz, sein reiner Sinn und eine gewisse Flatterhaftigkeit seines ganzen Wesens bewahrten ihn jedoch glücklich vor allen engen Banden, vor allen Gefahren, die seiner Jugend und Zukunft drohten. Wohl begeisterten den erregbaren Jüngling hier und da ein Paar schöner Augen, wohl küßte er dann und wann einmal einen rothen lieblichen Mund, aber alles dies glich nur dem Tändeln eines Schmetterlings: er war zu unruhig und vielbeschäftigt, als daß irgend eine tiefere Neigung Wurzel zu schlagen vermochte in seiner Seele. In dieser reichen poetischen Zeit entstanden seine ersten bedeutenden Compositionen: zwei reizvolle Intermezzos, die sowohl Musiker als Laien zugleich entzückten. Nun aber zog es ihn mächtig nach Paris, an dies wild klopfende Herz, zu dieser lebensvollsten aller Städte, die er sich zum Schauplatze seines Wirkens und Schaffens erkoren; er nahm Abschied von der bella Italia und reiste in Begleitung eines französischen Malers durch die Schweiz nach Straßburg, wo wir ihn eben im Vollgenusse der lieblichsten Frühlingslandschaft gefunden. Er genoß den schönen Tag auch recht mit

Bedacht, wie es schien, und beeilte sich durchaus nicht auf seinem einsamen Spaziergange. Bald warf er sich in's Gras unter irgend einen blühenden Baum und schaute nach Art aller närrischen Leute in's Blaue und lächelte dabei, bald blickte er durch die hohle Hand in die Ferne oder bückte sich und sah den Himmel verkehrt an, nickte auch allen Kirchengängern, unaufhörlich aber summte und sang er dabei. Sein Inneres mochte wohl einer Aeolsharfe gleichen, auf der jeder Gedankenhauch eine Melodie hervorrief. – Plötzlich hörte er das Rauschen eines Kleides und hastige Schritte:

„leicht — wie Feentritt nur geht —"

— ein junges Mädchen lief an ihm vorüber einem bunten, auffallend schönen Schmetterlinge nach. – Sie war kaum fünfzehn Jahre alt, die Gestalt zeigte mehr noch das Kind als die Jungfrau. Das kurze weiße Kleid flatterte um die zierlichsten Füße, der runde Strohhut war ihr entfallen und schlang sich nur noch mit den blauen Bändern um den Hals, dichtes braunes Haar hing in schweren Flechten über den Nacken, das liebliche Gesicht glühte, die Augen leuchteten, ein Veilchenstrauß blühte an ihrer Brust. Sie jauchzte, als sie dem flatternden Schmetterlinge näher kam, sie sprang, sie flog fast, ihn wieder zu erreichen, wenn er sich entfernte. Den

jungen Mann hatte sie kaum mit einem Blicke gestreift. — Der aber stand und schaute und meinte noch nie ein so hinreißend frisches Wesen gesehen zu haben. Mechanisch fast folgte er ihr — mit den Füßen, mit den Augen und sogar mit dem Herzen. Plötzlich aber stieß er einen Schreckensschrei aus: das Mädchen fiel. Im Nu war er an ihrer Seite. Sie lag auf den Knien, hatte sich den linken Fuß beschädigt und konnte ohne Hilfe sich nicht erheben oder gehen, aber sie zeigte keine Betrübniß, keinen Schmerz, sondern hob den Kopf und sah ihren unerwarteten Helfer mit so freudigen Augen an, als ob ihr das größte Glück begegnet. „Ich habe ihn gefangen, den Schelm!“ rief sie lebhaft aus und hielt die geschlossene rechte Hand in die Höhe. In demselben Augenblicke aber lösten sich, in Folge eines heftigen Schmerzes am Fuße, die feinen Finger ein wenig, der Schmetterling drängte sich durch — flatterte fort — war frei. Der junge Mann machte mit Hilfe seines breitgeränderten Hutes einen Versuch, den Entflohenen von neuem in Haft zu bringen, das Mädchen hielt ihn aber ab.

„Laßt ihn fliegen; er will nicht mehr bei mir sein — so mag ich ihn auch nicht! War er doch mein einen Augenblick lang, damit bin ich zufrieden!“

„Bitte, steh' auf; Dein Fuß ist malade!“ sagte

André Gretry. Er sprach nur langsam und gebrochen deutsch, seine reizende Gefährtin aber verstand ihn, stützte sich auf seinen Arm und ließ sich langsam von ihm geleiten, indem sie ihm mit den Fingern ein nahe liegendes Dörfchen als ihren Wohnort bezeichnete.

„Wie heißt der village, wo Dein Haus ist?"

„Sesenheim."

„Und wie ist Dein Name?"

„Friederike."

„Wie nah ist doch Sesenheim! Laßt uns langsam gehen — oder erst ruhen, daß Dein Fuß gesund wird!"

Und sie setzten sich neben einander auf den grünen Rasen, unter einer mächtigen Buche, die eben ihre Blätter aus der Knospenhülle in die Welt hinausgeschickt hatte.

Der Sonnenschein, der auf dem jungen Grün lag, fiel durch die zitternden Zweige auf ihre beiden jugendlichen Häupter, sie sahen so schön, so gut aus, wer hätte ihnen nicht eine Zukunft prophezeit, lieblich wie der Lenztag, dessen milde Entzückungen sie jetzt genossen. Vertrauensvoll wie Kinder plauderten sie mit einander, als ob sie sich schon Jahre lang gekannt. André erzählte, daß er ein Musiker sei, nach Paris reise und eben aus der herrlichen Schweiz nach Straßburg gekommen. Mit dem vollen Enthusiasmus der Jugend schilderte er sein frohes, freies Leben und redete von seinen hochfliegenden

Plänen, so mühsam auch die Zunge die fremden deutschen Worte aussprach. Das Mädchen dagegen zeigte ihm das rothe Dach des Pfarrhauses, wo sie geboren, fragte nach den Schweizer Bergen, von denen sie viel gelesen, nach den rothwangigen Schweizermädchen mit den hellen Stimmen und nach den lustigen Jodelliedchen. Er wußte alles klar und anmuthig zu beschreiben, wenn auch das Mädchen zuweilen herzlich über seine Wortstellungen und Satzbildungen lachte. Mit den Jodelliedern ging's am allerbesten; er kannte mehrere, hatte sie richtig aussprechen gelernt und sang sie mit seinem weichen Tenor allerliebst. Friederike war besonders entzückt von folgendem Gesange:

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Nestli
Gebaut."

„In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet
Hänt Zelli
Gebaut."

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt'i Summer-
Vögle a;
Hänt gesoge,
Hänt gesloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan."

„Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so."

Und Bienen summten und fielen frühlingstrunken in's Gras, die Vögel sangen, die Luft wehte süß daher, das junge Mädchen lächelte den Sänger an, André schwamm in Seligkeit. Sie versuchte das Lied zu wiederholen, er half nach, — ihre Stimme klang so lieblich, — dazwischen scherzten und lachten sie; endlich war das Lied erlernt.

„Das soll mein Andenken sein an Euch," sagte nun Friederike und wollte sich erheben. „Ich muß nach Hause gehen, mein Fuß ist ganz gesund!"

„Ach, warte noch einen Augenblick! Wer kann sagen, ob wir jemals wieder mit einander reden!" bat er so innig, daß sie sich lachend wieder niedersetzte.

„Hoffentlich höre ich bald von einem gewissen Gretry reden, der vielerlei wunderschöne Musik erfindet und den ganz Paris, oder ganz Frankreich, oder die ganze Welt kennt und preiset! — und da denke ich: das war der lustige Sänger, der einst neben dir unter der Buche saß und das liebe Liedchen sang."

„Und ich werde einst eine große Oper aufführen in Paris, und die Hörer werden laut „Bravo" rufen am Ende, aber mitten in dem Lärme wird eine Hand ein Bouquet zu mir herüber werfen, ein Bouquet von violettes. Und ich werde mich umschauen und in der letzten Loge bei der Bühne eine schöne Frau sehen (sie ist auf der Hochzeitsreise), eine Frau mit braunem Haar und schwarzen Augen — sie grüßt und lächelt — und ihr cher mari grüßt. Wer ist's doch? Das junge deutsche Mädchen aus Sesenheim."

„O wie hübsch wäre es doch! Ja ich möchte Euch gern den zeigen, den ich einmal lieb habe, so recht lieb, er würde wohl prächtig und glänzend sein, schöner als der Schmetterling, den ich heute gefangen!"

„Aber wenn er auch davon fliegt, wie Dein Gefangener, und Dir Schmerz zurück läßt?"

„So war er doch einen Augenblick mein, — dann ist's schon gut. Den Schmerz will ich ertragen!"

Diesen Worten folgte eine Pause. Friederike zer-

pflückte zerstreut ihren Veilchenstrauß, den Kopf etwas erhoben, die wunderschönen Rehaugen voll heißer Fragen in die Ferne gerichtet. Gretry nahm dieses süße Bild für ewige Zeiten in sein Herz auf.

Dann zog er seine Schreibtafel hervor, reichte sie dem Mädchen hin, schob den Stift in ihre Hand und bat:

„Für das Liedchen schreibe mir zum Dank Deinen lieben Namen ein und den heutigen Tag."

Sie that es.

„Gieb mir nun auch das halbzerpflückte Bouquet!"

Lieblich lächelnd erfüllte sie auch diese Bitte, erhob sich und reichte ihm zum Abschiede die Hand. Der frohe heitere Jüngling fühlte sich zum ersten Male in seinem Leben tief bewegt, als er dem Mädchen nachsah, wie sie den schmalen Fußpfad einschlug, der zum Dorfe führte. Leicht und sorgenlos schritt sie dahin, oft noch zurückschauend und grüßend, und dabei trällerte sie mit lerchenhafter Stimme die Melodie des Schweizerliedes:

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe".

Als sie hinter den Hecken endlich verschwand, da war es dem jungen Musiker, als hätte er eben ihren Sarg forttragen sehen; eine bange schwere Traurigkeit legte sich wie ein Alp auf seine Brust, und André

Gretry, der seit seiner Kindheit keine Schmerzensthräne mehr vergossen, schlug die Hände vor sein Gesicht und weinte bitterlich.

Zwanzig Jahre später sonnte sich André Modeste Ernest Gretry im vollsten Glanze seines Ruhmes als Componist. Frankreich hatte ihn zu seinem Liebling erklärt und Belgien, sein Vaterland, nannte ihn mit Stolz seinen Sohn. Seine Opern: „l' Hurone", „le tableau parlant", „Lucile", „Zemire et Azor", „la caravane" und vor allem „Richard coeur de Lion" gingen nicht nur über alle französischen Bühnen, auch Deutschland kränzte den Componisten mit Lorbeer. — Gretry's Hauptstreben war Richtigkeit und Wahrheit der Declamation; er versuchte die Sprache des gewöhnlichen Lebens nachzuahmen im Gesange; der Begleitung wies er eine untergeordnete Stellung an und trat sehr entschieden gegen jede Orchestermalerei auf. Seine Melodien waren, wie er selbst, frisch und anmuthig, und daß der Quell, aus dem er schöpfte, unversiegbar war, beweist das Dasein von einigen und vierzig Opern. Gretry's Melodien sind mehr wie die irgend eines anderen Componisten ein Eigenthum der französischen Nation geworden und werden es bleiben bis in die spätesten Zeiten. Bei den gewaltigsten Zeitereignissen gedachte der Franzose

dieſes ſeines Lieblings. Als der große Kaiſer Napoleon den Rückzug aus Rußland antrat, als ihn Tod und Jammer umgaben, und er mit ſtummen, furchtbaren Schmerzen auf ſeine verſtümmelten Getreuen blickte, ſtimmte die alte Garde, ein erſchütternder Troſt, Gretry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!"

Und wie der mächtige Held von Elba entfloh und den Boden ſeines Reichs wieder betrat, als ihn fanatiſche Begeiſterung empfing, da waren es wieder Gretry's Melodien, die ihn zuerſt begrüßten.

„Veillons au salut de l'empire!"

jubelten Frankreichs Söhne ihrem Kaiſer entgegen. — Als aber endlich der gefeſſelte Prometheus unter tauſend Qualen auf St. Helena ſchmachtete, ſangen da nicht zahlloſe Lippen, leiſe und voll bittrer Trauer, das rührende Lied des treuen Blondels:

„Oh Richard, oh mon roi,
L'univers t'abandonne."

Gretry beſchloß den ſanften melodiſchen Traum ſeines Lebens erſt am 24. September des Jahres 1813. Glücklich im Kreiſe der Seinen, geehrt und geliebt von ſeinen Zeitgenoſſen, trieben nur die letzten Revolutionsſtürme

einige dunkle Wolken über den Himmel seines Daseins. — Dem letzten Willen des Todten gemäß, legte man neben anderen theueren Andenken aus der Zeit seines Glückes auch eine kleine alte Brieftafel in seinen Sarg; sie enthielt ein Blatt mit den halb verwischten Worten:

Friederike Brion
Sesenheim, den 12. Mai 1767.

und einige zu Staub zerfallene Veilchen.

Und jenes liebliche Mädchen, das dem Gefeierten einst begegnete, und dessen Bild nimmer in seiner Erinnerung erloschen, hat sie auch so sanft geträumt? —

Das Loos Friederikens kennt die Welt. Der glänzende Falter, den sie ersehnt, flog ihr an's Herz: Wolfgang Goethe trat in das stille Pfarrhaus zu Sesenheim. Unter all den vielen lieblichen Weisen, die das beglückte Mädchen dem Geliebten sang, war auch das Schweizerlied, das sie der fremde Musiker an jenem Maitage gelehrt. — Es hat später seinen Platz unter Goethe's Gedichten gefunden, mit der einfachen Bemerkung: „mitgetheilt". — Welche Geschichte liegt in diesem ruhigen Worte versteckt!

Einen einzigen wunderschönen Sommer lang nannte Friederike den Strahlenden ihr eigen, dann entfloh er

ihr für immer. — Sie trug ihr unermeßlich Leid ohne laute Klage, drückte die Hand auf's Herz und sagte ihren Lieben, wie einst Arria dem Pätus: „es schmerzt nicht!“ Aber das Herz brach ihr doch darüber; sie ging in stiller Trauer einsam durch das Leben, denn gar oftmals sagte sie: „wer von Goethe geliebt wurde, kann keinem Manne weiter angehören.“

— — — —

Das Kloster der heil. Lucia.

Es war am Festtage der Himmelfahrt Christi im Jahre 1794, als die Glocken des schönen Klosters der heiligen Lucia, unweit Rom, zur Morgenandacht riefen. Schaaren frommer Beter wallten der Pforte zu. Gar anmuthig waren sie anzuschauen, die malerischen Trachten der Wanderer, die weißen Schleier der reizenden Frauen, geschmückt mit Blumen, und die stolzen schlanken Männer, an deren Brust kleine Zweige duftiger Orangenblüthen prangten. In aller Augen blitzte üppigste Lebenslust und Frühlingsjubel. Der glühende Sonnenball küßte recht inbrünstig alle diese

bräunlichen, warmgefärbten Wangen und umfing mit seinen Strahlenarmen innig diese köstlichen, kraftvollen Gestalten.

Die Fenster des Kirchleins flammten in Licht. Drinnen aber stiegen Weihrauchwolken empor und der matte Schimmer der geweihten Kerzen vermochte kaum diese wallenden Nebel zu durchbrechen. Eine süße Dämmerung herrschte, das Standbild der heiligen Lucia war von den köstlichsten Kränzen und Blumen fast bedeckt und sah aus wie eine Frühlingskönigin; der Priester streckte segnend seine Arme aus, die gläubige Menge stürzte auf die Knie: da ertönte vom hohen, verhüllten Chore das „Kyrie eleison" der frommen Nonnen. Wie flossen sie so sanft hernieder, diese weichen Stimmen, wie herrlich und erhebend war die ernste Weise des Maestro Palestrina! Klar und hehr schritt die bedeutungsvolle Grundmelodie durch das anmuthige Gewinde lieblich verflochtener Stimmen, die oft sie zu bedecken, zu verhüllen, unterzutauchen strebten, aber immer überwunden von der Siegerin, demüthig zurückweichend, sich endlich vereinigten zur sanften Begleitung und zum herrlichsten Ganzen. Die bebenden Seelen der Hörer erhoben sich auf mächtigen Schwingen bald jauchzend zum Himmel, bald sanken sie, wie von zarten, unsichtbaren Blumenketten gehalten, wieder selig weinend nieder auf die geliebte Erde.

Da erschallte plötzlich im „Gloria“ eine Sopranstimme, deren überraschender Klang die Menge gewaltsam aus der süßen Versunkenheit riß. Die Stimme war von einer durchdringenden Klarheit, fast schneidend in ihrer Reinheit, überwältigend in ihrer Fülle. Der Ton hatte nichts Verwandtes mit dem der anderen Sängerinnen, der Klang vermischte sich nicht mit den anderen Klängen; einsam, ohne verschmelzende Weichheit, voll und hoch, schwebte er auf und ab im Raume der Kirche.

Im „Credo“ verstummte die Wunderstimme; ein anderer, milder Sopran trat an ihre Stelle; am Schlusse jedoch, im ergreifenden „Agnus Dei“ und „Dona nobis pacem“ durchschnitt sie wieder, wie ein glänzender, scharfgeschliffener, sieggewohnter Speer, die tief herniederhängenden Weihrauchschleier. Es zitterte keine Erregtheit in ihr, es leuchtete kein Jugendschmelz in diesen Klängen, es war gleichsam eine Stimme ohne Alter und Geschlecht, eine Stimme, die den Eindruck machte, als sei sie ewig so gewesen und müsse ewig so bleiben.

Das Volk war mächtig erschüttert. „Heilige Maria,“ murmelte eine alte Frau, „das war nicht der Gesang eines Weibes!“ und heftig sich bekreuzend betete sie leise. Die erschreckte schwarzlockige Nachbarin nickte Beifall und flüsterte den Ausruf einem neben ihr knienden Manne

zu, dessen brennende Blicke freilich vergebens das Gitter des Chores zu durchdringen strebten.

Die Messe war beendet. Die Frauen verließen in heftiger Bewegung die Kirche, die Männer schüttelten die Köpfe; jedermann sprach von dem Zaubersange, aber niemand wußte den Namen der verborgenen Sängerin. Die Kerzen erlöschten, und das überreiche Leben eines italienischen Frühlingstages verschlang alle die tausend Fragen, Zweifel, Schauer und Erwartungen.

Als am andern Tage der Morgen, der lachende, strahlende Morgen Italiens mit seinen Liebesaugen in das Kirchlein blickte, staunte er, schon wieder eine harrende Menge versammelt zu sehen. Jedes Angesicht wandte sich mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung dem Chore zu, von welchem die Hora ertönte. Und wieder tauchte jene räthselhafte Stimme auf, und wieder durchbebte sie die Herzen mit einem Gemische von Freude und Bangen, und wieder staunten die Hörer. Da rief plötzlich ein junges, blühendes Weib, zitternd und glühend: „Heilige Himmelskönigin, ich sehe das Wunder! Maria hilf, es ist ein singendes Kind!“ — Und wirklich unterschied man hinter dem Gitter die zarte Gestalt eines Mädchens von etwa zehn Jahren, aus dessen geöffneten Lippen die wunderbaren Töne strömten. Das Antlitz des Kindes erschien von strenger Regelmäßigkeit, aber die

schönen Formen waren noch unbelebt und eine durchsichtige Bläße bedeckte die jugendlichen Wangen. Von dem Momente dieser Entdeckung an steigerte sich die Aufregung der Menge von Stunde zu Stunde. Tagtäglich wallfahrtete man früh und spät in großen Zügen nach dem Kloster, um die seltsame kleine Sängerin zu hören, deren Stimme man selbst im vollsten Chore deutlich unterschied, und die Kunde von den mächtigen Klängen in einer Kinderbrust durchdrang die ganze Gegend, wanderte selbst nach Rom, und der Zudrang zu den Messen des Klosters der heiligen Lucia wurde immer gewaltiger und unaufhaltsamer.

Aber die Schaar von Gläubigen, die ohne zu grübeln dankbar das vermeinte Wunder hinnahm, war klein im Vergleich zu der Menge derer, die, Köpfe und Herzen erfüllt von tausendfachen Vermuthungen und Zweifeln über die Person der Sängerin, in rastloser Unruhe hin und her wogten. — „Eine Kostgängerin des Klosters ist's, welche singt, so sagt man im Kloster!" behaupteten einige. — „Aber jedenfalls ist sie verwachsen, sicherlich achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und hat vielleicht die Gestalt eines Kindes wegen ihres Gebrechens. So singt kein Kind!" — „Nein, nein!" riefen andere, „man hat Euch ein Märchen aufgebunden; es ist eine von den jüngeren Nonnen, die Schwester Barbara,

wir wissen es ganz genau, jenes Kind hat nur still zugehört!" — „Nimmermehr!" fielen einige Frauen ein, „es ist ein Wunder geschehen, die heilige Lucia hat der frommen Aebtissin Theresa einen Engel vom Himmel gesandt." — „Was schwatzt Ihr da für kindisches Zeug?" schrie jetzt ein kräftiger Mann mit klugem, entschlossenem Antlitz, „die ganze Sache ist ein schmählicher Betrug! wir werden hintergangen, man lockt uns die Silbermünzen aus den Taschen!" — Das Volk drängte sich mit fiebrischer Hast um ihn her; der Redner fuhr fort: „Ja, hört mich nur an, die Wahrheit meiner Worte wird Euch klar werden wie der Tag! Merkt auf, nur wenig ist's, was ich zu sagen habe! Das Kloster ist arm, die heilige Lucia verlangt ein neues Sammetkleid und ein goldenes Behänge, man braucht reiche Spenden und sann auf ein Mittel, das leichtgläubige Volk herbeizuziehen! Sie haben eine Maschine bauen lassen in Rom, eine Uhr in Menschengestalt, welche singt, so eine Wachspuppe mit Flötenwerk; ich sage Euch, es ist kein Kind und keine Nonne, die dort oben trillert, so fremd und so überlaut: es ist eine bloße Marionette!"

Die aufgeregte Menge stutzte, schauderte, bekreuzte sich, horchte, stritt, fanatisirte sich selbst und glaubte zuletzt. „Gewiß, beim heiligen Giovanni, Matteo hat

Recht!" donnerte ein Herkules mit wilden Mienen und ballte seine Fäuste, „der Singsang ist Pfaffenbetrug und weiter nichts! Wer hat denn jemals von einem singenden Kinde gehört, von einem Kinde mit solcher Riesenkraft? Täuscht Euch ferner nicht! Die Wundersängerin ist nichts als eine hölzerne Puppe mit einer Wachslarve. Das Ding wird aufgezogen wie eine Uhr, und singt allerlei Weisen. Ich sah solche seltsame Figuren mehr als einmal bei einem alten berühmten Professor in Rom." — „Ja, und nicht umsonst fühlten wir kalte Schauer, wenn die klaren, hellen Flötentöne unser Ohr berührten; das war die Ahnung des höllischen Blendwerks," fügte ein anderer Aufgeregter mit flammenden Blicken hinzu. — „Dieser nichtswürdige Betrug schändet die Kirche der heiligen Lucia, wir dürfen ihn nicht länger dulden; wir müssen ihn enthüllen, vernichten, und alle Heiligen werden uns beistehen bei solchem Werke!" tobte ein dritter.

Wilde Bewegung wogte in der erhitzten Menge. Die Weiber beschrieben sich mit ängstlichen Mienen das starre Wachsgesicht der Marionette und ihre todten Glasaugen, und wollten nie eine Silbe des frommen Textes verstanden haben. Viele hatten auch ein seltsam schnurrendes Geräusch deutlich vernommen am Schlusse des Gloria. „Da war das Uhrwerk abgelaufen!" sagten sie leise

zu einander. Die Männer entflammten sich mehr und mehr durch ihre eigenen heftigen Reden und die sanftesten Frauen glühten auf an den lodernden Blicken ihrer Gatten, Geliebten, Brüder; eine allgemeine Wallfahrt in's Kloster ward beschlossen, um die Auslieferung der Flötenuhr, der trügerischen singenden Puppe zu verlangen.

So zogen denn beim herannahenden Abend die aufgeregten Menschenschaaren lärmend nach dem stillen Kloster, donnerten an die epheuumrankte Pforte, und begehrten heftig Einlaß. Die erschrockene Priorin gebot zu öffnen und trat den Eindringenden entgegen; mit einem Angstrufe flüchteten die Nonnen in ihre Zellen.

Das ehrwürdige Antlitz der frommen Frau, ihre hohe Gestalt und das emporgehaltene Crucifix imponirten der Menge; das wüste Geschrei verstummte, einzelne Frauen sanken auf die Knie, die Männer wichen zurück, und nur ein Sprecher näherte sich ehrfurchtsvoll der Priorin und erklärte ihr die Vermuthungen, Wünsche und Forderungen seiner Begleiter.

Staunen und Unglaube malte sich in den Zügen der ernsten Frau. „Meine Kinder!“ rief sie, „ist es möglich, daß Ihr Eure Mutter Theresa solchen Betrugs anklagt? Ist es möglich, daß Ihr Euch so tief erniedrigt durch solchen Verdacht und mich so unaussprechlich be-

trübt? Ziehet hin, bereuet und büßet Eure Sünden! denn jene Stimme, die Euch zu diesem beklagenswerthen Irrthume verleitete, jene Stimme, die Euch so mächtig ergriffen und erschüttert, sie drang aus der Brust eines gottgesegneten Kindes, schwebte nieder von den unschuldigen Lippen eines zehnjährigen Mädchens aus Sinigaglia, das hier im Kloster erzogen wird." — „Wir wollen das Kind sehen!" riefen hier einige wilde Stimmen. Das Volk erhitzte sich von neuem an ihrem Klange. „Ja, ja, sehen wollen wir die Zauberin, sie reden hören, ihr Angesicht berühren und ihre Hände, und ihren warmen Lebensodem fühlen!" — Und immer drohender wurden die Mienen, immer lauter das verwirrte Geschrei. Die Ermahnungen der Vorsteherin verhallten ungehört und der sonst so stille Klosterhof war erfüllt von rauhen Tönen.

Da verschwand die Mutter Theresa; — sie kehrte zurück und drängte ein zartes, bleiches, zitterndes Mädchen der unruhigen Masse entgegen. Wie aus gelblichem Wachs geformt leuchtete das regelmäßige farblose Antlitz des Kindes unter dem schwarzen, gescheitelten Haare hervor, und ängstlich starrten die weit geöffneten, dunkeln Augen die fremden, ausdrucksvollen Gesichter an. „Angelika," sagte die Priorin sanft, „zage nicht! Sei muthig; hilf Deiner Mutter Theresa und diesem ver-

blendeten Volke! erhebe Deine Stimme und grüße die Himmelskönigin!"

Angelika öffnete die Lippen und begann ein altes, einfaches „Salve Regina", aber mit einer Kraft, Reinheit und Erhebung, mit einer Sicherheit und Ruhe, daß die lautlose Versammlung unwillkürlich die Knie beugte. Ein so tiefer Friede, eine so unberührte Unschuld, wie sie aus diesen Tönen sprach, konnte auch wahrlich nur einer Brust entströmen, der des Lebens süßes Weh und bittre Lust, Rosen und Dornen noch nicht genaht. Die krystallklaren, hellen Klänge zogen weit, weit hinaus in die schöne Dämmerung und das blühende Land. Verklärend und weich lag der Schimmer des sichelförmigen Mondes auf allen Häuptern, auf der jugendlichen Stirn der Sängerin und auf dem ernsten Angesicht der bewegten Aebtissin.

Als Angelika geendet, erhoben sich alle die niedergesunkenen Männer und Frauen und stürzten mit jenem überwallenden, aufrichtigen Enthusiasmus, der das herzerhebende Eigenthum aller Völker des Südens ist, zu dem Kinde hin. Schluchzend küßten sie die kleinen Hände der Lächelnden, den Saum des Gewandes, die leicht erglühten Kinderwangen, die Füße, priesen es mit Thränen des Entzückens, segneten es und ein einstimmiger Jubelschrei durchschnitt die Luft:

„Evviva Angelica Catalani!"

Mutter Thereſa hat aber doch gar bald nachher die kindliche Wunderſängerin aus dem Kloſter entfernt; ſie konnte die gewaltſame Störung ihres ſtillen Aſyl's nicht verſchmerzen. Allein ſie hat es gewiß ſpäter bitter bereut, denn aus der kleinen Angelika wurde, das weiß die ganze Welt, in kürzeſter Friſt die große Catalani. Europa lag vor ihr auf den Knien; — und welche Auswahl prächtiger Gewänder, Halsketten und blitzender Krönlein hätte die heilige Lucia wohl erhalten von ſolcher Anbetung!

Die volle Zauberpracht eines südlichen Abendhimmels im Monat Mai hing über *** und dessen reizender Umgebung. Die ganze Landschaft lächelte verklärt unter den Wechselküssen des üppigsten Frühlings und des mildesten Abends. Unweit der romantischen Stadt lag ein Landhaus, das eine spanische Familie für einige Wochen gastlich aufgenommen; es war dicht umschlossen von den blühenden Armen eines Gartens. „Ein Garten in Italien!“ — Dieser Gedanke bringt unsere nordische Phantasie in die anmuthigste Aufregung: Pinien rauschen, Cypressen werfen ihre Schattenschleier über lachende Blumen, um ihre brennenden Farben zu mildern, Citronen- und Orangenbäume tropfen ihre köstlichen Blüthen

tändelnd auf den Boden, der hohe Lorbeer schaut ernst dem Spiele zu, die liebliche Myrthe breitet still verlangend die zarten Arme nach ihm aus, und in ihrem dunklen Laube blitzt es wie Silbersternchen. Zahllose Vögelstimmen beleben das duftige Paradies, und schimmernde Schmetterlinge flattern, frei und fesselos wie Liebesgedanken, in seliger Trunkenheit von Blume zu Blume.

In solchem Garten, bestrahlt vom Mondlichte, das in diesen gesegneten Landen ein silberner Sonnenschein ist, lag ein spielendes Kind, zart und traumhaft lieblich wie eine Else. Erst sechs Frühlinge hatten diese reine Kinderstirn geküßt, aber das Wesen des lieblichen Geschöpfs war ungewöhnlich sinnend, und aus den großen braunen Augen leuchtete ein wunderbar erhöhtes Leben.

Lächelnd häufte die einsame Kleine mit den reizenden Händchen einen Hügel von Blüthen auf, begrub das Lockenköpfchen in das weiche Duftkissen, ruhte so still eine Weile und schien zu träumen; dann begann sie von neuem und wurde nicht müde des anmuthigen Spiels. Halb athemlos vor Freude lauschte das Kind, wenn die neugierigen Schmetterlinge kamen und kosend von den jungen Lippen naschen wollten, die so frisch glühten, wie die stolzeste Rose. Die Vögelchen kannten wohl auch das holde Mägdelein: denn sie hüpften herbei und zupften vertraulich mit den feinen Schnäbeln an den langen

braunen Locken. Und das Kind ließ sie gewähren, wehrte es so selbst der durstigen Mücke nicht, die mit entzücktem Gesumme ihren Stachel in den vollen, weißen Kinderarm senkte.

Vögel und Blumen, Käfer und Schmetterlinge, die bunte Fliege und die kecke Mücke waren aber auch des Mädchens Gespielinnen; es hatte noch kein Schwesterlein, und Vater und Mutter waren zu ernst, um mit der kleinen träumerischen Else zu tändeln. So wurde denn die ewig schöne Blüthenwelt, die freie üppige Natur die weise und geliebte Lehrerin des aufhorchenden, empfänglichen Kindes.

Als nun die letzten Seufzer des heißen Tages verwehten und erstarben und die Nacht mit leisen Schritten nahte, die Blumen anzuhauchen mit ihrem süßen kühlen Odem und die Thränenperlen ihrer Augen auf die schmachtenden Blätter zu träufeln, da ertönte aus den dichtbelaubten Zweigen eines Citronenbaumes ein wundersüßer Gesang. Eine Nachtigall war's im einfach grauen Federkleidchen.

O! wohl uns, daß wir sie auch kennen, diese holde kleine Sängerin! sie ist ein tönender Strahl aus dem glühenden Süden, den uns Gottes Hand liebend in unsern nordischen Frühling wirft! Wer träumt sich nicht bei dem Namen „Nachtigall" hin an eine versteckte, sanfte

rieselnde Quelle, dicht beschattet von hängenden Weiden, die ihre feinen grünen Fingerspitzen sehnsüchtig in das kühle Naß tauchen? Mondlicht zittert durch die Zweige und der Wundersang des Vögleins durch die Luft. Da öffnet sich auch das festverschlossenste Herz und zieht durstig die zauberhaften Silbertöne ein, und sie legen sich wie Balsam auf jede Wunde und erhöhen jede Lust; süße, namenlose Schmerzen und entzückende Sehnsucht bringen sie den Glücklichen dieser Erde, Himmelsträume den Unglücklichen, denen jede Hoffnung und Freude starb.

Auch das spielende Kind bebte vor Wonne bei diesen noch nie gehörten Klängen. Das Vöglein sang und sang, und des Mädchens ganze Seele hing an diesen Tönen und schwebte und zog mit ihnen auf und nieder, weit, weit fort, hoch über die Erde.

Rings umher tiefe Stille; — Vögel und Blumen schlürften selig die köstlichen Klangtropfen.

Wißt ihr aber auch, woher der Nachtigall, vor allen anderen Vögeln, diese Zauberstimme geworden? „Die Nachtigall hat einst," so erzählte mir der Geliebte des Vögleins, ein schlanker reizender Roseneli, „im herrlichen Paradiese mit den Flügeln und der kleinen Brust die mächtige goldene Riesenharfe des großen Weltenschöpfers berührt. Die Saiten rauschten, die ewigen Harmonien ertönten, wogten und wallten, überströmten das schwache

Geschöpf; daher wurde ihm die himmlisch schöne Stimme. Aber die Sängerin erfreute sich nimmer des köstlichen Gutes, denn der liebe Gott bestrafte die Neugierige, und mit der Stimme zog der Tod in ihre Brust; denn sie mußte singen und immer singen, und doch faßte der zarte Körper nicht die gewaltige Fülle dieses Klanges, ertrug nicht die Macht dieses Tones, und so ging sie unter, plötzlich, erlosch inmitten des vollsten Lebens, starb inmitten des lieblichsten Gesanges. Und das strahlende Kleinod erbte zwar fort von Nachtigall zu Nachtigall, durch alle Zeiten hindurch; aber alle sangen und starben wie diese erste bestrafte Sängerin des Paradieses."

„Doch hat der Allgütige in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch dem Nachtigallengeschlechte einen Trost mitgegeben: sie dürfen den gefährlichen geraubten Schatz ihrer Stimme verschenken an ein reines, bittendes Menschenkind. Dann leben sie fort in ungestörtem Frieden und können sich ihres Lebens freuen, denn der Tod zieht mit der Zaubergabe als unzertrennlicher Gefährte."

„Solches Verschenken geschieht aber gar selten," fügte der Rosenelf schäkernd zum Schlusse hinzu, „denn wir lieben nur die singende Nachtigall, und das wissen die Schlauen gar wohl, und ziehen ein kurzes, aber berauschendes Liebesleben einem langen, klanglosen, ungeschmückten Dasein vor." Mit diesen Worten schlüpfte

der anmuthige Erzähler etwas ermattet in den Kelch einer halbverschlossenen Moosrose, um auszuruhen.

Von diesem Märlein nun wußte freilich die Seele des horchenden Kindes nichts, aber die geheime Zaubermacht des Nachtigallengesanges bewährte sich an diesem jungen Herzen: es klopfte hoch auf vor Seligkeit; Ahnungen, die die Kinderbrust noch nicht zu fassen vermochte, Träume und Wünsche, die die halberwachte Kinderseele noch nicht verstand, überfluteten die Lauscherin. Die kleinen Hände falteten sich zum unbewußten Gebete und süße Thränen entrollten den glänzenden Augen. „O, wäre ich solch ein Singvöglein!" seufzte leise das Kind.

Immer langgezogener wurden die herzerschütternden Klänge, immer lockender der Wundersang, fester und fester zog die Sirene der Luft ihre unzerreißbaren Fesseln um alle, die ihr Ohr den entzückenden Weisen liehen. Aber plötzlich verstummte die Sängerin: ein melodischer Seufzer, ein ängstliches Flattern, und das Vöglein stürzte sterbend zu den Füßen des erschreckten Kindes. Weinend und staunend beugte sich die liebliche Elfengestalt über das vergehende Geschöpf und bettete den kleinen bebenden Körper des Vogels auf duftende Rosenblätter. Da zuckte es wie ein Dankesstrahl aus den halbgeschlossenen Nachtigallenaugen, das Kind legte mitleidsvoll die blühende Wange an das erstarrende Leben und drückte leise

den vollen Rosenmund auf das Köpfchen des Vögleins. Da traf ein Hauch die Lippen des Mädchens, und es mußte ihn einziehen tief, tief in die Brust, es war ein wunderbarer, duftiger, betäubender Hauch! Es wurde dem Kinde gar seltsam zu Muthe! es schloß die Augen und sank auf den Rasen, es war ihm als flöge die kranke Nachtigall mit fremdklingendem Gezwitscher genesen und lustig davon. Dann kamen reizende Gestalten und bestreuten die Ruhende mit Blumen, und warfen goldene Lorbeerkränze an ihr Herz. Und es war ihr, als ob ihr Flügel gewachsen, und sie begann zu schweben und zu singen wie jener graue Wundervogel, den sie geküßt. Endlich breitete sich der Schleier der Bewußtlosigkeit über das fieberisch erregte holde Wesen, und so fanden die angstvoll suchenden Eltern das vermißte Kind.

Viele Jahre waren vergangen seit jener Maiennacht; des Winters Hand lag eisig auf dem warmen Herzen der Erde, da füllte sich das italienische Opernhaus in Paris mit dem glänzendsten Publicum. Die Strahlen der blendenden Kronleuchter fielen schmeichelnd auf manches reizende Angesicht, auf manchen schneeigen Nacken, spiegelten sich wohlgefällig in schönen Augen und blitzten keck in den zahllosen Thautropfen von Diamanten, Rubinen und Smaragden, die eine Feenhand verschwen-

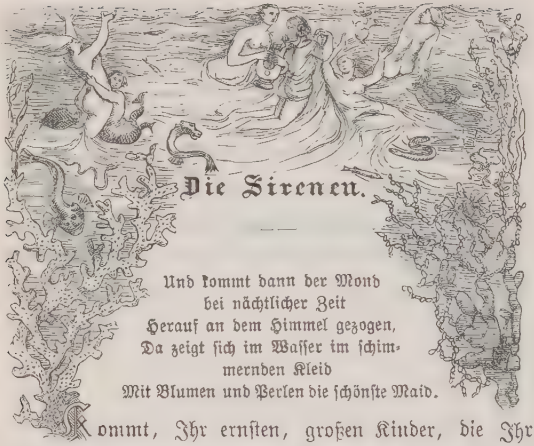
derisch über alle diese Frauenblumen gestreut zu haben schien. Eine frohe Ungeduld gab sich kund in leisem Gemurmel, und die Blicke aller wandten sich mit dem Ausdrucke gespannter Erwartung dem Vorhange zu, als die rauschende Ouvertüre zu Rossini's „Othello" ertönte. Die Oper begann; Gestalten und Töne tauchten auf und verschwammen; die versammelte Menge lauschte und harrte noch immer. Endlich erschien Desdemona. Da schallte einstimmiger Jubelruf durch die schimmernden Hallen des Kunsttempels, da flogen zahllose Blumen und Kränze auf die Bühne, da zuckte ein Freudenblitz aus jedem Auge und ein Lächeln des Entzückens erblühte auf jeder Lippe.

Wer war denn jene zarte, ätherische Gestalt mit dem bleichen Angesichte, dem seelenvollen Blicke und der hinreißenden Zauberstimme, deren Klang wie Frühlingsruf in die Menschenbrust drang und sie mit himmlischer Wonne wie mit tausend Blüthen überschüttete? Wer war jenes holde Weib, deren Sang verwelkte Herzen wieder neu belebte und ihnen Träume brachte von den süßen Tagen ihrer längst entschwundenen Kindheit und den noch süßeren ihrer längst verstorbenen Liebe?

Es war jenes spielende Kind im Garten, es war die gesegnete Erbin der Nachtigall, es war die Königin des Gesanges:

Maria Malibran-Garcia.

Sie ist dahin, die Gefeierte, sie starb, Ihr wißt es ja alle, wie eben eine Nachtigall sterben muß: der Stern ihres Daseins erlosch inmitten des strahlendsten Leuchtens. Klagen wir nicht! ihr ward das schönste Loos, ein Nachtigallentod in der Fülle des blühendsten Lebens; uns blieb die süße Erinnerung und ein liebliches, verkörpertes Trostwort der Unvergeßlichen, eine singende Wunderblume, aufgeblüht unter ihren Augen: ihre Schwester Paulina.



Die Sirenen.

Und kommt dann der Mond
bei nächtlicher Zeit
Herauf an dem Himmel gezogen,
Da zeigt sich im Wasser im schim-
mernden Kleid
Mit Blumen und Perlen die schönste Maid.

Kommt, Ihr ernsten, großen Kinder, die Ihr noch immer so gern den bunten Märchen lauscht, jenen lockenden Bildern einer süßen Traumwelt, kommt mit Euren von der rauhen Wirklichkeit ermatteten Herzen, Euren traurigen Augen, ich will Euch von einem Reiche erzählen, dessen Wunderkraft Ihr nimmer ahnt, dessen üppige Schönheit, in blendende Schleier gehüllt, die Sinne doppelt reizt und die Seele aufglühen läßt in heißester Sehnsucht und ungestümem Verlangen: von dem Wasserreiche! — folgt mir an das Meer! Blickt tief, tief hinein in dies große, herrliche Auge der Erde, das oft so strahlend lächelt und oft so finster grollt! Blickt hinein, wenn die Freudenflammen, die der letzte

Feuerkuß der scheidenden Sonne entzündet, noch darin wohnen, und harret dann still mit scheuer Ehrfurcht, bis die Nacht wie ein stolzes, dunkelbewimpertes Augenlid herabsinkt, sanft das glänzende Auge verhüllend. In der Nacht beginnt ja das eigentliche Wonneleben der ganzen Natur; die höchsten Entzückungen verhüllt die Nacht: in selige Träume gewiegt, vergißt das arme Menschenherz in den Armen des Schlummers die schwere Körperhülle und alles Leid und Weh des hellen Tages, vergessen die verweinten Augen ihre Thränen, jedes Geschöpf Gottes genießt einer süßen Ruhe, und in dieser Ruhe erschließt sich allen eine neue zauberische Welt. Um Mitternacht gleitet, wie eine leise Mahnung, das Mondlicht über die Meereswellen und ein balsamischer Zephyr streift, wie ein geheimnißvoller Gruß, über sie hin; da erwachen sie alle, richten die Häupter empor, schmücken sich eilig mit den blitzenden Schaumkronen und beginnen, seltsam verschlungen, einen Tanz, wunderbare Lieder singend voll wilder Glut und Lust. Nur die Menschen mit ihren blöden Augen nennen diese schwebenden, feuchten Duftgestalten „Wellen"; es sind aber reizende, verführerische Frauen mit leuchtenden Augen und blendendem Nacken. Sie tauchen auf und nieder, wiegen sich hin und her, stürzen Eine in der Anderen weiße Arme, und dazwischen entströmen Töne ihren Lippen, die

das Herz aus dem Busen reißen und die Gedanken verwirren. In alten Zeiten, als die Menschen noch voll Poesie mit gläubigen Augen und frischen Sinnen über die Erde gingen, war es ihnen noch vergönnt, jene wonnevollen Gesänge zu vernehmen, und mancher Schiffer, der das weite Meer durchkreuzte, erblickte jene bezaubernden Wesen, hörte ihren lockenden Ruf mit Schauern des Entzückens und nannte sie „Sirenen". — „Aber wer sind sie, wer schuf sie, diese reizenden, feuchten Nebelgebilde?" fragt Ihr. Ich will es euch sagen; denn eine zarte Lotosblume hat mir das Geheimniß des Sirenen-Daseins verrathen.

Als der liebe Gott die prächtige Erde geschaffen und alle Geschöpfe seiner Hand voll Lebensglut und Wonne zu ihm aufblickten, wandelten zwei seiner schönsten Engel über die blühenden Gefilde und streuten das letzte Weihgeschenk des gütigen Vaters, die himmlischen Tonperlen aus, jedem Wesen eine süße Stimme verleihend, damit es den Schöpfer lobe. Die ganze Luft wurde ein Jubelklang, ein Dankesjauchzen; die Engel mit den Tonperlen weinten selige Thränen der Lust, wandelten weiter und weiter, und liebliches Klingen folgte jedem ihrer Schritte. Endlich aber waren die segenspendenden, zarten Hände leer geworden, die letzten kostbaren Perlen sanken nieder in den Kelch kleiner Blumen oder in das hohe,

blühende Gras, und zärtlich umschlungen flogen die glänzenden Boten des gütigen Vaters in ihre himmlische Heimat. Als am nächsten leuchtenden Morgen das göttliche Antlitz des Allvaters sich lächelnd und mild neigte über die geschmückte Welt, brachten ihm tausend und aber tausend wunderliebe Stimmen den Morgengruß dar. Nur aus den glänzenden Wasserspiegeln drang kein süßer Ton, stieg kein Klang, kein Laut empor zu ihm. Stumm geblieben waren die schlanken Fische, die zahllosen Bewohner der kühlen Fluten; keine Engelshand hatte die schönste aller Gaben in das tiefe Meer gestreut. Da sprach der Allerbarmer ein mächtiges, gütiges, leises Wort der Verheißung, und die Wellen bebten vor Lust, die Fischlein aber zitterten in seliger Erwartung. Und als die Nacht kam und der stille Mond, entstieg ein seltsames Leuchten den Fluten, die stummen Bewohner des hellen Wassers aber wurden zu wunderbaren, reizenden Gestalten mit holden Angesichtern, und entzückende Töne entströmten ihren Lippen. „Das herrliche Klangleben, das ihnen versagt ist am Tage, es sei ihnen gewährt in der Stille der Nacht!“ so lautete des liebenden Gottes trostvolle Verheißung.

Und so geschah es. Wunderbare Zaubermacht ist diesen Wesen verliehen für wenige, aber wonnevolle Stunden; ihre Wonnegesänge vermögen den Menschen

heranzulocken unwiderstehlich, näher und immer näher, bis er endlich betäubt, beseligt untergeht in Tönen und Fluten, auf ewig verfallen dem geheimnißvollen Wasserreiche. Ach! wie manche arme Seele hat da unten tief im Grunde Ruhe gefunden, wie mancher Jüngling, von der Liebsten Stolz verschmäht, schlummert in den prächtig schimmernden Muschelgrotten, oder auf seltsam duftenden Wasserblumen, unter knospenden Korallenbäumen! Allnächtlich aber geht ihm ein wundersüßes Leben auf, wenn blendende Arme sich um seinen Nacken schlingen, berauschende Gesänge auf- und abwogen, blaue Blumen sich um sein Haupt schmiegen, kleine geflügelte, glänzende Geschöpfe um ihn her schweben und schwirren. Versunkene Kronen blitzen, köstliche Edelsteine leuchten, die Perlenmuscheln schauen den bebenden, entzückten Träumer an mit sanften Augen, und ringsum flüstert es: „sieh, all' unsere Herrlichkeit ist Dein!" Und die gequälte Seele vergißt in dieser Zauberpracht das ganze schwere Erdenleben, träumt nicht mehr von den Augen der kalten Liebsten und sehnt sich nicht nach den Palmen des Himmels, schwelgend in berauschender Lust.

Nur an einem treu und heiß liebenden Mädchenherzen und an der Blumenseele eines Kindes geht die Allgewalt der üppigen, feuchten Duftgestalten verloren.

Fällt ein solches Opfer ihnen anheim, sei es nun in Leid und Verzweiflung oder halb im Traume, spielend und lächelnd, so steigt ein Engel vom hohen Himmel hernieder und schwebt leise, leise mit der verirrten Seele hinauf an die Brust des alliebenden Vaters.

So reizend blüht und lebt es da unten in der kühlen, unergründlichen Tiefe; denn das Gottesauge dringt gütig und mild bis auf den Grund des stolzen Meeres, jedem Geschöpfe seiner Hand Wonne bereitend, Freuden spendend. Die schlanken Fische in den silbernen Flüssen, Bächen und Seen steigen als Niren auf in stiller Nacht mit grünen Kränzen und hellen Stimmen; im Meere allein aber lächeln und locken die reizenden Sirenen.

Die Memnonssäule.

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand;
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland."

Heine.

Vor vielen hundert Jahren thronte in dem stolzen Theben, der prächtigsten Stadt des alten Wunderlandes Aegypten, ein gütiger und weiser König. Das seltsame düstre Volk seiner Unterthanen verehrte ihn gleich einer Gottheit, die Götter selbst aber liebten den jungen

König, und wen die Götter lieben, den schmücken sie mit Schönheit und allerlei seltenen Gütern; und so hatten sie dem gekrönten Liebling, außer vielen andern schönen Gaben, auch eine der schönsten, eine herrliche, entzückende Stimme verliehen.

Allein trotz der berauschenden Fülle des Glücks und der Liebe lag ein dichter Schleier der tiefsten Schwermuth auf den Zügen des Herrschers, und eine brennende Sehnsucht, ein verhüllter großer Schmerz, ein verborgenes, unnennbares Weh lebte in seinen Liedern. Wenn er sang, ruhend im Schatten schlanker Palmen, und die Männer und Frauen seines Volkes lauschend in ehrfurchtsvoller Entfernung sich um ihn her gelagert, erbebten oft ihre Seelen in wonnigem Leide, und glühende Thränen stahlen sich, halb unbewußt, aus den Augen der Lauschenden. Traurige reizende Märchen von süßen Blumen, die vergangen und gestorben in heißem Liebesweh zu den glänzenden unerreichbaren Sternen, und wilde flammende Lieder zum Lobe der mächtigen, segenspendenden Feuerkönigin, der Sonne, strömten von den begeisterten Lippen des königlichen Sängers. Am Abende jedoch verstummten die Gesänge, um am Morgen wieder herrlicher, entzückender denn zuvor zu erwachen. Mit dem letzten Sonnenstrahl erlosch auch das Feuer in den Augen des

Königs; in düsteres Sinnen verloren durchwachte er einsam die Nächte.

Das Volk trauerte mit dem geliebten Herrscher, aber kein menschliches Wesen vermochte die Ursache seines Grames zu ergründen. Viele Lippen flüsterten: „Des Königs Herz erliegt dem Uebermaße des Glücks; deshalb durchzittern Angst und Sorge um die Dauer desselben die Töne seiner Brust.“ Die Priester der Isis und des Osiris aber sagten finster: „In des Königs Sang bebt Liebesschmerz.“ Doch der König hatte ja nie ein Weib geliebt; nie hatte seine Hand die duftenden Locken eines Mädchens berührt, seine schönen Lippen hatten nie ein Geschöpf der Erde geküßt, kein Lächeln, kaum einen Blick schenkte er den dunkelfarbigen Frauen seines Landes. Und dennoch liebte er, die Priester hatten Recht; aber seine ätherreine Liebe flog hoch, unerreichbar hoch über den kleinen Erdball hinauf in das azurne Gewölbe des Himmels; er liebte die lebenspendende Göttin, die glühende Sonne. Seine reine Brust war ein unergründlich tiefes Liebesmeer, darin die hohe Geliebte sich spiegelte, und seine bezaubernde Stimme pries in geheimnißvollen Weisen, unverstanden von allen, die ihn hören durften, die ewig flammende Schönheit der strahlenden Göttin.

Doch nimmer liebt ein armer Sterblicher ungestraft

die erhabenen Göttergestalten; so auch der edle königliche Sänger. Die stolze Strahlenkönigin neigte sich zwar endlich herab zu dem flehenden Jünglinge mit den süßtönenden Lippen; sie neigte sich, sie hauchte ihn an mit brennender Liebesglut; er aber ertrug ihre flammende Liebe nicht, eine Liebe zu allgewaltig selbst für Götter, und starb dahin wie die Lotosblume, getroffen vom sengenden Sonnenstrahl. Als seine blühende Gestalt zusammensank in ihrer heißen Umarmung, seine Augen erblindeten in dem Glanze der Geliebten, da sprach die trauernde Himmelskönigin ein leises, seltsames Zauberwort, küßte ihn noch einmal, und mit ihrem letzten Strahlenkusse verwehte auch der letzte Hauch von den Lippen des jugendlichen Herrschers, ein Hauch, zart und rein wie Rosenduft.

Der Morgen stieg empor, lächelnd und lieblich die Sonne verkündend: da schlug die Kunde von dem Tode des Königs an die Herzen des erschütterten Volkes, und es zog hinaus nach dem Palaste des geliebten Gestorbenen, seinen Leichnam zu sehen, über ihn zu weinen und ihn durch köstliche Specereien und wunderbare Kräuter dem drohenden Gespenste der Verwesung zu entreißen. Allein verschwunden, spurlos verschwunden war der Palast, und an seiner Statt erhob sich — o Wunder! — in Riesengröße das ernste graue Steinbild des todten

Königs. Er saß auf dem Throne, hoch aufgerichtet, das starre Antlitz nach Sonnenaufgang gewendet. Mit lauten Klagen drängte sich das staunende Volk um das wundersame Abbild des angebeteten Herrschers und zog Blumenketten um den kalten Stein; die Priester aber riefen mit finsteren Blicken: „Laßt ab von ihm, er ist für uns dahin für immer! Isis hat ihn gerichtet: er hat die Sonnenkönigin geliebt!" — Da lichtete sich plötzlich der Wolkenschleier, und die Sonne erschien herrlicher, siegender denn je. Ihr erster Strahl küßte das Steinbild; und die Bildsäule begann zu tönen wundervoll, zauberisch bestrickend, keinem irdischen Klange vergleichbar: es war ein seliger Liebesgruß, eine sehnsuchtsvolle Liebesklage, eine süße Liebesandacht des steinernen Königs für die himmlische Geliebte. Mit glühender Inbrunst umfing die Sonne den kalten Stein; das starre Bild leuchtete hell auf, die Glieder badeten sich in Rosenlicht, und die Augen glühten und schienen Flammenblitze zu schleudern auf die Pygmäen zu seinen Füßen. Da stürzte das bebende Volk auf den Boden nieder, die Angesichter verhüllend; die düstern Stirnen der ernsten Priester aber erheiterten sich, und sie riefen: „Danket der mächtigen Gottheit, denn das war des Königs Stimme! Richtet Euch auf! König Memnon wacht noch über seine Kinder!"

Geheimnißvoll rauscht der Nil; das alte Aegypten liegt wie eine vergessene Mumie in graue Schleier gehüllt vor unsern Blicken; versunken sind die stolzen Geschlechter, die dort wandelten, und mit ihnen unendliche Geistesschätze; das prächtige Theben ist zerstört; aber mitten unter den mächtigen zerfallenen Säulen und Trümmern ehemaliger Herrlichkeit erhebt sich stolz und einsam ein riesiges Steinbild, „die Memnonssäule" genannt. In der Nacht, wenn rings umher die fabelhafte Pracht des Aegypterlandes wieder aufblüht, Blumen seltsame Märchen flüstern und die Sterne feurige Küsse neckisch herunterschicken auf die duftenden Lippen der reizenden Erzählerinnen, steht das hohe Steinbild allein starr und unheimlich zwischen all' den berauschenden Düften und Klängen. Steigt aber die Morgenröthe empor, so verschwinden vor dem siegreichen Lichte die gespenstischen, nächtlichen Schönheiten; hebt endlich die Sonne ihr glanzvolles Angesicht, dann scheint das Bild des alten Königs zu leben, der Stein bebt leise, und bei der ersten Berührung des liebenden Sonnenstrahls singt er in überirdisch süßen Tönen. Nur in der heißen Umarmung der Sonnenkönigin verstummt er allgemach.

Einsame Wanderer, die voll scheuer Ehrfurcht das alte räthselhafte Fabelland durchzogen, vernahmen zitternd, mit lautschlagenden Herzen und mit Schauern des Ent-

zückens jenen zauberischen Liebesgruß des todten Steinkönigs, und in mancher jungen Seele entzündeten ihre begeisterten Schilderungen das glühendste Verlangen, hinauszupilgern weit, weit in die großartigste Einsamkeit der Welt, zu den Ruinen Thebens, zur tönenden Memnonssäule.

Die Engelsstimme.

„Si Deus pro nobis, quis contra nos?“

Händel's Messias No. 51.

Es war wiederum Frühling geworden auf der schönen Erde; Herzen und Blumen wachten lächelnd auf, frisches jubelndes Leben schwebte in den Lüften, tiefblau leuchtete das Himmelszelt und golden die Sonne, als ein hoher, ernster Mann sinnend durch einen kleinen Garten schritt. Unsichtbar flatterten leichtgeflügelte Frühlingsgeister um ihn her, neckend schwirrten rosige Zephyre an dem königlichen Haupte vorüber und wehten weiße

Kirschblüthen in das stolze, schöne Menschenangesicht! Es lag eine unbeschreibliche Erhabenheit in der hochaufgerichteten kraftvollen Gestalt des Sinnenden, und wer ihm begegnet wäre, der hätte sich wohl gar demüthig vor ihm neigen und jener Heldengestalten des Alterthums gedenken müssen, jener mächtigen und weisen Könige längst versunkener, glücklicher Völker. Eine heilige Ruhe thronte auf der Götterstirn und edles Selbstbewußtsein, hellfunkelndes Licht brach aus den großen Augen; aber eine tiefe Wehmuth hatte sich um den schönen Mund gelagert, eine Trauer, die selbst dem holdesten Lächeln des jungen Frühlings nicht wich. Langsam erstieg jetzt der ernste Mann einen niederen Rasenhügel, dessen Krone ein knospender, wie mit einem Purpurschleier bedeckter Apfelbaum bildete, und vertiefte sich hier mit Innigkeit in den Anblick der blühenden Landschaft. Unfern des Gartens, von grünen Wiesen und üppigen Gärten lebensvoll eingerahmt, lag eine große freundliche Stadt, mit dampfenden Essen und glänzenden Dächern; es war Dublin, die Hauptstadt Irlands. Am fernen Horizonte stiegen, den Blick begrenzend, blaue mächtige Berge empor.

„O du grünes, kindliches Irland!“ rief jetzt der Einsame in heftiger Bewegung und breitete die Arme aus, „du frommes, einfaches Land voll Sitte und Demuth, voll Genügsamkeit und Glauben, wirst du mich

denn verstehen, mich, der mit so hoffendem Herzen zu dir kommt? Wirst du denn achtungsvoll und freudig der heiligen Kunde lauschen, die ich dir bringen will in ernsten Klängen, der Kunde von der Geburt des göttlichsten Kindleins? Wirst du denn anbeten reinen Herzens mit den schlichten Hirten auf dem Felde? Wirst du denn gläubig staunen mit ihnen ob des hehren Wunders und selig einstimmen in den Lobgesang der himmlischen Heerschaaren? Werden die Seelen deines Volkes empfänglicher sein für die Offenbarungen des Herrn, für die Wunder der heiligen Bücher, als drüben in dem nebelvollen England mit seinen ewig geschäftigen, kalten Menschen? Es zog mich ja so übermächtig zu dir, mein Irland, als ich dort meine hochheilige Botschaft verkündete in den leeren Hallen der schönsten Kirche Londons, als sie es in dem Geräusche der Weltstadt verschmäht und vergessen hatten, mich zu hören! Ich glaubte von diesem Schmerze nur bei Dir genesen zu können, nur in deinen grünen Thälern meinen Kummer auszulöschen. Eine leise, aber unendlich süße Stimme säuselte mir in einer schlaflosen Nacht wie Harfenton zu: „Auf! erhebe dich! ziehe hin nach Irland! sei muthig, frommer Sänger, du wirst siegen, und dieser Sieg wird das erste Glied der goldenen Kette ewiger Triumphe sein!“ und ich bin der Wunderstimme gefolgt: ich entfloh den Mauern des

düstern Londons, und nun bin ich hier! Hat die geheimnißvolle Stimme Wahres verkündet? Werde ich wirklich, nach so vielen und so langen Kämpfen meines bewegten Lebens, die strahlende Sonne des Triumphes aufsteigen sehen über meinem Haupte? O Herr alles Geschaffenen, dessen Lob ich verkünde, dessen Diener ich geworden nach langem Irren, gönne mir einen glanzvollen Sieg, stähle durch ihn meine Kräfte, denn ich bin müde geworden, Allmächtigster! Mein Vaterland, das gesegnete Deutschland, verschmäht, verkennt mich; die Zahl meiner Feinde wächst riesenhaft, und ich bin verzagt und gebeugt; mein streitender Arm ist endlich ermattet! Willst du für mich kämpfen, mein Gott?"

Da rauschte es seltsam in allen Zweigen; da war es, als ob die Sonnenstrahlen blendender hernieder blitzten und alle Blumen sich neigten und die Balsamluft tönte und wallte so wunderbar, daß der ernste Mann, der so eben gesprochen, selig lächelnd die Augen schloß und die Hände auf sein Angesicht drückte, wähnend, ein zaubervoller Traum sei über ihn gekommen. Eilige Schritte nahten sich vom Garten her; ein kleiner schwarzgekleideter, häßlicher Mann kletterte den Hügel hinan und rief keuchend in schlechtem Englisch: „Meister Händel! wertheſter Herr Musikdirector! wo steckt Ihr denn? Habe ich Euch doch schon zwei Stunden lang in

allen Winkeln Eures Hauses und bei Euren Freunden gesucht, und habe fast keinen Athem mehr, so hastig bin ich gelaufen: und da sitzt Ihr und schlummert! 's ist keine Zeit dazu, Herr Musikmeister!" fuhr er mit wichtiger Miene fort und focht gewaltig mit den dürren Armen, schüttelte auch heftig das widerliche Haupt mit der schiefen, kleinen Perrücke, „ich habe Euch eine fatale Nachricht zu bringen: Signora Lucia, die berühmte prima Donna, hat sich krank gemeldet, und aus der für morgen bestimmten Aufführung Eures Oratoriums kann also nichts werden. Soll ich nun laufen, den Musikern und Sängern aufzusagen und dann —"

Der Angeredete erhob sich majestätisch, doch gereizt wie ein verwundeter Löwe: „Aus der Aufführung nichts werden?" unterbrach er mit donnernder Stimme den Schwätzer und warf auf die lächerliche Zwerggestalt einen Blick, vor dessen Gewalt diese ganz unwillkürlich einige Schritte zurückwich. „Wer wagt es, solche Worte zu sagen? — Nichts werden!! — Hört doch! Und das nur wegen der boshaften Laune einer italienischen Donna? Giebt es etwa nicht schöne Stimmen genug in dem musikreichen Dublin, und unschuldigere, weichere, die diesen schimmernden, trillernden Wundervogel genügend zu ersetzen vermögen? So wahr ich Händel bin, ich will, ich werde Rath schaffen! Die Auf-

führung findet morgen Abend bestimmt statt und nun geh' Er!"

„Beim St. Patrick, der deutsche, hergeflogene Musikmeister ist schlimmer als der wüthendste Engländer! man möchte sich vor ihm verstecken. Nun, ich möchte nicht in dem Bärenlande wohnen, wo der zu Hause ist, so wahr ich O'Reilly heiße und Orchesterdiener bin!" brummte der kleine Mann, vorsichtig in gemessener Entfernung dem davon Eilenden nachhuschend.

Die warmen und neugierigen Blicke der Maisonne vermochten trotz aller Mühe, die sie sich zu geben schienen, durchaus nicht, die dunkelrothen, fest zugezogenen Seidenvorhänge des reizenden Gemachs zu durchdringen, welches die gefeierte Schönheit des Tages, die gepriesene italienische Sängerin Lucia, der Liebling der vornehmen Welt Dublins eben bewohnte. Prunkend war die Einrichtung des großen Zimmers: frische seltene Blumen standen in goldenen und silbernen Vasen in allen Winkeln und Marmorbecken, mit duftenden Wassern gefüllt, verbreiteten eine anmuthige und berauschende Kühle und der Glanz und die unbeschreibliche Weichheit der Teppiche, Sessel und Divans verriethen Liebe zur Ueppigkeit und italienische Bequemlichkeit. Die Signora lag, ein Bild

des dolce far niente, in einem weißen faltigen Kleide auf dem rothsammtnen Ruhebette, den Kopf hatte sie mit einem kostbaren Schleier malerisch umwunden, der wohlberechnet einige duftige Locken ihres schwarzen Haares ungefesselt gelassen. Mehrere ihrer Kunstgenossen und Freunde, elegante Männer des verschiedensten Alters und zugleich die Repräsentanten verschiedener Völker, hatten in ihrer Nähe Platz genommen. Hier lehnte ein reicher, blasser englischer Lord, mit der Miene trostlosester Blasirtheit und in lächerlich stutzerhafter Kleidung in einem Divan, die ellenlangen Füße nebst Zubehör über die Lehne streckend; dort rückte ein schlanker feuriger Franzose unruhig auf seinem Sessel hin und her, neben ihm wiegte sich ein schöner brauner Italiener leise singend; auch einige vornehme Irländer waren da, und der primo tenore und primo basso des Theaters. Die Signora wandte bald dem Einen, bald dem Andern lachend und antheilvoll das Antlitz zu. Die sorgfältig vertilgte Schminke hatte ihren Wangen eine fahle, graugelbe Farbe gegeben, doch mußten die vollen rothen Lippen gar bald diesen ungünstigen Eindruck verwischen; auch übergoß das rosige Licht der Vorhänge alle Formen sanft und täuschend mit einer schimmernden Glut. Die schwarzen Augen der Sängerin zeigten übrigens nicht die leiseste Spur einer Krankheit, weder fieberische Lebendigkeit, noch Ermattung,

sie schauten vielmehr schalkhaft und herausfordernd in die Welt hinaus wie immer.

„Wie wird er wüthen, il barbaro tedesco!“ sagte sie jetzt im gebrochenem Englisch zu einem jungen, auffallend schönen Irländer, der zu ihren Füßen saß, „nun kann er ja sein abscheulich schweres Oratorio nicht aufführen lassen. Wie mich das freut! Und mit meiner Hülfe soll er auch nie! das beschloß ich in mir, als ich die ersten drei Tacte der großen Arie mit den schrecklichen lateinischen Worten: „Redemtor meus vivit“ sang, die der Maestro mir vor allen Nummern zuerst einstudirte. Dabei war er noch obendrein so ungalant, mir öffentlich in den Proben gebieterisch zuzurufen, ich solle fromm singen! es sei keine Heiligkeit in meinem Tone. Und das sollte ich mir ungestraft sagen lassen? Nimmermehr! ich erkrankte, und zwar gefährlich, — und so seht Ihr mich hier!“ schloß sie mit coquettem Lächeln. Lebhafte Schmeichelreden folgten diesem Geplauder: einstimmig gab man der Signora Recht in ihrem Betragen gegen den deutschen stolzen Musiker, und jeder beeiferte sich, den Meister Händel von neuem anzuklagen, jeder wußte eine neue piquante Erzählung von seiner Strenge und Anmaßung, und keiner sparte die Farben, in der Hoffnung, der gefeierten Schönen ein beifälliges Lachen zu entlocken.

„Ich gestehe aber doch, daß ich mich vor ihm heim-

lich fürchte," sagte endlich die schöne Lucia: „es ist etwas seltsam Ueberwältigendes in seinem Wesen, und seinen Blick vermag ich nicht auszuhalten. Wenn er mit dem Tactstabe meinen Arm berührte, zitterte mein ganzer Körper, als solle er vernichtet werden. Santa madre! wenn er käme, mir Vorwürfe zu machen, ich glaube, ich würde das Bewußtsein verlieren vom Schreck."

„Reizende Signora, Ihr vergeßt, daß Eure treuen Ritter um Euch versammelt sind, bereit, Gut und Blut dahin zu geben für einen Blick Eurer Augen!" rief der Chorus der Schmeichler.

Lucia winkte huldvoll lächelnd und fuhr dann fort: „Ich erinnere mich oft einer Erzählung meiner Mutter, die eine innige Freundin der vor etwa neunzehn Jahren so berühmten Sängerin Cuzzoni war. Nun, damals componirte der Händel noch Opern, die wohl tausend Mal mehr werth waren, als seine neuen Oratoria, und da sollte denn die verwöhnte Cuzzoni, die damals in London ihre beispiellosen Triumphe feierte, auch eine Rolle in der Oper „Nero" oder „Mucius Scävola" einstudiren. Als ihr in der Probe aber die steife und schmucklose Melodie ihrer ersten Arie nicht über die Lippen wollte, warf sie in einem Anfalle heftiger Ungeduld das Notenblatt auf die Erde, trat mit ihren kleinen Füßchen darauf herum und schrie: „Barbaro, das singe ich nimmermehr!" Da sprang der

empörte Meister auf sie zu, faßte ihre kleine luftige Gestalt mit seinen Riesenarmen, hob sie in die Höhe wie ein Kind, und hielt sie aus dem geöffneten Fenster weit hinaus in die blaue Luft, hoch über der Erde. „Wollen Sie die Rolle singen?“ fragte er. Das halb ohnmächtige junge Weib, vom betäubendsten Schwindel ergriffen, gelobte zitternd bei allen Heiligen, seinen Willen zu thun, und bat nur angstvoll um ihr blühendes Leben. Händel gab nach und die Cuzzoni hielt ihr Versprechen und sang.“

Die Zuhörer hatten kaum Zeit, ihrem Zorne und Staunen in exaltirten Ausrufungen Luft zu machen, als die zierliche Cameriera der Signora schreckensbleich hereinstürzte und rief: „Santa Virgine — il Maestro!“ Lucia bebte zusammen. „Fort mit Euch!“ rief sie ihren bestürzten Freunden angstvoll zu, „er darf mich nicht in Eurer Gesellschaft sehn!“ und dabei hob sie mit der schönen Hand rasch einen Vorhang auf hinter ihrem Lager. „Schnell, schnell, dort ins Cabinet! Wenn ich Eurer bedarf, ruft Euch der silberne Ton meiner Handglocke!“ Die Elegants verschwanden hastig und ohne das mindeste Sträuben, und noch bebten die schweren goldenen Fransen des Vorhangs von dem heftigen Luftzuge, als die Thür aufsprang und Händel in das Gemach trat.

Die Sängerin hatte sich schmachtend zurückgeworfen und die Augen geschlossen. Sie blieb eine kleine Weile

in ihrer Stellung; als aber der eherne Schritt des Meisters näher kam, und die leichten kostbaren Zierlichkeiten auf dem Marmortischchen, das vor ihr stand, anfingen zu wanken und zu beben vor dem Schalle, da richtete sie sich scheinbar verwundert auf, und fragte mit matter Stimme, wer ihren Schlummer zu stören wage. „Madame!“ sagte der Angekommene laut und eifrig, und der gebietende Klang des kraftvollsten Organs schlug an das Herz der heimlich zagenden Heuchlerin, „erinnert Euch doch gefälligst, daß Ihr augenblicklich nicht auf den Brettern steht! mir gegenüber braucht Ihr Euch nicht zu bemühen; denn ich kam wahrlich nicht her, um Euch Comödie spielen zu sehen, sondern ich verlange Eure Singstimme. Wo sind die Noten? gebt mir Eure Partie zurück, aber rasch! ich habe keine überflüssige Minute wegzuwerfen. Nebenbei bemerke ich Euch, daß mir Euer Kranksein ganz lieb und recht ist, ich konnte Euer italienisches Girren doch nun einmal schlecht vertragen; das gehört auf die Bühne, nicht in die Kirche; es hätte mir mein ernstes Werk vielleicht ganz verdorben.“

Eine glühende Zornesröthe überflog das Gesicht der Signora; sie vergaß ihre Rolle, sprang auf und rief wüthend: „Mein Herr, ich lasse mich nicht ungestraft beleidigen in meiner Wohnung durch einen eingedrungenen Fremden!“ Und dabei griff sie nach der kleinen

silbernen Handklingel und schellte heftig. Händel, mit königlicher Würde ihr gegenüberstehend, wiederholte einfach und fest: „Ich verlange die Singstimme und weiter nichts! dann könnt Ihr wieder krank sein, so lange Ihr irgend Lust dazu verspürt.“ Eine bängliche Pause entstand. „Eure tapfern, unsichtbaren Freunde zögern, zu Eurer Hülfe herbeizueilen; ich werde sie wohl selbst einladen müssen!“ fuhr endlich Händel mit nachdrücklicher Betonung fort, und eine Wolke des Unwillens überflog sein edles Antlitz. Er schritt vor, und ehe die erschrockene Sängerin es verhindern konnte, hatte er den Vorhang hinter dem Ruhebette aufgehoben und betrachtete mit einem ironischen Lächeln die Gruppe verlegener Männer, die dort sich zusammengedrängt, und von welchen einzelne einen schwachen Versuch wagten ihn zu grüßen. Lucia riß indessen, fast vernichtet vor Scham, eine Notenrolle von dem Piano und warf sie auf den Tisch. Ohne die Sängerin auch nur eines Blickes, geschweige eines Wortes zu würdigen, ergriff Händel die Rolle und verließ das Gemach.

Es war am späten Abend des selbigen Tages, als Meister Georg Händel wieder einsam in seinem Garten auf- und niederschritt, Kopf und Herz erfüllt von schweren Gedanken und bangen Sorgen, denn den ganzen

Nachmittag hatte er sich unablässig gemüht und gequält, eine Sängerin aufzufinden, die ihm am morgenden Abende die Sopranpartie in seinem neuen Oratorium „der Messias" singen könnte; vergebens! er hatte keine Seele gefunden. Krankheit, Laune, Empfindlichkeit oder mangelnder Musiksinn standen vor jeder Thür, an die er voll froher Hoffnung anklopfte. Matt, erschöpft, unendlich muthlos und traurig war er eben zurückgekehrt! Ach! und wie hing seine ganze Seele an dem völligen Gelingen dieser Aufführung in der Hauptstadt Irlands, einer Aufführung, die endlich, nachdem sie durch die mannigfaltigsten Intriguen bereits dreimal verschoben und verhindert worden, nun nach den riesenhaften Anstrengungen des Meisters und nach den sorgfältigsten Vorbereitungen wirklich stattfinden sollte. Die verletzende Kälte und Theilnahmlosigkeit, mit welcher London das erste Erscheinen des Messias aufgenommen, hatte den Schöpfer des herrlichsten Werkes schmerzgebeugt aus der lärmenden Weltstadt getrieben, er flüchtete in das stille, schuldlose Irland, hoffend, hier einen weicheren Boden zu finden für seine so kostbare Saat. Und nun sollte auch dieser Trostgedanke, an den er sich mit der Verzweiflung eines Schiffbrüchigen klammerte, ihm durch neue Täuschungen vereitelt werden? Der kraftvolle Körper des edlen Meisters beugte sich unter den Qualen seiner verzagenden

Seele; er faltete die Hände und ließ das stolze Haupt auf die Brust sinken mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers.

„Gott mein Herr!“ flüsterte er aus beklommener Brust, „thust du keine Wunder an deinen Gläubigen mehr? Hast du auch mich ganz verlassen?“

Da leuchtete ein weißes Gewand durch das Grün der frühlingsfrischen Gebüsche und eine zarte Frauengestalt schwebte herein, eine blendend weiße, durchsichtige Hand berührte den Arm Händel's. Seltsam erschreckt blickte er auf, und sah ein junges Angesicht von wunderbarer, rosiger Schönheit: lange blonde Locken flossen wie schweres, feuchtes Gold auf die lieblichsten Schultern. Die blumenduftigen Kinderlippen der holden Fremden hauchten wie Aeolsharfenton: „Betrübe Dich nicht länger, frommer Meister! schau gläubig auf! Gott hat Dich nicht verlassen; darum sei freudig und getrost! Erwarte den Abend des morgenden Tages mit Ruhe; ich will Deinen Messias singen. Es bedarf keiner Prüfung, großer Meister! vertraue mir, ich singe ohne Zagen mit Gottes Hülfe. Erhebe Dich nur, Du edler, gottgeliebter Sänger! Der Sieg ist Dein! Lebe wohl! morgen in den Hallen der Kirche siehst Du mich wieder!“ Und die zauberische Erscheinung wehte grüßend dahin wie eine flatternde Blüthe und verschwand am Ende des Gartens. Die

Sterne flammten auf wie glückselige Augen; das süße Duften in den Lüften wallte stärker daher und die Seele des Meisters richtete sich auf, wie eine Blume im Kusse des Thauengels. Seine trunkenen Blicke suchten das strahlende, schweigende Himmelszelt, und seine Brust hob sich in heißem stummen Danke und wundersamen Schauern. Bebend, gläubig, begeistert verträumte er wachend in seliger Erwartung die laue entzückende Frühlingsnacht.

Die großartige, heilige ernste Ouvertüre des Oratoriums „der Messias" schwebte durch die weiten Hallen der Kirche wie ein hehrer Genius. Zahllose Kerzen beleuchteten eine unabsehbare, dicht aneinander gedrängte, lautlose Menge andachterfüllter Zuhörer und den vollen Chor der aufmerksamen Sänger und Sängerinnen. Eine schlanke, weißgekleidete Gestalt, ein zauberschönes Mädchen, stand neben dem erhöhten Platze Händel's, ein verklärtes Antlitz, das niemand je gesehen zu haben sich erinnerte.

Der Meister beherrschte das brausende Orchester, wie ein König sein Reich. Hoch aufgerichtet, in der Stellung eines stolzen Helden, eines Gebieters, auf der Stirn das helle Licht froher Siegeshoffnung, überflogen seine blitzenden Augen das Gebiet seines Herrschens und die Blicke

aller hingen ehrfurchtsvoll und gespannt an seinen ausdrucksvollen Mienen oder an den festen Bewegungen des leitenden Tactstabes. Da war wohl keiner, der nicht bei dem Anblicke dieser erhabenen Erscheinung sich im Herzen sagte: „was dieser Mächtige schafft, muß ja wohl groß, herrlich und gewaltig sein!“

Das süße, zu Thränen rührende Larghetto trat ein; eine frische, weiche Tenorstimme sang: „Consolamini populum meum“; die gläubige, schöne Arie folgte: „Omnis vallis“, und dann stimmte der volle Chor rein und fromm das „Et revelabitur gloria domini“ an. Jedem Satze, sowie der bedeutungsvollen Baßarie: „Quis poterit cogitare diem“, den köstlichen sich daran reihenden Chören, und der erhabenen, innigen, ahnungsvollen Bitte einer schönen Altstimme: „O tu, qui evangelizas in Sion, ascende super montem!“ folgte das stumme, hohe Entzücken der lauschenden Hörer. Der jubelvolle Chor: „Parvulus enim nobis natus“ war verhallt, und die sinnige Pastorale leitete sanft die höchste, heiligste Verkündung ein. Als der vorbereitende Accord des Recitativs niedersank, bebte der geschwungene Tactstab einen Augenblick in des Meisters Hand: ein furchtbarer Zweifel beschlich gespenstisch sein Herz; Todtenblässe bedeckte sein Angesicht, kalte, schwere Tropfen traten auf die Stirn, Grabesstille herrschte rings

umher und athemlose Erwartung. — Einen Moment zögerte die unbekannte Sängerin: dann aber entschwebten ihren halbgeöffneten Lippen silberrein und heiligernst die bedeutungsvollen Worte der biblischen Erzählung: „Erant pastores in illa regione.“ Der Tactstab ruhte, Händel strahlte; eine Stimme von solchem Klange hatte sein Ohr noch nie berührt. Das war die Stimme, die er in seinen heiligen Entzückungen vernommen, als er seinen Engel zu den Hirten des Feldes reden ließ; das waren die seligen Laute, die ihm vorgeschwebt, als seine große Seele den Himmel offen sah, und die Herrlichkeit Gottes leuchtend ihm erschien. So hatte er den erschütternden, überzeugenden, himmlisch frohen Ruf sich gedacht in den Worten des verkündigenden Engels: „qui est Christus — Salvator Christus!“ O wie diese eine Stelle sein Inneres durchbebte und erhob! Er kam erst wieder zu sich, als die himmlischen Heerschaaren schon längst jauchzten: „Gloria in excelsis Deo!“

Der dritte und letzte Theil des Oratoriums war vorüber, der letzte Ton des Agnus Dei verweht wie ein süßer Dufthauch, verklungen das großartige Wunderwerk. Händel's Haupt ruhte, niedergebeugt von heiligster Freude, auf dem Notenpulte, seine Augen hatten sich geschlossen, er lebte nur noch in den eben verhallten Tönen. Er

gedachte des Himmelsgesanges, den er, unter Schauern nie gefühlter Wonne, von den Lippen der Unbekannten vernommen, an die hochheilige Stimme, die ihm seine Arie gesungen. Er gedachte ihres kindlich süßen, unschuldvollen, glaubensfesten Ausdrucks in der lieblich milden Weise: „et pascet suum gregem!“ des erschütternden Recitativs, das die Schmach und Erniedrigung des Heilands, des großen Dulders, erzählt und von seinen qualvollen Leiden redet, „die niemand jammerten,“ an die hohe, wahrhaft göttliche Trauer in den Tönen der Sängerin, als sie den Tod des Erlösers verkündigte, an das frohe herrliche Vertrauen in den Worten und Klängen, die von der Auferstehung des Begrabenen sprachen. Er gedachte ferner der mächtigen Begeisterung, die diese Wunderstimme in allen entzündet, die da sangen, und wie sie alle so lächelnd und staunend gelauscht, als die Liebliche den leichten Schritt der himmlischen Friedensboten pries; er dachte an die Freude und Rührung und das lange Schweigen des Chores nach der siegend himmelanfliegenden Arie des dritten Theiles: „Redemtor meus vivit!“ Welche jubelvolle, felsenfeste Zuversicht lag in diesen Tönen! In dieser Seele lebte der Erlöser, und so mußte er ja auch ihm und allen, allen leben, allen erstanden sein! Und endlich, endlich tauchten noch die letzten tröstenden, überirdisch reinen

Klänge der Schlußarie in seinem tieferschütterten Herzen wieder auf mit unbeschreiblicher Gewalt, und dieser letzte Gruß schien ihm ein Trost- und Kraftlaut bleiben zu müssen für alle Zeiten, er meinte, dieser himmlische Ruf: „Si Deus pro nobis, quis contra nos," so frisch, so freudig, so zauberschön, wie diese Stimme ihn gejauchzt, müsse ja ewig in seinem Herzen wiederklingen; und dann könne nie und nimmer eine Muthlosigkeit aufwallen in seiner Brust. „O du Kleingläubiger!" sagte er sich leise, „o du Verzagter!" „Si Deus pro nobis, quis contra nos," und dabei hüpfte sein überfrohes Herz vor Seligkeit, und seine gestärkte, dankerfüllte Seele badete sich in Wonne und Zuversicht.

Als er aber endlich, gewaltsam sich aufrichtend, sehnsuchtsvoll die thränenfeuchten Augen nach der Perle der Sängerinnen richten wollte, da begegneten seine suchenden Blicke nur den erbleichten Gesichtern der Chorsänger und Sängerinnen, erschütterten Zügen, auf denen der sanfte Thau inniger Rührung lag. Die Kerzen waren halb verlöscht: doch tief unten in der Kirche bannte die Entzückung, der Nachklang des eben gehörten unsterblichen Werkes noch immer die Hörer regungslos an ihren Platz, und nur wie dumpfes und gebrochenes Schluchzen wallte von tausend Lippen der begeistert ausgesprochene Name „Händel" empor und schlug an das Ohr des Meisters.

Die Stelle jedoch, auf der die holde Gestalt geweilt, war leer, das fremde schöne Mädchen längst verschwunden; wann und wohin? das wußte niemand; an ihrem Platze aber lag der bedeutungsvolle Gruß der Engel: eine wunderschöne, berauschend duftende, weiße Lilie.

Eine Amati.

„Verstummt ist die Harfe
Die Saiten entzwei — —“

Wandeln auch zuweilen Künstlernaturen, Sonnen gleich, an uns vorüber, gleichen andere wieder in ihrem Sein den ruhigen milden Sternen, so tauchen doch auch dann und wann Künstlererscheinungen auf,

die den Irrlichtern ähnelnd, ruhelos und unheimlich über die Erde huschen. Ihr eigenthümlich schillerndes Licht, ihr wundersames Aufblühen ziehen zwar das Auge an, man folgt ihren Kreuz- und Quersprüngen, ihrem tollen Leben mit einem Gemisch von Interesse und Bangen, bleibt aber bei ihrem plötzlichen Erlöschen mit einem Gefühl zurück, ähnlich der Empfindung eines Kindes, das man nach Erzählung einer Gespenstergeschichte im Dunkeln gelassen.

Von einem solchen höchst seltsamen Künstlerflämmchen will ich eben jetzt erzählen.

Im Jahre 1750 etwa fand man zu Podiebrad in Böhmen eine auffallend schöne, kräftige Männergeneration, köstliche Gestalten voll Feuer und Leben; der Schönste und Stattlichste unter allen war aber doch unbestritten Franz Joseph Anderle, der einzige Sohn eines reichen Bauers im Orte. Wenn er Sonntags in seinem dunkelgrünen Sammtwams, mit den blanken Silberknöpfen, der rothen Weste, den schwarzen Kniehosen von Sammt und dem nachlässig umgeschlungenen Halstuche in der kleinen Kirche kniete, den dunkelgelockten Kopf etwas emporgehoben, so daß die Reinheit des Profils und der weiche Umriß von Mund und Kinn fast blendend an's Licht traten, da betete wohl kein junges Mädchen ihr Ave ruhig und mit voller Andacht. Es

lag auf der Stirn des jungen Mannes ein Etwas, das faſt zaubermächtig anzog und feſſelte. Seine blauen Augen hingen ſo ſchwärmeriſch an dem Bilde der gnadenreichen Mutter, als ob ſie nimmer anderes begehrten, als in den heiligen Frieden ihres Antlitzes zu ſchauen. Und doch blickten dieſe Augen nur ſelten ſo ſanft und fromm, eine Glut brach oft aus ihnen hervor, eine Sehnſucht, ein wildes Verlangen, für welche das Herz des jungen Mannes noch keinen beſtimmten Namen wußte. Es war jenes ruheloſe Streben und Wünſchen, das nur die wunderſam organiſirten Weſen kennen, die man Künſtlernaturen nennt. Und Franz Joſeph Anderle war in der That eine ſolche Natur, obgleich er es ſelbſt nicht ahnte und ſeine Umgebung eben ſo wenig. In ihm lebte eine tiefe Leidenſchaft für die Muſik, eine Leidenſchaft, die ihn ſo ausfüllte und in Anſpruch nahm, daß ſie ihn von den Freuden der Jugend, ja von allem Umgang mit Menſchen zurückhielt. Eine kleine Geige, die ihm ſeine Mutter einmal aus Prag mitgebracht, war die Trägerin ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und zugleich ſeine Freundin, ſeine Freude, ſein Alles. Als er ſie empfing, kroch er mit dem Inſtrumente in die entlegenſten Winkel und verſuchte ihr Töne zu entlocken, war überhaupt nicht mehr von der Geige zu trennen. Er probirte und übte ſo lange, bis er einige Melodien rein

zu spielen verstand. — Schon als kleines Kind verrieth er Sinn und Hinneigung zur Musik. Man vermochte ihn nie rascher zu beruhigen, als wenn man irgend eine Art von musikalischem Geräusch zu machen versuchte, mit dem Löffel an ein Glas schlug, eine kleine Glocke hin- und herschwang; dergleichen wirkte unfehlbarer als Zuckerwerk und Liebkosungen. Als heranwachsender Knabe lief er jeder Musikantenbande nach, vergaß Essen und Trinken und wurde mehrere Male halb todt vor Erschöpfung in sein Elternhaus zurückgebracht. Sein Vater, der reiche Bauer, war sehr ungeduldig und ärgerlich über diese Liebhaberei seines Sohnes, die „nichts einbrachte", die Mutter dagegen, ein ächtes singendes Böhmerkind, voll natürlicher Hinneigung zur Musik, war glücklich über die Entwickelung dieses Talents. An einen Violinlehrer für den Knaben war freilich nicht zu denken: regelmäßigen Unterricht hätte der Vater nimmermehr gestattet. Er ließ den Sohn bei Tage tüchtig arbeiten; „das vertreibt solche Grillen am besten", pflegte er zu sagen. Aber diesmal schlug doch das einfache Mittel fehl. Joseph arbeitete zwar ohne Murren; abends aber, wenn seine Eltern ihn längst in tiefen Schlaf versunken wähnten, schlich er sich mit seiner Geige fort, hinaus in den Wald, setzte sich unter den ersten besten Baum und phantasirte, bis ihm die Arme gelähmt am Körper niedersanken. Im Winter

versteckte er sich in die Scheunen, und weder Kälte noch Unwetter vermochten ihn von diesen Uebungen abzuhalten.

So waren Jahre vergangen; wohl tausend Mal hatte Joseph mit heißen Thränen den Vater um Erlaubniß gebeten, ganz der Kunst leben zu dürfen, der Alte war aber unerbittlich. „Laßt mich nur in die Welt ziehen mit meiner Geige," sagte der Jüngling oft, „ich will mich schon durchbetteln, einen Lehrer finden und was Tüchtiges werden." Bei solchen Reden brauste der Vater jedoch so heftig auf, daß Joseph allmählich lernte, seine Wünsche in der Tiefe der Brust zu verschließen und fortlebte, so gut es eben gehen wollte.

Da geschah es eines Abens im August, daß der junge Mann wie gewöhnlich mit seiner Geige fortschlich und dem lieben Walde zueilte. Es war eine besonders helle, wunderschöne Mondnacht. Joseph ging unwillkürlich langsamer und verlor sich im Schauen. Ein wahrhaft musikalisches Herz hat auch immer Empfänglichkeit für den Reiz der Natur. Die fernen blauen Berge badeten sich im Mondlicht und schienen näher zu rücken, um ihre duftige Schönheit zu zeigen, der ungeheure Teich drüben zuckte nur leise unter dem schönsten Lichtschleier, der seine Tiefe verhüllte, die der Sage nach unermeßlich war. Die alten Bäume lauschten leise, in den Blumengärten regte es sich wie Elfenleben, und

vom Walde her quoll ein Balsam und eine Frische, reich genug, um ein armes Menschenherz wieder lebensfroh und kräftig zu machen für lange Zeiten. Plötzlich stutzte Joseph, blieb stehen und horchte. Aus einem alten Häuschen, das etwas einsam dem Walde schon näher lag, drangen Geigentöne. Die Hütte war bis jetzt unbewohnt gewesen; woher so plötzlich diese Klänge? Und welche Laute! Es war der Ton einer Geige, wie sie Joseph nur in seinen Träumen gehört, das Ideal eines Geigentones, voll, warm, schmelzend, hinreißend, wie er eben nur einer Amati entschweben kann. Eine Volksmelodie spielte der unsichtbare Geiger, ruhig und einfach war der Vortrag, aber der sichere langathmige Strich verrieth den geübten Spieler.

Joseph stürzte, als das Lied zu Ende war, auf das Haus zu. In seiner Seele wirbelte ein Sturm der verschiedenartigsten Empfindungen. Durch das offene Fenster unten gleich neben der Thür erblickte er einen sehr alten Mann, der an einem Tische saß, auf welchem eine Lampe brannte. In seinem Arme ruhte die Geige, die einen so gewaltigen Zauber auszuüben vermochte. Die Züge des Alten ließen den Israeliten nicht verkennen, doch machte das scharfe Profil, die zurückgebaute Stirn und das kluge unruhige Auge keinen unangenehmen Eindruck, da ein langer weißer Bart, lockiges weißes Haar

und ein unbeschreiblich milder Mund alle Härten des Kopfes vergessen machten. Die Kleidung des Mannes bestand aus einem langen grauen Talar, den eine schwarze Schnur über den Hüften zusammenhielt. Seitwärts von ihm, mehr dem Fenster zu, so daß das Mondlicht voll die Gestalt traf, saß ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Tochter des Juden. Ihre Hände lagen träumerisch gefaltet in ihrem Schoße, ihr reiches schwarzes Haar bildete tief im Nacken einen Knoten und ihr Gesicht zeigte die höchste Verklärung orientalischer Schönheit. Sie war eine ächte Tochter Juda's, bleich, etwas gebeugt, wie von unsichtbaren Ketten belastet, und von jenem tief schwermüthigen Ausdruck derer, die an den Wassern von Babylon saßen und weinten.

„Verzeiht mein Hereinstürmen — aber die Geige zieht mich an, unwiderstehlich. Woher hat sie diesen Zauberton? — o lehrt mich Euer Geheimniß!"

Mit diesen heftig herausgestoßenen Worten trat Joseph Anderle zu Vater und Tochter in's Zimmer. Der Alte sprang auf und drückte instinktmäßig seine Geige fester an sich, Lea starrte den Jüngling halb erschreckt, halb entzückt an: — wie schön war er doch in seiner Erregung! —

„Ich bitte Euch — erbarmt Euch meiner, gebt mir Unterricht — ich bin ja reich, ich zahle, was Ihr verlangt!"

„Seit drei Tagen erst wohne ich hier, und wollte

ausruhen von meinem Wanderleben und weder lehren noch spielen. Da ihr aber gar so viel Lust zeigt, möchte ich Euch gerne lehren, was ich selbst weiß, so wenig es auch ist."

„Werde ich auf meiner Geige auch so singen lernen, wie ihr eben sangt auf der Euren?"

„Wohl schwerlich, junger Mann, denn meine Geige ist ein halbes Wunderding, eine ächte Amati."

Joseph betrachtete mit Blicken voll Ehrfurcht und Verlangen die unscheinbare Geige. Das war also eine Amati!*) Er hatte so oft schon von diesen kostbaren Instrumenten gehört.

„Ist keine solche Geige mehr zu haben?" fragte er nach einer Pause.

„O es giebt noch manche Amati, aber keine möchte wohl so singen, wie diese. Meine Geige hat ein Sterbender gesegnet!"

Der junge Mann seufzte schwer, wandte sich ab und erzählte dann in kurzen Worten die Geschichte seines Musikstudiums. Es wurde nach einigen Hin- und Herreden zwischen den beiden Männern ausgemacht, daß Joseph jeden Abend, statt in den Wald zu gehen, hier

*) Geige aus der Fabrik der Familie Amati, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Cremona.

her kommen und Unterricht nehmen sollte, da von einer Einwilligung des alten Anderle in einen regelmäßigen Unterricht bei Tage nicht die Rede sein konnte. Zum Glück hatte Joseph, als der Sohn eines reichen Mannes, ein gutes Taschengeld, von dessen Verwendung er nur der Mutter Rechenschaft abzulegen brauchte, und davon sollte der Unterricht bezahlt werden. Als die Unterhandlung zur Zufriedenheit beider Theile geschlossen war, ging der Jüngling flüchtig grüßend fort, aber nicht nach Hause; das Herz war ihm zu voll, es trieb ihn in seinen lieben Wald! In wilder Freude warf er sich in das Gras und träumte bis zum Morgen. — Wovon träumte er wohl? Von den wunderschönen Augen der Jüdin? Ach nein — von der zaubervollen Amati. Das Mädchen hatte er kaum angesehen.

Der alte Jude Isaak war kein eigentlicher Künstler, sondern ein wild aufgewachsener Naturvirtuose von bedeutendem Talent. Er hatte ein herumziehendes Leben geführt, Zelte aufgeschlagen und abgebrochen, und rastlos hin und herwandernd, seine Geige bald bei frohen, bald bei traurigen Festen tönen lassen. Als Knabe war er einmal lange Zeit mit einem Violinvirtuosen zweiten Ranges in der Welt herumgezogen, hatte diesem aus Liebe zur Musik die aufopferndsten Dienste geleistet, redlich Noth und Kummer mit ihm getheilt, aber auch die An-

fangsgründe des Violinspiels von ihm gelernt. Als nun dieser sein Herr und Freund an einem Brustübel starb, vermachte er ihm seine Amati und übergab sie ihm im letzten Augenblicke mit einem Segenswunsche. Isaak betrachtete diese Geige fortan als seinen größten Schatz. Er hütete sie wie seinen Augapfel und ließ sie keinen Augenblick von sich, ja er hätte später eher Weib und Kind hergegeben, als diese süße Trösterin. Sie ließ ihn alles ertragen, sie ersetzte ihm alles; sie war sein Leben, seine Seligkeit. Als sein treues Weib Rebekka gestorben, sang er auf seiner Geige die rührendste Todtenklage; dann nahm er sein Töchterchen an die Hand und wanderte weiter, die Sorgen der Bestattung in andere Hände legend. Wenn dann Tage kamen, wo er selbst hungerte, um sein Kind speisen und kleiden zu können (und solcher Tage kamen anfangs nicht wenige), so setzte er sich mit seiner Amati in irgend einen Winkel, und entlockte ihr Töne, die ihn allen Hunger vergessen ließen. Er spielte oft so lange, bis er ohnmächtig wurde, aber selbst dann ließ seine Hand den Hals der Geige nicht los. Nachts ruhte das Kleinod vor ihm auf der Decke seines ärmlichen Lagers, und wenn dann zuweilen der schmerzhafte Brustkrampf kam, der ihn, je älter er wurde, immer häufiger und quälender befiel, streckte er die abgezehrten Hände aus und strich leise über die Saiten, berührte

den Steg und die Schnecke und — duldete weiter, ohne zu klagen.

Lea, sein schönes und geliebtes Kind, war längst daran gewöhnt, die Amati mit einer heiligen Scheu und Ehrfurcht zu betrachten. Die Geige, die sie nie zu berühren wagte, schien ihr ein Theil des Lebens und der Seele ihres Vaters. Sie hörte mit einer Art Andacht auf jeden Ton dieses wunderbaren Instruments, er fand allezeit den Weg zu ihrem Herzen. Wenn zuweilen mitten in der Nacht jener zauberhafte Klang aus ihres Vaters Kammer drang und zitternd durch Lea's kleines Schlafgemach zog, nahm sie ihn freudig mit in ihre jungfräulichen Träume, und spann ihn dann weiter aus, bis er zu einem breiten, ruhig dahinwallenden Strom geworden, in dessen klingende Tiefe sie selbst selig versank.

Seit der schöne Joseph der Schüler des Vaters geworden, hatten Lea's Träume allmählich eine andere Gestalt angenommen. Sie pflegte den Unterrichtsstunden beizuwohnen, und gab sich in dem Bewußtsein, daß weder Lehrer noch Schüler sie beachteten, mit Seele und Sinnen dem gefährlichen Vergnügen hin, die köstlichen Lichter und Schatten einer leidenschaftlichen Seele auf der schönsten Männerstirne wechseln zu sehen.

Den Tag über dachte sie nur an den Abend; immer und immer stand das feingeschnittene bräunlichbleiche Ge-

sicht des jungen Mannes vor ihrer Seele; unablässig strahlten diese magischen Augen sie an. Und in der Nacht, ach, da zitterte kein ruhiger Tonstrom mehr langsam wallend an ihr vorüber. Die Geigentöne regten ein tiefes wildes Meer auf und jede Welle trug die geliebte Gestalt und ein theures Antlitz lächelte ihr zu und zwei Arme streckten sich verlangend nach ihr aus. Und wenn sie sich neigte, das schöne Bild zu erfassen, zerfloß es wie ein Schatten, ewig nah und doch ewig unerreichbar. Je glühender das Herz, desto verhüllter jede Liebe! Lea's Gesicht verrieth nichts von dem Ringen und Kämpfen ihres Innern; der Sommer, Herbst und Winter waren darüber hingegangen, der Frühling zog ein, da erst fühlte sie, daß diese riesige Leidenschaft, in der ihr ganzes Sein versank wie ein Tropfen im Ocean, den Körper allmählich zerrieb. Diese Fieberschauer des Entzückens, wenn sie Joseph's Schritt von weitem hörte, diese erstarrende Angst, wenn er länger ausblieb als gewöhnlich, diese langen qualvollen Stunden, wo sie ihn nicht sah, diese Nächte voll wilder Träume rüttelten mit der Gewalt eines Simson an ihrer Gesundheit. Und Lea freute sich über die wachsende Schwäche ihres Körpers. Es giebt Zustände, in welchen jede Hoffnung entweder Wahnsinn oder Verbrechen sein würde, wo es nur einen Trostengel für das schmerzzuckende Herz giebt: den Gedanken an den Tod.

Joseph selbst ahnte von all diesem nichts. Er beachtete das Mädchen kaum, grüßte sie beim Kommen und Gehen, richtete dann und wann ein Wort an sie, eine gleichgiltige Frage — das war alles. Er schien nur von dem einen Gedanken erfüllt, zu lernen, und machte auch in der That Fortschritte, vor welchen sein Lehrer fast erschrak. Allein trotz dieser sichtbaren Erfolge blieb der junge Mann niedergeschlagen und finster; eine unbeschreibliche Melancholie gab sich in seinem Gesicht und Wesen kund. Lea legte seinen stillen Gram noch zu dem ihrigen und litt so doppelt.

Da sagte eines Abends Joseph plötzlich zum alten Isaak: „Je mehr ich lerne, desto elender fühle ich mich. Was hilft mir meine Fertigkeit, wenn der Ton immer schwach und ohne Zauber bleibt? Meine Geige ekelt mich an, ihr Krächzen macht mich krank. Warum mußte ich Eure Amati hören!“ Er warf sein Instrument auf den Tisch, daß es dröhnte und trat dicht vor den Juden hin. Zitternd vor Erregung flüsterte er: „Ich muß es Euch sagen, das Herz bricht mir sonst in Stücken. Ihr allein könnt mich heilen von meinem Gram. Ihr allein könnt mich froh und gesund machen. Ich bitte Euch, um meiner armen Seele willen, verkauft mir Eure Geige!“

Der Jude wurde leichenblaß und schloß krampfhaft seine Finger um die geliebte Amati.

„Verkauft sie mir, ich beschwöre Euch! Seht mich hier auf den Knien und habt Erbarmen! Ich kämpfe schon seit jenem ersten Abend, als ich den sinnverwirrenden Ton zuerst gehört, mit dem rasenden Verlangen nach dem Besitz dieses Gutes. Ich werde den Klang nicht los, ich höre ihn immer, immerfort, Tag und Nacht, unablässig. Das wird mich wahnsinnig machen. Die Amati hat mir's angethan, ich möchte meine ewige Seligkeit verkaufen, um dieser Zauberin willen. Sagt — fordert was Ihr wollt, ich werfe Euch mein ganzes Vermögen hin, in zwei Monaten bin ich mündig. Ich will lieber Bettler werden und mit der Amati in die weite Welt ziehen, als ein reicher Mann sein — ohne sie."

„Wißt Ihr, daß Ihr mein Leben verlangt?"

„Alter Mann, Eure Tage sind ja gezählt; wie kurz ist die Zeit, die Ihr noch zu leben habt. Und Ihr seid müde und müßt den Abend Eures Lebens ruhig und sorgenlos verbringen — und dazu will ich Euch verhelfen, Euch und Eurer Tochter. Aber ich mit meiner Jugend, die mich quält, mit meinen Kräften, die mich martern, welche lange Reihe von Jahren liegt noch vor mir! Und ich fühle, ich kann sie nicht durchleben ohne die Amati."

„Wenn ich dahingefahren, soll die Geige die Eure werden, das gelobe ich Euch beim Gott meiner Väter

So lange der alte Isaak aber noch athmet, ist kein Kaiser und kein König reich genug, sie ihm abzukaufen."

„Isaak — macht mich nicht rasend! Ich muß die Amati besitzen!"

„Wollt Ihr mich vielleicht todt schlagen, wie einen Hund, um sie mir zu rauben? Dann wehe über Euch, sie wird Euer Fluch werden!"

„Ihr wollt nicht — wirklich nicht? War das Euer letztes Wort?"

„Mein letztes — ich kann Euch die Geige nicht verkaufen!"

„Nun so helfe mir Gott, Ihr seht mich nicht wieder!"

Damit wandte er sich und schritt hinaus.

„Nicht wieder?" murmelte eine Stimme, die so schauerlich klang, wie die einer Sterbenden. Lea war's, die da sprach. Sie erhob sich mechanisch, ging dem Davoneilenden nach und erreichte ihn vor der Hausthür. Joseph blieb stehen. Das Mädchen legte schwer ihre Hand auf seine Schulter, sah ihn mit dem Ausdruck einer Irrsinnigen an, und fragte langsam und jedes Wort betonend: „Werdet Ihr nicht fort gehen, wenn die Amati die Eure geworden? Werdet Ihr glücklich sein — ganz glücklich?"

Der junge Mann sah die Sprecherin an, lange und

forschend. Sie bebte unter seinem Blick und zog ihre Hand zurück. Ein Schleier zerriß vor Joseph's Augen. Er neigte sich zu ihr und flüsterte: „Lea, liebst Du mich?"

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wollte fliehen.

Joseph hielt sie fest. Eine wilde Freude zuckte durch sein Herz. Schnell wie ein Gedanke schlang er den Arm um die schlanke Gestalt Lea's, und sagte leise: „Weib! ich will Dir Deine Liebe vergelten, wenn Du das für mich wagst, was ich ahne. Hast Du den Muth dazu, nicht mich allein, sondern uns glücklich zu machen?"

Lea schlug die schwarzen Augen auf, und dieser Blick mochte wohl so hinreißend und überzeugend sein, daß der junge Mann, dessen Seele fern von allen Liebesträumen war, sich plötzlich tief gerührt fühlte von dieser Hingebung und sich herabbeugte, das reizende Geschöpf zu küssen. Aber das Mädchen wehrte ihm ernst und hastig und sagte: „Erwartet mich jeden Abend am Eingang des Waldes: sobald ich den Vater erweicht, bringe ich Euch die Amati."

„Aber wenn er unerbittlich bleibt?"

„Ihr sollt glücklich werden, vertraut mir!"

Joseph wartete lange. Eine Nacht nach der andern verstrich: — Lea kam nicht. Der junge Mann wurde immer ungeduldiger, dies unablässige Schwanken zwischen

Hoffnung und Furcht reizte ihn auf das äußerste. Seine Umgebung hatte viel von ihm zu leiden, er war so heftig und zornig, daß ihm jeder gern aus dem Wege ging. Es gab Augenblicke, in denen er bereit gewesen, den alten Juden zu erschlagen, um nur zum Ziele zu gelangen, andere wieder, wo er sich selbst hätte um's Leben bringen mögen, um nur diese brennende Sehnsucht nicht mehr zu empfinden, die ihn rastlos hin- und hertrieb. Endlich am neunten Tage kam Lea. Es war schon gegen Morgen; der Tag schien trübe werden zu wollen und Gewölk hatte sich angehäuft. Ein kühler Wind bewegte die Falten des langen schwarzen Kleides, das die Jüdin trug. Sie ging so langsam und feierlich, das kalte Licht der ersten Morgenstunden ließ ihre Züge so bleich erscheinen, daß Joseph erschreckt ihr einige Schritte entgegen ging. Die Amati trug sie in den Händen, sie streckte sie ihm schon von weitem entgegen. Als er sie ihr abnahm, schüttelte ein heftiger Schauer ihren Körper, und sie sagte tonlos und nur mühsam die Lippen bewegend: „Da — da — nimm und sei glücklich, aber vergiß auch mich nicht, denn ich habe jetzt nichts mehr als Dich!"

„Was sagst Du da?"

„Der Vater ist todt! — es mußte so kommen! Meinen heißen Bitten widerstand er, auch meiner Verzweiflung und meinen Thränen, da raubte ich ihm sein

Kleinod heute in der Mitternachtsstunde, als er tief und sanft schlief. Ich lauschte dann an seiner Kammerthür; lange blieb es still. Dann aber hörte ich ein Aechzen, der Brustkrampf war gekommen, ich lief fort, um die geraubte Trösterin ihm wieder zu bringen. Ich stürzte mich mit ihr auf sein Lager, beugte mich über den armen, alten Mann: es war zu spät, er erkannte nur noch seine Tochter, er nannte sie Mörderin. Das war sein letzter Hauch! — Nun halte Du Dein Wort, denn ich habe geraubt — gemordet — für Dich!"

Sie fiel gebrochen an ihm nieder.

Joseph hob sie auf. „Unselige," sagte er kalt, „was hast Du gethan! So wollte ich's nicht, bei Gott, so nimmermehr! Warum ließest Du mich nicht sterben, statt Deine und meine Seele mit einem so gräßlichen Morde zu beflecken? Für ein solches Opfer ist der Preis zu gering!"

Lea fuhr auf. Krampfhaft griff sie mit der Hand nach dem Herzen, eine fürchterliche Verwandlung ging über ihre Züge. Noch einen Blick warf sie auf den Mann, den sie so namenlos — bis zum Verbrechen — geliebt, einen Blick, der Joseph alles vergessen ließ, selbst den Besitz seiner Amati, und sagte dann todesruhig: „Vater, Du bist gerächt an Deiner Mörderin — sie hat gebüßt!"

Sie wandte sich stolz, ging mit festen Schritten dem Hause zu und verschwand in der Thür.

Zwölf Jahre waren nach diesem verhängnißvollen Morgen verstrichen, Franz Joseph Anderle hatte sich sehr verändert. Er war ein reicher Mann geworden, hatte die Brauerei seines Vaters übernommen, eine reiche Frau geheirathet, die ihm die Eltern ausgesucht und zugeführt, und war Vater von zwei Kindern. Man konnte ihn kaum noch schön nennen, seine Stirn war finster, sein Auge matt. Nie sah man ihn lächeln, nie irgend einem Vergnügen nachgehen, nie mit seinen Kindern spielen und scherzen. Sanft war er mit allen, aber schweigend und verschlossen wie das Grab. — An jenem Tage, der ihm die Amati brachte, war er in ein hitziges Nervenfieber gefallen, die wildesten Phantasien marterten ihn. Seine theuer erkaufte Geige ließ er nicht von sich, und es war schrecklich anzusehen, wie der Fieberkranke sich oft im Bette aufrichtete, mit rollenden Augen um sich blickte und nun eine herzzerreißende Weise auf der Geige sang. In solchen Momenten konnte es niemand bei ihm aushalten, alle verließen, von einem übermächtigen Gefühl des Schauers und Entsetzens getrieben, das Krankenzimmer; nur die Mutter lag vor dem Bette auf den Knien und betete und bekreuzte sich, bis der letzte schauer-

liche Ton verhallte. Als Joseph genesen, fragte er nach Lea; niemand wußte von ihr, aber am Rande des tiefen stillen Teiches, da hatte man einen ihrer kleinen Schuhe gefunden. Es ruhte dies allzuheiße Herz.

Da verschloß Joseph schaudernd seine Amati und gelobte keinen Strich mehr zu thun, und versuchte zu leben wie die andern. Dabei wollte ihm aber das Herz brechen, und sein Leben glich einem Rosenbaume, den man unter einen rauhen Himmelsstrich gepflanzt und der nun nur Dornen und Blätter, aber keine Blüthen trägt. Und er kämpfte und rang mit dem immer höher wachsenden Künstlerdrang in seiner Brust, bis er keine Widerstandskraft mehr fand, bis der Genius siegte und er eines Tages den Schrein aufschloß, seine Amati herausnahm, sie wie eine heilige Reliquie küßte und mit ihr heimlich Haus und Heimath verließ. Er wanderte zuerst nach Polen, miethete sich in Warschau ein, übte und hörte viel, und trat dann plötzlich mit einem wahrhaft eminenten Erfolge öffentlich auf. Seine Technik war staunenswerth, und das Leidenschaftliche, Düstere seines Vortrags übte einen unendlichen Zauber auf die Hörer, denn schon der bloße Klang seines Instrumentes hatte eine magische Gewalt. Man versuchte dies eigenthümlich fesselnde Naturgenie, Franz Joseph Anderle, in Warschau zu halten und machte ihm die vortheilhaftesten Vorschläge;

aber es war, als ob ein Theil der ruhelosen Nomadennatur seines todten Lehrers mit der Geige auf den jungen Mann übergegangen. An keinem Orte litt es ihn lange; weder die Aussicht auf Gewinn, noch der Ehrgeiz vermochten ihn an eine Stelle länger als einige Tage zu bannen. Sein Name wurde sehr rasch bekannt und seine Reise durch Polen und Ungarn glich einem Triumphzuge. Man drängte sich an ihn, die Vornehmsten überhäuften ihn mit Gunstbezeigungen; wer ihn hörte, vergötterte ihn. Joseph berauschte sich anfangs in diesem Leben, seine dunkle Stirn erheiterte sich, er ließ sich tragen von den Wellen des Beifalls, die höher und immer höher an ihn heranschlugen, er genoß alle Freuden, die ihm in den Weg traten. An seine Heimat dachte er längst nicht mehr, Weib und Kinder waren für ihn Schattengestalten. Er hatte ihnen keinen kleinen Theil seines Lebens und seiner Kräfte geopfert, sie waren, seiner Ueberzeugung nach, abgefunden. — Er durfte jetzt seiner Kunst leben und besaß die Amati: die zwei glühendsten Wünsche seines Herzens waren erfüllt. Aber doch schlich, mitten im vollsten Taumel eines wechselvollen Lebens, das Gespenst des Ueberdrusses heran in der schönen traurigen Gestalt Lea's und berührte sein Herz, und die wilde Fröhlichkeit erstarrte und verwandelte sich wieder in bittere menschenfeindliche Trauer. Und während der Name Franz

Joseph Anderle durch die halbe Welt flog und viele Hunderte sich wahrhaft darnach sehnten, dies neue Gestirn am Himmel der Kunst mit zu schauen, wurde der berühmte Künstler selbst von Tage zu Tage kränker und finsterer. Die anfangs leise sein Herz beschleichende Furcht, man wolle ihm seine Amati und mit ihr die Seele seiner Kunst rauben, wuchs von Stunde zu Stunde, und wurde endlich zur fixen Idee, zum quälenden Wahnsinn. Er bewachte die Amati mit noch viel größerer Angst und Sorge, als sie einst der alte Jude bewacht hatte. Keine Nacht kam mehr Schlaf in seine Augen. Lea, die heißliebende, wunderschöne Lea, erschien ihm in marmorweißer thränenvoller Schönheit. Er rief ihren Namen mit dem Ausdruck tiefer Reue und Zärtlichkeit, er breitete die Arme nach dem Duftbilde aus: vergebens, es zeigte nur immer auf die Geige und rang die Hände in angstvollem Flehen. Dann drückte er aber die Amati fest an sich und sank in halber Bewußtlosigkeit in die Kissen seines Sopha's. Solche Scenen wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen, und um dieser marternden Erscheinung zu entgehen, wie er selbst gestand, wechselte er immer hastiger den Ort seines Aufenthaltes. Die Aerzte schüttelten den Kopf, sprachen von Luftveränderung, Rückkehr in die Heimat, konnten aber nicht helfen. So vergingen traurige Wochen. Anderle's Zustand änderte sich nicht. Plötzlich

war der Künstler verschwunden; niemand hatte ihn gehen sehen, man suchte und forschte nach ihm, die öffentlichen Blätter wimmelten von Fragen und Vermuthungen, die ganze musikalische Welt nahm den lebhaftesten Antheil an dieser räthselhaften Flucht, man erschöpfte sich, die Lösung dieses wunderbaren Ereignisses zu finden. Lange vergebens. Endlich brachten böhmische Zeitungen folgende Anzeige:

„Das Mutterland hat seinen begabten Sohn zurückgefordert; der Verirrte kehrte wieder. Der Körper Franz Joseph Anderle's ruht jetzt im Schoße der heimatlichen Erde; Böhmen hat seinen Schwanengesang gehört. In Podiebrad, dem Orte seiner Geburt, liegt eine alte, seit vielen Jahren unbewohnte Hütte, einsam, dem Walde nah, verfallen und traurig. Die Leute mieden die Stelle, man munkelte von Geisterspuk. Am letzten Sonntag Abend nun hörten die Bewohner Podiebrads wunderbare, durchdringende Klänge, die aus dem Innern dieser Hütte zu kommen schienen. Man lief herbei und lauschte; es waren die Töne einer herrlichen Geige, die, lang gezogen, die Luft durchschnitten. Niemand wagte die Thür aufzustoßen, man flüsterte hin und her von einem alten Juden, der früher hier gewohnt und gestorben. Mehrere Leute wollten sogar behaupten, es wäre just an jenem Sonntag sein Sterbetag. Endlich lief man zum Kaplan. Der würdige Herr kam, besprengte die Schwelle mit Weih-

wasser und hielt ein stilles Gebet. Während dessen tönte der zauberhafte Geigengesang fort, bald wild, düster, schauerlich, bald so unaussprechlich weich und rührend, daß den Hörern die Thränen über die Wangen rollten. Da, urplötzlich, mitten im schönsten, sanftesten Adagio, brach die Melodie ab, man hörte ein heftiges Krachen, gleich darauf einen dumpfen Fall. Die Hereinstürzenden fanden den berühmten Geiger Franz Joseph Anderle todt am Boden liegen, neben ihm seine zerschmetterte Amati. Er gönnte die Geliebte keinem andern Lebenden und nahm sie mit in den Tod. Auf seinem Gesicht aber lag der Ausdruck eines Friedens, den man nie zuvor dort gesehen, eine verklärte Ruhe, die der Lebende nimmer gekannt, die Erfüllung jener Sehnsucht, die man früher in seinen Augen brennen sah. Gott, der ewig Barmherzige, hatte wohl auch die schneidende Dissonanz dieser Seele in einen harmonischen Accord aufgelöst."

Versunkene Sterne.

„Jetzt ist's gar still und dunkel,
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied."

Heine.

Es war einmal eine wunderschöne Birke, die stand auf einem buntgestickten sammetweichen Rasenteppich und schaute frei und kühn in die Welt hinaus: zu den Füßen des herrlichen Baumes aber sprudelte eine krystallhelle, köstlich klare Quelle. Nun giebt es doch fast keinen entzückenderen Anblick, als einen kraftvollen Birkenbaum mit seinem schlanken Silberstamme und seinen hellgrünen Blättern, deren zarte Wangen der Zephyr mit ganz be-

sonderer Inbrunst küßt! Die Birke ist die wahre Poesie des Waldes! Der Baum aber, von dem ich jetzt erzählen will, war überdies ganz besonders prächtig, und weit und breit gab es keine stolzere Birke und kein anmuthigeres Bächlein; das wußte der Frühling und alle Blumen und Bäume im Lande, nur der schlanke Baum und die Quelle selbst wußten es nicht. Auf dem Haupte der Birke lag ein ewiger Frühling; darum rauschte es auch so unaufhörlich in ihren Zweigen. Zauberische Weisen schwebten daraus hernieder, sanken herab auf die Erde, tropften in die offnen Blumenherzen und zogen weit hinaus in alle Lande; die Bäume schüttelten vor Lust ihre Wipfel, und selbst ernste alte Tannen und Fichten, auf deren Stirnen der eisige Winter thronte, vergaßen die Schneelocken und dachten, der Jugendsommer sei wiedergekommen. Oft war es auch, als müßten die Wälder und Alles, was lebte, feierliche Andacht halten, so voll und heilig waren die Melodien, die der Birkenbaum hinaussang in die Welt. Aber die glückseligste aller Lauscherinnen war doch die Quelle! Vernahm sie nicht zuerst vor allen anderen jeden Ton, jeden harmonischen Seufzer, ja jeden Hauch des geliebten Baumes? Spiegelte sich nicht die Gestalt der Birke so gern in ihren silberhellen Fluten? Und durfte sie nicht ein süßes Echo der lieben Klänge sein, die von den

Zweigen niederthaueten? — Aber das Bächlein sang auch; reizend, klar und herzig waren seine Liedchen, und der schöne Baum wiegte dazu gar fröhlich und lächelnd sein Haupt. Doch entzückender als Alles war die Zwiesprache der Birke und Quelle: dann neigte der glanzvolle Baum sein Haupt geheimnißvoll tief und immer tiefer, es war, als ob die Quelle seine einzige Vertraute sein dürfte, und die Goldlichter seiner Blätter fielen wie Funken in den Krystall; die Quelle sprudelte hoch auf und webte Harfenaccorde in den Birkensang, und man wußte oft nicht, ob die Zauberweisen herabschwebten oder hinauf, ob das Bächlein klang oder die Birke. Umschwärmt waren die beiden immer und immerfort: Käfer, Vögel und Schmetterlinge kamen von nah und fern und wollten zuhören. Es geschah dann wohl auch, daß eine dicke Hummel, ihrer natürlichen Brummweise zufolge, eine tadelnde Miene aufsetzte und meinte: „es würde doch viel hübscher klingen, wenn das Bächlein aus E dur murmele, anstatt aus C moll, — daß auch ein langsameres Tempo nichts schaden könne" u. s. w.: aber ein bissiger, neidischer Specht, stolz auf sein Hack-Geschäft, behauptete: die Birke sänge gar zu viel und müsse sich schaden; ihre Stimme sei schon bei weitem nicht mehr so kraftvoll wie sie anfangs gewesen und dergl. mehr. Der dankbare Jubelruf unzäh-

liger anderer Hörer übertäubte aber völlig solch boshaftes Summen und Krächzen.

So lebten sie, so liebten sie, so sangen sie Tag für Tag; keines konnte ohne das andere sein, und beider Leben war, obgleich scheinbar getrennt, doch ein harmonisches Ganze. Im Traume selbst flüsterten sie zu einander. Und das Bächlein erzählte allen Blumen von dem Wunderbaume, und dann war es immer, als ob der Baum seliger sänge, so herrlich und wahr erzählte die reine Quelle. Und die Blüthen schauten bewundernd die Quelle an und neigten tief die Köpfchen, wenn sie vorüberfloß; aber die Rose der Liebe wagte mehr als Alle, und stürzte der Klaren glühend an's Herz, und freudiger und rosig schimmernd wallte das Bächlein nun dahin.

Das reizend anmuthige Spiel des Baumes und der Quelle sahen denn auch die lieben Engelein, die dort oben in dem blau verhangenen Paradiese wohnen, und konnten nicht müde werden zuzuschauen, wie Bach und Birke sich liebten. „Ach, hätten wir doch die lieben, schönen Beiden hier oben in unserm Himmelsgärtlein! sagten sie zu einander, und lächelten so sehnsuchtsvoll hernieder, daß die Blumenaugen der Erde weinen mußten. Und der liebe Gott erkannte die Wünsche der Lichtgestalten und sagte zum Sonnenmunde: „Glühender, küsse

du mit deinem sanftesten Kusse das helle Bächlein auf, damit es in unseren Himmelsauen verklärter dahinfließe! Statt der Erdenblumen sollen sich hier goldlockige Engel vor ihm neigen.“ — „Und der herrliche Wunderbaum?“ fragten die schönen Engel. — „Er zieht der holden, schwesterlichen Gefährtin nach!“ sagte der liebe Gott, „diese Beiden sind ewig Eins.“

Und der Sonnenmund küßte plötzlich die lebensvoll sprudelnde, reine Quelle, als sie eben im Kreise aufhorchender Blumen von der singenden schimmernden Birke erzählte. Im Feuerkusse, im versengenden Strahle versiegte das Bächlein; über sein Grab neigte sich trauernd die unverwelkliche Rose der Liebe.

Und der schöne Baum?

Als der Mund der liebenden, schwesterlichen Gefährtin verstummt, ihr klares Auge geschlossen, ihre Seele, dieser reine Spiegel des Baumes, dahingegangen war: da senkten sich seine Zweige und strebten dem Boden zu: von den üppigen Blättern löste sich das leuchtende Gold und fiel in Thränenperlen herab. Langsam erblich das frische Grün; langsam ging alle Freude von ihm, dann die Schönheit, dann die Kraft, und zuletzt das Leben. Der stolze, sonnige Wunderbaum ist gestorben.

Ich wollte, ich hätte Euch nur ein Märlein erzählt; aber das liebe Geschwisterpaar Birkenbaum und Quelle

hat wirklich auf unserer Erde geweilt und geklungen in Menschengestalt. Den frühlingsfrischen, gesegneten Baum, mit dessen süßen Gesängen die Poesie des Sängerwaldes verstummte und schlafen ging, nannten wir Felix Mendelssohn, und das wunderbare Bächlein war eine edle Frau, um deren Stirn sich das leuchtende Diadem der Kunst wand, eine liebende Gattin, eine zärtliche Mutter, die verklärte Schwester und innigste Freundin des Frühvollendeten: Fanny Hensel.

Eine erste Liebe.

„Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging,
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Träne zarter Liebe."

Uhland.

Ein furchtbares Gewitter entlud sich in den späten Nachmittagsstunden eines heißen Junitages über Wien und dessen reizvoller Umgebung. Die schwarzen Wolkenmassen hingen tief und drohend hernieder, Blitz auf Blitz zuckte herab und der Donner rollte mit erschütternder Gewalt. Endlich nach langem Wüthen schien der Zorn

des unsichtbaren Riesen sich zu sänftigen, seine Stimme wurde matter, und aus den Flammenaugen fielen die schweren Thränentropfen eines erquickenden Regens. Allmählich lichtete sich der Himmel, funkelnde Sternlein wagten sich hervor, und zuletzt kam Vater Mond siegreich dahergeschritten in seinem hellen Lichtmantel, als wollte er den Menschen verkündigen: „Seid ruhig! Ich bin da! es ist alles vorüber."

In einem schmalen hohen Häuschen aber, das ganz versteckt in einer engen Gasse lag, waren noch die Fenster und selbst die Läden dicht geschlossen. Drinnen im kleinen Stübchen brannte Licht, und zwei weibliche Gestalten saßen, angstvoll an einander geschmiegt, im dunkelsten Winkel. Es waren Schwestern, Mädchen von achtzehn und neunzehn Jahren, die einzigen Kinder eines fleißigen stillen Bürgers, dessen Aushängeschild mit dem prunkenden farbenreichen Bilde ihn als zur ehrsamen Zunft der Haarkräusler gehörig bezeichnete. Die größere der beiden Gestalten erhob sich jetzt, öffnete die Läden und Fenster, löschte die Kerze aus und sagte beruhigend: „Komm, Doretta! keine kindische Furcht mehr! das Unwetter ist, der heiligen Mutter sei Dank! gnädig vorübergegangen. Komm nur an's Fenster und zögre nicht! es ist gar zu süß jetzt draußen." Und Doretta kam, und das Mondlicht erhellte die jungen Gesichter, und freute

sich ihrer und wollte gar nicht weiter gehen. Doretta, die jüngste, trug ein krauses dunkles Lockenköpfchen zur Schau, ein volles bräunliches rundes Gesicht, brennende Augen und einen kirschrothen kleinen Mund. Ihre etwas üppige Figur war unter mittlerer Größe, und ihre Bewegung heftig und voll versteckter Leidenschaftlichkeit. Johanna, die älteste Schwester, war anzusehen wie Maienglöcklein und Kornblumen, so zart und weiß war die Farbe ihres Angesichts, ihres Halses und ihrer Hände, so dunkelblau die großen klaren Augen. Sie trug das schneeweiße Häubchen der Wiener Bürgermädchen damaliger Zeit, denn man schrieb die Jahreszahl 1759, und der Puderstaub, der eben in diesen Jahren üblich war, hatte nur leicht das Goldblond ihrer reichen Locken berührt.

Nach einer Pause ertönte wiederum die sanfte Stimme der schlanken Johanna: „Wo nur der Haydn bleiben mag? Er ist doch sonst um diese Stunde längst zu Hause: die gnadenreiche Mutter möge ihn zur rechten Zeit in ein schützendes Asyl geleitet haben, als das Unwetter heranzog.“ Doretta erwiderte nichts; ihre Brust hob sich unruhig und die dunklen Augen schienen die weiteste Ferne durchbohren zu wollen. Da trat der ehrsame Bürger und Friseur Keller herein, ein kleines behendes Männlein mit scharfen Zügen und ruhelosen,

aber freundlichen grauen Augen. In der Hand hielt er eine tüchtige Lockenperrücke, welche er eifrig mit Puder stäubte und rief dabei: „Nun Kinderchen! ist unser Hausgenosse, der junge Bursch noch nicht da? In seinem Dachstübel ist er nicht; bin schon einmal hinaufgeklettert; dacht', er wär bei Euch; 's ist doch seltsam, wie der lose Springinsfeld, der lustige Musikant, mir an's alte Herz gewachsen ist! Kann ich mich doch um den Fant sorgen, wenn er einmal ein Stündlein länger ausbleibt, wie ein Vater um seinen Sohn. Und wenn ich mich nicht sorgte, thäten's meine Mädel. Weiß der Himmel, er hat's uns allen angethan! — Ist's etwa nicht so? he?" schloß er lachend. Ein reizendes Erröthen war Johanna's Antwort; Doretta murmelte einige unverständliche Worte, warf hochmüthig den Kopf zurück und ging zornig vom Fenster weg.

„Wer weiß, wo er wieder einmal hängen geblieben sein mag, der sonderbare Junge!" fuhr der Vater nach einem Weilchen nachdenklich fort. „Vielleicht hat ihn der alte, häßliche, italienische Singmeister, wie heißt er doch? Porpel" — „Porpora, Papa," verbesserte Johanna sanft — „nun meinetwegen, Porpora wieder mitgeschleppt und läßt sich Noten abschreiben von ihm. Beim heiligen Joseph! was der Haydn alles thut für dies Musikantenvolk und für seine eigenen Schüler, es ist nicht

zu glauben! Wie ein gejagtes Reh hüpft er ja den ganzen Tag herum, von einem zum andern, zu jedem Dienste um Gotteswillen bereit; ich glaube, er putzte dem Meister Gluck, von dem sie jetzt so viel Geschrei machen, die Stiefel, wenn dieser ihm ein Stückchen vorspielen wollte. „Um der herzlieben Musika willen thut Joseph Haydn Alles!“ sagte er mir einmal. Aber all' seine Dienste, all' sein Eifer, sein Spielen in den Singstunden Porpel's, sein Componiren, nichts, nichts bringt ihm auch nur einen Kreuzer ein! Kein Mensch bezahlt ihn, weil er von keinem etwas verlangt! Ich habe, so lange er bei uns wohnt, und das ist doch schon eine lange Weile, noch keinen Pfennig Miethe oder Kostgeld von ihm eingenommen; ich kann's auch, Gott sei Dank! abwarten; aber seht Ihr nur, daß der junge Mensch sich je deshalb kümmerte und sich etwas Klingendes zu verdienen suchte? Habt Ihr je ein sorgenvolles Gesicht an ihm erblickt, oder auch nur eine schwermüthige Miene? Da tritt er stets zur Thüre herein mit einem Gesichte, daß man denken sollte, so eben habe unser allergnädigster Kaiser ihm sein ganzes Reich geschenkt. Und fragt man erstaunt: „Nun, Haydn, was ist denn Glückliches geschehen?“ da lacht er, daß einem das Herz aufgeht, und sagt: „Porpora hat mich gelobt;“ oder: „Gluck hat mir über die Wangen gestreichelt;“ oder: „ich habe eine

schöne Blume gefunden;" oder: „der Himmel war heut so herrlich blau und die Sonne schien so hell!" Sitzt er nicht oben in seiner Dachstube an seinem alten wurmstichigen Spielkasten, als ob er auf einem Königsthrone säße, und vergißt über seinen drolligen Sonaten von dem Cantor Bach, von dem er so oft spricht, Essen und Trinken? Und dabei diese ewig frohen Augen! 's ist mir wahrlich oft, wenn der junge Mensch so vor mich hintritt und mir guten Morgen sagt, als ob er mir einen Blumenstrauß an's Herz würfe; und ich muß an mich halten, daß ich ihm nicht um den Hals falle. Kinder, ich sage Euch, auf diesen Joseph Haydn hat der liebe Herrgott ganz besondere Gnade geworfen; der wird entweder noch wunderbare Dinge auf Erden vollbringen, oder er stirbt bald; eins von beiden geht aber sicherlich in Erfüllung!"

Kaum waren diese prophetischen Worte den schmalen Lippen des eifrigen Redners entflohen, als ein leises Klopfen an der Thür ertönte und auf des Hausherrn hastiges „Herein!" Joseph Haydn auf der Schwelle erschien. Seine leichten Kleider trieften, wie seine schönen hellbraunen Haare; er zitterte sichtlich vor Nässe und Kälte an allen Gliedern; doch trug er die schlanke Gestalt wie triumphirend hoch aufgerichtet, und auf seinem lieben kindlichen Angesichte lag solch ein Glanz, solch

eine fieberische Freude, daß Johanna ängstlich aufsprang, zu ihm hinlief und mit wankender Stimme sagte: „Haydn, was habt Ihr? — Was ist Euch begegnet?" — „O, etwas Wunderbares, liebste Johanna," antwortete der Jüngling begeistert, „etwas gar Seliges! Hört nur, hört! und Ihr müßt mich hören, Vater Keller, und Dorette auch!" Und dabei zog er die Widerstrebenden mit sanfter Gewalt in die Mitte des Zimmers und erzählte nun hastig und aufgeregt:

„Ich hatte mich diesen Nachmittag bei einem meiner Schüler, dem die liebe Musik nicht recht in Finger, Kopf und Herz hinein will, ein wenig lange verweilt, dem Meister Porpora aber gestern versprochen, am heutigen Abende sieben Uhr bei ihm einzusprechen und einige neue Arien abzuholen, die ich gern ein wenig studiren wollte, um sie in der nächsten Singestunde des Meisters recht wacker zu begleiten. Die Wohnung Porpora's liegt von dem Hause meines Schülers gar weit entfernt; ich eilte flüchtigen Fußes dahin, traf aber den Meister nicht zu Hause. Nachdem ich ein Stündlein geduldig auf seine Rückkunft vergebens gewartet, entfernte ich mich, um später noch einmal nachzufragen, und schlenderte ein wenig vor den Thoren umher. Da war es recht bang und glühend; kein Lüftchen regte sich, die Blumen senkten tief die Köpfchen, die Bäume athmeten kaum und kein

Vöglein ließ sich blicken. Zum Himmel aufschauend, gewahrte ich, wie schon die segnende Hand des Herrn herannahte und hörte von fern das leise Murmeln seines Donners. Da beschleunigte ich meine Schritte, gedachte Eurer Sorge, und flog fast, Euer liebes Haus zu erreichen. Durch eine Seitengasse eilend, hörte ich plötzlich die vollen Töne eines gar schönen Claviers. Ihr könnt Euch denken, daß ich stehen bleiben mußte, zumal da mir einfiel, wer da in dem großen grauen Hause wohnte. Ich drängte mich dicht an die Mauer gerade unter das geöffnete Fenster, aus welchem die Klänge niederwallten. Was ich da hörte, Ihr Lieben, das läßt sich nicht beschreiben in Rede und Worten, das trage ich still in der tiefsten Tiefe meiner Brust! Eine riesengroße wunderherrliche Seele offenbarte sich da unter Donner, Sturm und Blitz dem überseligen Lauscher, und drang ringend, strebend, kämpfend, unaufhaltsam und siegend durch alle Schrecken der Natur, durch all' den wilden Aufruhr der Elemente in den hochheiligen klaren Himmel. Es war der hehre Meister Gluck, der da spielte. Als er geendet, war es still und klar geworden rings umher; ich sah, daß sich die hohe Gestalt aus dem Fenster neigte; ich kannte das edle ernste Angesicht, die tiefdenkenden Augen schweiften fragend weit, weit hinaus. Großartige Schöpfergedanken künftiger

Wunderwerke erfüllten wohl in diesem stillen Augenblicke seine Brust. Ich aber segnete mit Thränen des Dankes und der Wonne den Herrlichen, und schlich langsam zu Euch, Seele und Herz voll Entzücken! — — — Aber nun muß ich mich wohl ein wenig niederlegen! Die Regengüsse haben mich vielleicht zu sehr abgekühlt; mich fröstelt, und meine Hände brennen doch wie im Fieber."

„Ja, liebes Kind, eilt Euch! wechselt sofort Eure Kleider," sagte der alte Keller besorgt, „und schnell in's Bett! Johanna muß für ein Glas glühenden Weines sorgen!" Das Mädchen, zu tief bewegt von Haydn's Erzählung, vermochte keine Silbe zu erwidern; sie stand auf, nickte dem Vater beistimmend zu und warf auf den scheidenden Jüngling einen innigen thränenfeuchten Blick; Doretta sagte kühl: „gute Ruh, Unbesonnener!" — und der junge Mann verließ das Stübchen.

Am andern Tage war große Sorge und Trauer im Hause des ehrsamen Bürgers und Haarkräuslers Keller: Joseph Haydn lag an einem hitzigen Fieber besinnungslos darnieder. Der herbeigerufene weise Doctor mit der verschobenen Perrücke und großen grünen Brille erklärte zwar die Krankheit anfänglich nur für eine Erkältung; am dritten Tage schüttelte er jedoch schon bedenklich das Haupt und meinte, der neunte Tag dürfte

eine sehr schlimme Entscheidung bringen. Ganze Krüge voll Medicin von jeglicher Farbe, ellenlange Pflaster und dicke Pillen wurden nun dem armen Kranken eingeflößt, aufgelegt und beigebracht; vergebens! Joseph Haydn wollte nicht genesen oder erwachen, sondern lag, ohne sich zu regen, fort und fort mit heißflammenden Wangen und fliegendem Athem da und phantasirte selig lächelnd von himmlischen Harmonien und singenden Engeln. Oft mußte er wohl zaubervolle Melodien vernehmen, denn zuweilen riefen seine fieberzuckenden Lippen begeistert: „o, wie wunderbar süß sind diese Klänge! o, wie selig froh ist diese Weise!“ und er brach bei solchen Worten in Thränen des Entzückens aus.

Die schöne Johanna saß stundenlang heiß weinend an dem Lager des Besinnungslosen und rang die feinen Hände in tödtlicher Angst. Auch Doretta schlich zuweilen in's Kämmerlein, sagte aber nie ein mitleidiges Wörtchen, warf einen verzehrenden Blick auf den Kranken, zog die Stirn finster zusammen, kehrte sich um und ging hastig wieder hinaus. Vater Keller wankte trostlos umher, puderte alle Perrücken schlecht, und vergaß seine besten Kunden zu bedienen. „Denkst Du wohl an meine Prophezeiung?“ sagte er dann und wann mit dumpfer Stimme zu seiner ältesten Tochter, „siehst Du, er muß sterben!“ — So kam der gefürchtete neunte Tag heran,

und wirklich änderte sich sofort das Aussehen des Kranken: die Röthe der Wangen und Lippen verschwand und machte einer Leichenfarbe Platz; der Athem wurde leise und stockend; näher und näher rauschte der Flügelschlag des Todes. „Noch diese Nacht beschließt der Arme sein junges Leben, oder ich verdiene nicht des hochgelahrten Aesculaps Jünger zu heißen!" hatte der weise Doctor mit zuversichtlicher Miene gesagt. Johanna hörte diese Worte: kaltes Entsetzen durchbebte sie. Aufgeregt, halb besinnungslos vor Verzweiflung, zitternd vor Schmerz, eilte sie in ihre abgelegene Kammer und warf sich dort vor dem kleinen Marienbilde auf die Knie. Lange rang sie wortlos vor dem Angesichte der gnadenreichen Mutter; endlich aber rief sie laut: „Heilige Himmelskönigin, o, laß den Geliebten genesen! Bedarf es eines Opfers, so nimm mich an! nimm mein blühendes Leben! Heilige Maria, sieh, ich gelobe dir, mich deinem Dienste zu weihen für ewig, eine fromme Klosterjungfrau zu werden, den Schleier zu nehmen als Braut deines Sohnes! Gesegnete Jungfrau, erhöre mich, nimm mein Gelübde an! ach, erbarme dich meines Jammers, schenke Genesung dem Leidenden, rette, o, rette den Sterbenden!"

Und als sie so gebetet im namenlosen Weh ihres gequälten Herzens, erhob sie wieder die Augen: und da war es ihr, als ob die Blumen in dem glänzenden

Krüglein vor dem Marienbilde, die so eben noch verwelkt die Köpfchen gesenkt hatten, wieder frisch erblüht sie strahlend anlächelten. Süße Freude durchströmte ihr kindlich gläubiges Herz. „Maria nimmt mein heiliges Gelübde an!“ jauchzte sie.

„Liebster Vater!“ sagte sie am Abende heimlich und aufgeregt, als sie mit ihm allein war, „wird unser Haydn gesund, dann erfülle ich der seligen Mutter Lieblingswunsch und nehme den Schleier im Kloster der heiligen Ursula. Ich habe es heute vor Gott und der heiligen Jungfrau gelobt!“ Der Angeredete seufzte und lächelte zu gleicher Zeit: „Herzliebstes Töchterlein, Deine Nachgiebigkeit kommt zu spät! Sein Leben ist dahin! der Doctor hat es ja gesagt.“

Aber Joseph Haydn genas, trotz des Doctors, und zwar eben so rasch, als er erkrankt; sein Kinderlächeln und seine glücklichen Augen kamen wieder, und auch allmählich die entschwundenen Kräfte. Wer war wohl glücklicher, als die schöne Johanna? Saß nun der Heimlichgeliebte nicht ganze Tage lang bei ihnen im trauten Stübchen? Durfte sie ihn nicht schwesterlich pflegen und seinen Sessel an's Fenster rücken in den warmen Sonnenschein, oder frische Rosen in seine matten Hände legen? Gehörte ihr nicht jeder Dankesblick der theueren Augen, jedes Freudelächeln des geliebtesten Mundes?

Und wie lauschte sie so stolz, wenn die vielen Boten kamen von all' den vornehmen Männern und Frauen und sorgliche Nachfrage hielten nach dem Wohlbefinden des jungen Haydn? Kam doch der alte Porpora mit dem faltigen dunkelbraunen Antlitze und den großen Glutaugen in eigener Person, um seinen „Birbante“ (so nannte er zuweilen in einem Gemisch von Scherz und Aerger den dienstfertigen jugendlichen Musiker) zu besuchen. Recht weich und mild war er aber, als er den schwachen, bleichen Jüngling sah, der ihm nur mit Mühe die Hand zum Gruße entgegenzustrecken vermochte. Wie liebevoll war sein bedauerndes „poveretto!“ oder gar das innige „mio caro figlio!“ Das fühlte auch der Kranke und erglühte vor Glück, wie ein Lilienblatt im Abendroth.

War er dann mit Johanna allein, so sprach er selig von der hohen Freude seines Herzens, mit solchen Meistern Umgang pflegen zu dürfen, und von seiner geliebten, hochheiligen Musika und von seinen himmelan fliegenden Plänen und Hoffnungen. Dann und wann versuchte er auch wieder zu componiren, und manche reizvolle Sonate, manch frisches frohes Quartett, manch liebliches Liedchen blühte auf in der stillen Krankenstube, unter den blauen Augen der schönen Johanna. Diese aber kämpfte im tiefsten Herzen gar schweren Kampf:

der Geliebte zeigte ihr jetzt so klar und deutlich die reine Zärtlichkeit seiner ganzen Seele; seine Liebe brach hervor aus seinen hellen Augen, schwebte auf dem Hauche seines Mundes, durchbebte alle seine Worte. O wie wand sie da oft im Stillen die Hände! und es war ihr, als müsse sie vernichtet zusammenbrechen unter der Doppellast ihres Glückes und ihres schweren Gelübdes. Sie gedachte der düstern Klostermauern und weinte brennende Thränen ganze Nächte lang. Schmerzlich fühlte sie, wie weit sich allmählich Doretta von ihr entfernte, obgleich sie keinen Grund für diese Entfremdung zu errathen vermochte. Doretta aber sah bleich und finster aus, vermied sichtlich die Schwester, den jungen Hausgenossen, ja selbst ihren Vater, und verschloß sich oft halbe Tage lang in ihr Kämmerlein.

Eines Morgens, als eben die ganze Familie versammelt war, kam ein großes Schreiben an den „Musiker Joseph Haydn" von einem seiner vornehmsten Gönner, vom edlen Grafen Morzin. Es war eine förmliche Ernennung zum Musikdirector der ausgezeichneten Capelle des Grafen.*) „Diese Anstellung soll nur ein

*) Es war dies die erste vorübergehende Anstellung Haydn's; schon im folgenden Jahre 1760 wurde er Capellmeister des Fürsten Esterhazy, mit 400 Gulden Gehalt.

Dankesbeweis sein," schrieb Morzin, „für die schöne Sinfonie in D dur, die mein lieber und geschickter Haydn vor kurzem für meine Capelle componirte."

Haydn faltete die Hände und sagte langsam und tief ergriffen: „o du grundgütiger Gott, wie liebe ich dich! Wie will ich dir danken und dein Lob singen mein Lebelang!" Und dann sanken seine verklärten Augen auf die in Thränen schwimmende Geliebte, und sein Mund hauchte überselig: „Johanna, herzliebes Mädchen, jetzt darf ich Dir alles sagen, jetzt dürfen wir glücklich sein!" — Doretta verließ plötzlich das Zimmer, Johanna aber stürzte vor dem Hochgeliebten nieder, streckte ihre zarten Arme verzweifelnd zum Himmel und rief mit herzzerreißendem Ton: „Joseph! Joseph! wirf Deine süßen Träume von Dir! für uns blüht kein Liebesglück hienieden! wir müssen scheiden, scheiden für diese Erde! Ich habe es der heiligen Mutter gelobt: Ende dieses Jahres nehme ich den Schleier!" Nach diesen Worten sprang sie auf und eilte hinaus; Vater Keller aber umfaßte den halb ohnmächtigen Haydn, drückte ihn mitleidig an seine Brust und erzählte ihm schluchzend das unwiderrufliche Gelübde des zärtlichsten Herzens.

Als Johanna matten Schrittes in ihr Schlafkämmerlein schlich, um sich neue Kraft zu erringen im stillen Gebete zum furchtbar schweren Werke der Entsagung,

hörte sie ein schwaches Geräusch in der Bodenkammer ihres Freundes. Eine seltsame Ahnung durchzuckte sie, ihre ganze Stärke kehrte wieder: sie flog fast unhörbar die Stiegen hinauf und erblickte durch die halboffene Thür ihre Schwester, die eben ein Fenster aufgerissen und sich auf die niedere Brüstung geschwungen, sichtlich in der Absicht, sich hinabzustürzen auf die Straße. Ein Schrei entfloh den Lippen Johanna's, aber in demselben Augenblicke war sie auch mit der Schnelligkeit des Blitzes am Fenster und riß die erschrockene Frevlerin herab.

Wenige Monden später wurde im Kloster der heiligen Ursula eine junge schöne Nonne eingekleidet, die den Namen Maria erhielt, und zwei Tage darauf feierte der Musikdirector Joseph Haydn seine stille Hochzeit mit Doretta Keller.

Der Abschied Haydn's von seiner so innig Geliebten war ein heilig rührender gewesen: als der erschütterte junge Mann der scheidenden frommen Schwärmerin gelobte, aus Liebe zu ihr und um der Liebe willen, die Doretta für ihn fühle, dieser die treue Hand zu reichen; als er auch mit bewegtem Herzen von der Schuld gesprochen, die er durch dieses Bündniß seinem väterlichen Freunde und Hausherrn wenigstens zum Theil abzutragen im Stande sei, küßten sich die Liebenden zum ersten und letzten Male. „Sei treu Deiner hochheiligen Musika!“

schluchzte dann das reizende Mädchen mit brechendem Herzen, „aber vergiß auch meiner nicht, und habe Geduld mit Doretta! Heut über ein Jahr, nicht eher, mein Lieb, komm zu mir an das Sprachgitter! Sage mir kein Wort, sieh mich nur still an, und wenn Du glücklich bist mit Deinem Weibe, so trage ein frisches Sträußlein in der Hand! bist Du's aber nicht, Joseph, lieber, lieber Joseph! nun dann zeige mir die welken Reste dieser weißen, jetzt so schönen Rosenknospe, die ich Dir hier scheidend reiche. Und nun leb wohl, Du Herzgeliebter! Gott und alle Heiligen mögen mit Dir sein!"

Nach Ablauf eines Jahres erschien ein schlanker jugendlicher Mann vor dem Sprachgitter der Ursulinerinnen, leise nach der Schwester Maria fragend. Da wankte eine geknickte zarte Gestalt herbei, da schaute ihn ein marmorbleiches, ach, unendlich müdes verweintes Antlitz an aus dem wallenden Nonnenschleier; Haydn erkannte nur mit Mühe und unter heißen Thränen seine einst so blühende Johanna. Still zog er ein verdorrtes Knösplein hervor, hob es empor und küßte es inbrünstig; da seufzte die kranke Nonne schmerzlich, drückte ihre Stirn an das Gitter und schaute dem Geliebten forschend und tief in die Augen. Da war wohl noch das heitere herrliche Blau, aber die lachende Kinderfreude

war verschwunden, und seine Linien geheimer Sorgen, freilich nur dem Blicke der Liebe bemerkbar, waren um den lieblichen Mund gezeichnet. Und die Schwester Maria schaute lange und unverwandt in das Angesicht des theuren Mannes, und seine Augen gruben sich so fest in ihre Züge, als wollte er nimmer, nimmer von ihnen lassen. Dann aber grüßten sich die beiden liebinnig, lautlos, und haben sich auf Erden nie wieder gesehen. — Eine Woche später begruben sie die junge Nonne.

Ob wohl Haydn, der ewig junge, sternenklare, herrliche Haydn, dessen selige Melodien für unsere Herzen geworden, was die duftenden lachenden Blumen und das Grün des Waldes und Sonnenstrahlen und Frühlingsluft unseren Augen und unserem Leben, ob wohl dieser frohe lebendige Preisgesang auf den gütigen Vater dort oben und seine wunderschöne Welt hier unten, bis an das Ende seines Segens- und Licht-Lebens ein Andenken an diese seine Jugendliebe bewahrte? Ob wohl sein Herz, mitten in der unerquickten Oede einer unglücklichen kinderlosen Ehe, noch gern von Liebe und Geliebtsein träumte?*) — Nehmt die zaubervollen, reizen-

* Im Jahre 1800 starb Doretta Haydn, die jüngere Tochter des Freiherrn Keller. Daß die ältere, von Haydn geliebte in's Kloster gegangen, ist ebenfalls Thatsache.

den „Jahreszeiten" in die Hand; erinnert Euch, daß Joseph Haydn neunundsechzig Jahre alt geworden, als diese strahlende Wunderblüthe seinem Schöpfergeiste entsproß; und labt Eure zweifelnden Seelen an dem morgenfrischen Bilde der süßen, unschuldigen Liebe von Hannchen und Lucas.

Rue Chabannais No. 6.

In der kleinen engen Rue Chabannais' einer der unscheinbarsten Straßen der prächtigen Wunderstadt Paris, liegt ein hohes, etwas finsteres Haus, bezeichnet mit No. 6. Häßliche, langgestreckte, altjüngferliche Gebäude stehen bewachend zu beiden Seiten, und haben auch gegenüber Posto gefaßt, mit hohlen ungewaschenen Fensteraugen unablässig auf das graue Haus mit dem breiten Thorwege schielend; die Bewohner der kleinen Straße betrachten es alle mit einem gewissen Stolze, vermischt mit einer zärtlichen Freundlichkeit, und freuen sich kindisch über jede glänzende Carosse, die ihren raschen Lauf hemmt vor No. 6, so wie über jeden einfachen Fiaker, der seinen leichten Inhalt dort ausladet. Zu allen Tageszeiten aber schlüpfen anmuthige Frauengestalten über die Schwelle des großen, düstern Hauses, und die

Modistin der Rue Chabannais, die so lockend und verführerisch ihre Häubchen, Bänder und Schleier am Eckfenster ihres Magazines prangen und flattern läßt, könnte wohl die wichtigsten Toilettenstudien machen an den vielen verschiedenen Figuren und Figürchen, die so achtlos an ihren ausgebreiteten Schätzen vorüberhuschen. Da sieht man schwere stolze Seidenkleider und einfache schwarze Wollengewänder, prächtige Sammetmantillas und leichte kleine Shawls, nachlässigen und doch auffallenden Putz, ängstlich gewählte, meist helle Anzüge schlanker deutscher Frauen, zierlich coquette, französische Hütchen und englische Dachtraufen. Fast sollte man meinen, ein weiser Gärtner wohnte dort, zu dem alle Blumen hinwandelten, um sich einen guten Rath zu holen für ihr zartes Leben, von der prangendsten Treibhauspflanze an bis zu dem unscheinbarsten Feldblümchen, das um ein Tröpflein Thau bittet.

Allein auch ältere und jüngere Männer, deren Gestalten und Wangen wahrlich nicht an Blüthen und Frühling erinnern, fliegen mit seltsamer Hast in die geheimnißvolle No. 6, und gar verschieden ist der Gesichtsausdruck der Zurückkehrenden. Zuweilen sieht man ein helles Lächeln, strahlende Augen; die meisten aber tragen einen bedeutenden Ernst zur Schau, und die Stirn ist gefaltet in tiefem Sinnen, welche Zeichen jedoch bald

genug, über die Place Louvois in die lebensvolle, glänzende Rue Richelieu hinein, wieder verschwinden. „Vielleicht hat gar eine zweite Lenormand ihren Wohnsitz in dem großen Hause aufgeschlagen, allen Wißbegierigen wunderbare Geheimnisse offenbarend und dunkle Orakelsprüche verkündend!“ — Ach nein; zu solch einer Zauberin schleicht man nur im Schleier der Dämmerung oder im Schatten der Nacht, nimmer am hellen Tage.

Nun? — soll ich Euch das Räthsel des grauen Hauses lösen? — Wollt Ihr mir folgen und mit mir die breiten Steintreppen hinaufsteigen? Wohlan denn! Auf diesen Stufen hat schon mancher leichte Fuß angstvoll gezögert weiter zu schreiten; dieses Treppengeländer hat mache kleine Hand zitternd berührt, und diese weißen Mauern vernahmen manchen bangen Seufzer. Endlich sind drei Treppen erstiegen; laßt uns Athem schöpfen! Vor dieser geschlossenen Thür hat manches junge Herz hörbar geschlagen, das glaubt mir! denn wir stehen vor der Wohnung Manuel Garcia's, des größten Singmeisters unserer Zeit.

Eine der reizenden Feen, deren es heut zu Tage, ich sage es Euch zum Troste, noch viele giebt, die sich aber, vor allem wüsten Lärm und Geschrei der wild empörten Welt, tief in die Blumenkelche verstecken, hat mir auf meine Bitte für ein Stündchen ihren duftigen

Schleier übergeworfen; wir hüllen uns hinein, sind unsichtbar und dringen nun kühn in die Gemächer des Künstlers. Ueber einen kleinen Vorsaal schreitend, öffnen wir rechts behutsam eine Flügelthür, und treten in ein einfaches, halbdunkles Gemach, behaglich und geschmackvoll ausgestattet. Zwei schöne weibliche Büsten fesseln unser Auge: die eine trägt die Unterschrift: Eugenie Garcia, die andere den unsterblichen Namen Marie Malibran. Zwei bekannte Portraits schmücken das Zimmer: das anmuthige freundliche Bildniß der schwedischen Nachtigall und das ernste Antlitz der Pauline Viardot.

Silberklänge dringen voll und mächtig aus dem anstoßenden Cabinet: sie locken uns unwiderstehlich; wir müssen folgen, öffnen leise die Seitenthür, und stehen hier in der eigentlichen Werkstatt des Meisters, in dem wahren Atelier des Künstlers. Die langen, wallenden, rothen Seidenvorhänge sind halb zugezogen, ein rosiges Licht küßt alle Gegenstände; in der Mitte des Zimmers steht ein schönes Piano, Armstühle am Kamine, ein schwellender Divan an der Seite, bestreut mit Notenblättern; der elegante Marmortisch ist beladen mit Büchern, Notenheften, Briefmappen, Papieren aller Art; Notenpulte stehen umher; auf dem zierlichsten, der Sängerin zur Seite, liegt ein aufgeschlagenes Uebungsheft:

„L'école de Garcia, l'art du chant.“ Ein Hauch von Poesie weht durch das Gemach. Garcia sitzt am Piano, seine Schülerin steht in einiger Entfernung von ihm.

Der Maestro ist sehr groß, ungewöhnlich schlank, und von einer wahrhaft fieberischen Lebendigkeit. Sein Angesicht ist schmal und rosenbleich; schwarzes, leicht gelocktes Haar fällt auf seine hohe Stirn. Seine Augen sind dunkel, ruhelos, blitzend und begeistert. Jetzt lauscht er mit gespannter Aufmerksamkeit dem entstehenden, schwellenden Tone, der den Lippen der Sängerin entströmt: im nächsten Moment wirft er ungeduldig das Haupt zurück: ein kurzes Wort der Mahnung, des Tadels fliegt zur Schülerin, zuweilen aber auch ein freundliches Lächeln, seiner Scherz, anmuthig graciöser Scherz, überraschend untermischt mit heftigem Aufspringen, ärgerlichem Fußstampfen, unmuthigem Stirnrunzeln. Wie selten ein Wort des Lobes! Aber ein einziges warmes Lobwort aus dem Munde eines solchen Meisters ist auch ein Sonnenstrahl, der die festverschlossensten Knospen des Eifers und Strebens mit einem Male öffnet.

Wie vorsichtig berührt Garcia das köstliche, ihm anvertraute Gut, die menschliche Stimme! Wie sanft hält er sie in seinen Händen, wie sorgsam bewacht er sie, wie ängstlich ist er bemüht, jenen goldigen, schim-

mernden Jugendschmelz zu bewahren, der ja der höchste Zauber der Stimme ist! Es ist wirklich unmöglich, diesen Blüthenstaub unter Garia's Leitung zu verlieren; was man dagegen auch sagen mag und schon gesagt hat, einen Meister, dessen Methode so naturgemäß ist, kann solch ein Vorwurf nimmer treffen. Und wie streng besteht er auf Ruhepausen in seinen Lehrstunden! O hört doch nur, was er jener Schülerin zuruft, die soeben erwartungsvoll zu ihm aufblickt.

„La fraicheur et la spontanéité sont les qualités les plus précieuses de la voix, mais elles sont aussi les plus fragiles. La voix, qui les perd, ne les retrouve jamais, le timbre en reste fêlé sans retour. Dans les premiers jours, les élèves ne devront pas se livrer à leurs exercices pendant plus de cinq minutes consécutives seulement; les études, ainsi mesurées, pourront se renouveler chaque jour à quatre ou cinq reprises, separées par de grands intervalles. Puis, le temps consacré au travail pourra, en s'augmentant par cinq minutes à la fois, être porté à une demi-heure, limite qu'on ne devra pas dépasser. Au bout de cinq à six mois, on pourra porter jusqu'à quatre le nombre des demi-heures d'exercice, mais on se gardera d'aller au delà; encore

est-il bien entendu qu'elles seront espacées par de grands repos."

Die Sängerin beginnt vom neuem. Ihr Bild steht vor ihren Augen in dem großen Spiegel, der hinter dem Rücken des Meisters hängt; keine Bewegung ihres eigenen Gesichts kann ihr entgehen, jedes Zucken der Augenbrauen, jedes leise Stirnrunzeln, jede unschöne Bewegung des Mundes stellt sich ihr dar. Und keine Miene bleibt ungerügt; denn mit unverwandter Achtsamkeit hängt das durchdringende Auge Garcia's an den Zügen der Singenden. Aber er rückt und richtet nicht etwa die Kinnbacken oder die Lippen, er verwirrt nicht die Begriffe seiner Schülerin durch unverständliche wortreiche Beschreibungen der Mundstellung und Kopfhaltung; er wiederholt ganz einfach die Lehre der alten berühmten italienische Singmeister Tosi und Mancini: „Que tout chanteur doit placer sa bouche comme il a coutume de le faire lorsqu'il sourit naturellement, c'est à dire, de manière que les dents supérieures soient séparées perpendiculairement et médiocrement de celles d'en bas." Ohne an der Haltung des Körpers wie ein Unterofficier zu meistern, sagte Garcia nur streng: „Ayez le corps droit, tranquille, d'aplomb sur les deux jambes, éloigné de tout point d'appui." Die Arme müssen etwas rückwärts

halten werden, „afin de ne pas gêner le jeu de la poitrine.“ — Die Lehrstunde scheint beendet. Mit freundlicher Sorgfalt giebt der Maestro der Schülerin das Geleit, wiederholt noch einmal in gedrängter Kürze den Inhalt des heutigen Unterrichts, ertheilt die Aufgabe für die häuslichen Studien und spricht der zagend Scheidenden mit herzgewinnenden Worten Muth ein.

Doch seht! da öffnet sich von neuem die kaum geschlossene Thür: ein junger, blasser Mann, begleitet von einigen älteren Herren mit weisen Mienen, tritt ein, verbeugt sich linkisch-hochfahrend, und überreicht mit selbstgefälligem Lächeln verschiedene Empfehlungsschreiben, unter welchen Namen wie Meyerbeer, Auber, Spontini prangen. Es ist ein Sänger aus der Provinz: er will sich, berauscht von den Lobpreisungen seiner Tafelfreunde, der Bühne widmen. Der reiche Papa und der noch reichere Onkel geleiten ihn nach Paris: Vetter Meyerbeer schickt ihn zu Garcia, nachdem er ihn vorher von Pontius-Auber zu Pilatus-Spontini gesandt. Wie nachlässig wirft Garcia jene wichtigen Briefe bei Seite, aber wie sorgsam beginnt er die Prüfung des jungen Mannes! Der angehende Kunstjünger hat seine Lieblingsarie mitgebracht, sein Paradestück; Verdi ist sein Abgott unter den Componisten! Das Recitativ beginnt, Garcia begleitet. Die Stimme ist schwach

und doch scharf, schon halb gebrochen, der Ansatz unnatürlich, gepreßt, die entsetzlichste Anstrengung offenbart sich bei jedem Tone; dazu falsche Respiration und undeutliche Aussprache. Der Meister wird immer ungeduldiger: seine Füße fangen an, sich krampfhaft zu bewegen, er beschleunigt das Tempo, in fieberhaft hüpfen seine schlanken Hände über die Tasten, sein Gesicht verändert sich fast bei jedem Tone; immer unruhiger blitzen die Augen; die Zähne pressen sich auf die Lippen; plötzlich springt er auf mit dem halberstickten Rufe: „Assez, Monsieur, assez, je vous prie!“ Erschöpft sinkt er auf einen Sessel; eine qualvolle Pause entsteht. Endlich entwickelt der Meister dem Sänger ruhig und bestimmt die Gründe, welche ihn veranlassen, sein Gesuch zurückzuweisen, trotz aller Empfehlungen Meyerbeer's und Spontini's. Seine Offenheit und Ruhe dem Beleidigten gegenüber ist bewunderungswürdig. Zum Schlusse räth er dem Erstaunten freundlich, wenn er seinen Worten nicht unbedingten Glauben schenke, sich an einen andern Lehrer zu wenden, und verabschiedet den getäuschten Verdi-Anbeter mit feinster Höflichkeit.

O wie häufig entläßt er Schülerinnen, die mit Anmaßung und halbzerstörten Stimmen sich zu ihm drängen und von seiner Hand einige Blumen über ihre Trümmer streuen lassen möchten! Wie unduldsam ist er gegen

musikalische Beschränktheit, gegen Talentlosigkeit und Trägheit! Seine Härte, solchen Erscheinungen gegenüber, hat ihm einen schlimmen Ruf gemacht, seine Heftigkeit vielen Augen bittere Thränen entlockt, aber seine Gerechtigkeit bleibt sich stets gleich. Er wird keinen Augenblick einem Schüler ein Interesse heucheln, das er nicht für ihn fühlt, oder das dieser verwirkte durch eine oder die andere der eben angedeuteten Eigenschaften; unbarmherzig läßt er es fühlen, wie wenig ihm an einem solchen Zöglinge liegt. Mit der einen Hand greift er dann wohl nachlässig einige begleitende Accorde, in der andern hält er ein Buch: eifrig lesend schaut er nicht auf, und nur das eintönige „encore!“ am Schlusse einer Solfeggia beweist, daß das Ohr des Meisters noch wacht.

Je unfertiger, ungemeißelter eine Stimme ihm gebracht wird, desto dankbarer nimmt er sie auf! Wie freudig begiebt er sich dann an seine mühevolle Arbeit, wie unermüdet zeigt er sich, wie sorgsam und gewissenhaft wacht er über dem ihm anvertrauten Schatze! Dagegen befaßt er sich nur ungern mit sogenannten „Reparaturen“ und „letzten Ausschmückungen“, gesteht dies aber nach Künstlerweise ganz unverhohlen; und Sänger und Sängerinnen, die in solcher Absicht des Meisters geheime Werkstatt betreten, werden selten viel Freude erleben in den Lehrstunden Garcia's.

Ach! ich wollte, einige jener deutschen Singlehrer, die jedem ihrer Schüler auf ihre Unfehlbarkeit einen Schwur abzunehmen pflegen, gingen ein Weilchen selbst in die Schule dieses feurigen und doch so besonnenen, kunstbegeisterten Spaniers! Dort müßten sie ruhig und vorurtheilsfrei die „Methode" Garcia's prüfen, eine Methode, die ja nur eine geklärte Wiederholung der gerühmten Lehrweise der alten italienischen Meister ist, die der alte Garcia als schönstes Vermächtniß seinem genialen Sohne hinterlassen, und die eben dieser Sohn so trefflich zusammenfaßt und darlegt in seinem ausgezeichneten Werke: „L'art du chant." Sicher würde mancher dieser ausgeflogenen Vögel ganz unkenntlich zurückkehren, frei und fröhlich zwitschern, lustig und hoch die Schwingen heben und lachend erzählen, wie man in dem großen herrlichen Paris, in der kleinen Rue Chabannais No. 6 sein ellenlanges, fest angewachsenes Zöpfchen schmerzlos verlieren könne. Wäre das nicht herrlich?

Doch still, still! Soeben hat meine holde Beschützerin, leise mahnend, jenen Zauberschleier berührt, der uns umhüllte. Gehorchen wir diesem sanften Gebote! erzürnen wir die Liebliche nicht! trennen wir uns, wenn auch seufzend, von dem anmuthigen Gemache! — „Lieber Meister Garcia, lebe wohl! Herzinnig freuen wir uns, daß wir Dich belauscht: glaub' uns, wir werden noch

oft zurückflattern zu Dir, auch ohne Feenhülfe, im Geiste nämlich, um Dich dankbar und bewundernd anzublicken. Und die goldnen und silbernen Klänge, die Dein Machtwort jungen, frischen Lippen entlockt, werden uns dann überströmen und wiegen, die hellen Tröpflein perlender Rouladen uns neckend und erquickend berühren, süße Träume werden über uns kommen, und so wird das arme geängstigte Herz nicht mehr die unaufgelösten Dissonanzaccorde der Alltagswelt vernehmen!"

Eine Melodie.

„Hör ich' das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang."
Heine.

In der vormaligen Hauptstadt der Normandie, in dem alten ernsten Rouen, das mit seiner imposanten Kathedrale, seinen stolzen Kirchen und schmalen dunklen Straßen den Eindruck macht, als dulde es keine weltlichen Freuden in seinen Mauern, hatte sich im Spätherbst des Jahres 1792 eine muntere Schauspielertruppe niedergelassen. Der Director übernahm das große unheimliche Theatergebäude der Stadt gegen einen ziemlich hohen Preis und gab dort mit seiner Gesellschaft fünf Mal in der Woche Vorstellungen, und zwar führte man ausschließlich Opern auf. Das Orchester war leidlich,

die Truppe mittelmäßig, und so hatten die guten Bewohner Rouen's die Freude, gegen ein geringes Eintrittsgeld die Schöpfungen ihrer berühmten Landsleute Mehul, Lully, d'Alayrac und des großen Belgiers Gretry zu bewundern. Wie viel Thränen flossen aus schönen Augen bei des treuen Blondel's Lied:

„Oh Richard, oh mon rol,
L'univers t'abandonne!"

wie seufzte man bei dem rührenden Gesange Joseph's, wie entzückte die seltsam naturwahre Malerei des Sturmwindes im dritten Acte von Lully's Isis! Und das Duo der beiden Savoyarden in d'Alayrac's Gulistan wurde bald zur entschiedenen Lieblingspièce des damals sehr dankbaren Publicums.

An einem regnerischen Octoberabend, dessen kalte Schauer an den nicht allzufernen Winter mahnten, stand ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren mit der Miene eines eifrig Lauschenden auf einer kleinen schmalen Treppe, die von den Schauspielern als Eingang benutzt wurde, und an deren Ende sich eine niedrige Thür befand, die in das Zimmer hinter der Bühne führte. Seine Kleidung war leicht, fast ärmlich, doch die Gestalt vornehm, schlank und von eleganter Haltung. Die schlechte Laterne, die man neben der Thür befestigt hatte, warf ihr unsicheres Licht auf ein junges frisches Gesicht

und spiegelte sich in glänzend braunen heiteren Augen wieder. Auf der Stirn des Jünglings aber lag mehr als Jugend und Heiterkeit; da lag eine morgenröthliche Verkündigung des herrlichsten Sonnenscheins, jene unbeschreibliche Verklärung des Genies; auffallend licht und frei war diese Stirn, von der das braune Haar weit zurückgestrichen war. Man gab d'Allayrac's Gulistan, und vernehmlich, wenn auch gedämpft, drang jeder Ton zu dem einsamen Lauscher.

„Jetzt muß das Duett der beiden Savoyarden sich einleiten," murmelte er vor sich hin, „richtig, da ist schon die Introduction, noch zwei Tacte und die Stimmen setzen ein! Ach! wer doch Geld, viel Geld hätte, um dergleichen allabendlich so recht in der Nähe hören und sehen zu können."

Und ein leiser Seufzer entschlüpfte den hübschen frischen Lippen, aber er lauschte weiter, denn sanfte anmuthige Stimmen schwebten zu ihm hin. Plötzlich hörte er einen Fall und Schrei, und gleich darauf stieß man die Thür so heftig auf, daß der junge Mann vor Schreck und Schmerz einige Stufen zurücktaumelte.

„Was wollen Sie hier?" herrschte ihn eine unfreundliche Stimme an, „holen Sie lieber einen starken Träger, der uns die kleine Marion nach Hause schleppt; sie ist eben in eine Versenkung gefallen und hat sich den

Fuß verletzt. Die Oper muß aber zu Ende gespielt werden, auch ohne den zweiten Savoyarden; von uns hat keiner Zeit, sich um das Mädchen zu bekümmern."

„Ich will sie selbst tragen," sagte der junge Mensch.

„Nun, dann rasch hinein!" lautete die mürrische Antwort. Der Jüngling folgte der Aufforderung und befand sich bald in einem großen düstern, matt erleuchteten Zimmer dicht hinter der Bühne, wo auf einem schlechten gebrechlichen Sessel ein junges Mädchen in der Kleidung eines Savoyardenknaben lag. Vor ihr kniete eine verwachsene alte Frau, die eben einen Kinderfuß von merkwürdiger Weiße und Zartheit verband.

„Mademoiselle Marion, nehmen Sie sich zusammen, da ist jemand, der Sie nach Hause tragen wird, und die alte Luison soll ihm den Weg zeigen und mitgehen," sagte der Unfreundliche.

Der junge Mann näherte sich nun dem Sessel mit fast ritterlicher Galanterie und verbeugte sich wie vor einer Prinzessin. Als er aufsah, hatte sich ein von kurzen dunklen Locken eingefaßtes Antlitz ihm zugewandt, ein Antlitz von so bezaubernder, wenn gleich noch kindlicher Schönheit, Augen von so süßem Ausdruck und reinem Blau, daß er unwillkürlich diese Reize mit einem vollen Lächeln des Entzückens begrüßte. Sein Lächeln leuchtete wieder: die lieblichsten Lippen gaben es zurück.

„Sie hat sich nicht weh gethan," sagte die alte Frau, „nur den Fuß versprungen. Morgen wird alles wieder gut sein, aber jetzt rasch nach Hause."

Sie warf nach diesen Worten einen schwarzen verhüllenden Mantel um die zierliche Gestalt Marion's, und Adrian, so hieß der junge Mann, nahm das Mädchen in seine Arme, so leicht und sorglich wie ein Vater sein Kind, die alte Frau trippelte hustend mit einer Laterne voraus, und so zog die kleine Caravane durch einige Straßen Rouen's.

Es hatte aufgehört zu regnen, aber es war kalt. Marion sprach nicht, sie schmiegte sich vertrauensvoll an ihren Schützer und ihr reiner Athem säuselte ruhig und gleichmäßig an der Wange Adrian's vorüber, und ihre Locken wehten über seine Stirn. Er ging dahin wie im Traume, so langsam, daß die Alte oft fragte: „Sie wird Euch wohl zu schwer?" — „O nein!" antwortete er dann rasch und feurig.

Bald blieb die Frau vor einem schmalen Häuschen stehen und sagte: „Hier wohnt Marion's Muhme." Adrian schreckte zusammen, aber die Treppe hinauf durfte er sie noch tragen. Ein ältliches, gutmüthig blickendes Frauenzimmer stürzte mit allen Zeichen einer schmerzlichen Ueberraschung herbei und nahm schluchzend und küssend das junge Mädchen aus Adrian's Armen.

„Darf ich morgen fragen, ob Mademoiselle sich wohler befindet?“ fragte der Jüngling und zögerte zu gehen.

„Gewiß!“ lachte schelmisch Marion. „Ich danke Euch herzlich für Eure Dienste und bitte mir Euren Namen zu sagen.“

„Adrian Boieldieu, ältester Sohn des Secretairs seiner Eminenz des Cardinals de Laroche Foucauld.“

„Boieldieu! seltsamer Name!“

„Desto weniger werdet Ihr ihn vergessen!“

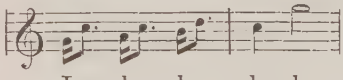
„Kann sein!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Dieser eigenthümlichen Scene folgte eine kleine Idylle von fast rührender Art. Die beiden frischen, heitern, schönen Kinder sahen sich wieder, sahen sich oft und liebten sich. Ihre Zärtlichkeit war so tief und innig, daß beide den Gedanken an eine Trennung bald nicht mehr zu fassen vermochten. Marion war ein elternloses verlassenes Geschöpf von kaum sechszehn Jahren, deren einziger Reichthum eine seltsame Anmuth und Grazie und eine wunderliebliche Stimme war. Durch welchen Zufall sie in die Hände des Schauspieldirectors gerathen, wußte sie nicht, überhaupt hatte sie von ihrer Kindheit nur eine Erinnerung, ein kleines, wehmüthig

süßes Lied, eine alte schottische Melodie, die ihr einst, wie sie behauptete, eine schöne blonde blasse Frau, die sie Mutter genannt, vorgesungen. Adrian konnte die Melodie nicht oft genug hören, sie hatte einen ganz unbeschreiblichen Reiz für ihn, und er bat sie bei jeder Zusammenkunft um das liebe, liebe:



denn Worte wußte sie nicht dazu. Dann schloß er die Augen oder legte sein hübsches Gesicht in die Hand und sah aus, als träume er von allerlei herrlichen Dingen, und zuweilen summte er leise mit. Sie sahen sich aber nur in den Proben, Marion und Adrian: dort unter gemalten Bäumen und ölgetränktem Monde, auf hölzernen Rosenbänken zwischen Stricken, Laternen, zerrissenen Coulissen und altem Gerüll, erwuchs die holde Blume ihrer schuldlosen Liebe und ihr Glanz verklärte die ganze armselige und wirre Umgebung. Sie brauchten keinen Nachtigallengesang und kein Quellengerieſel, um ihre Zärtlichkeit poetisch zu finden; in ihren eigenen jungen Herzen rieselte die Quelle frischester Poesie und ihre glückliche sorglose Liebe sang nur Lerchenlieder und verstand nicht Schwermuth und sanfte Klage.

Man hatte dem jungen Manne auf Marion's Bitten den Zutritt in den Proben gestattet; „er weiß so viel von der Musik," sagte sie zu dem Director, dessen Liebling sie war, „und hat jeden Abend Stunde bei dem Organisten Broche. Alle meine Rollen kann er mir vorsingen und merkt sofort, wenn der unausstehliche Monsieur Careaux einen falschen Ton auf seiner Geige spielt, oder der alte Martin zu früh mit seinem Fagot einsetzt. Gewiß wird er einst ein großer Musiker!"

In Folge dieser Lobreden erlaubte der Director, der zugleich der Musikdirigent seiner Truppe war, daß der junge Boieldieu in den Proben zuweilen eine Ouverture dirigirte, oder einen Act, und das ging dann immer wunderbar feurig, und die alten Musiker lachten vor Freude und erstaunten über ihre eigenen Leistungen. Adrian war glückselig bei solchen Versuchen. „Siehst Du," sagte er zu Marion, die stolz und strahlend unter seiner Leitung ihre kleinen Partien sang, „ich fange jetzt an, die Flügel zu regen zu höherm Fluge, ich versuche mich; aber ich muß auch ein rechter Musiker werden und nicht blos ein Musikant, nein, ich muß auch schaffen und viel schaffen. Ich will Opern schreiben, und die mußt Du singen, und dann fliegen unsere Namen vereint durch die Welt!"

„Und dann werden wir reich sein und schöne Kleider tragen und immer fahren und ein prächtiges Haus haben," malte Marion weiter.

„Und wir leben in Paris und Mehul kommt zu uns und der herrliche Gretry. Sie werden mir die Hand drücken und freundlich zu mir sprechen!"

„Aber sie werden auch die kleine niedliche Frau bewundern und aller Welt erzählen, wie sehr wir uns lieben und wie glücklich Adrian und Marion mit einander sind."

Und Adrian küßte lachend die zierlichen Hände der reizenden Prophetin.

Der liebliche Traum verflog bald genug, das fröhliche Spiel nahm ein trauriges Ende. Der alte mürrische Organist Broche, der Musiklehrer des jungen Boieldieu, erfuhr durch einen Zufall die Nebenbeschäftigungen und Studien seines Schülers. Wüthend stürzte er zum Vater Adrian's und entdeckte ihm die „saubern Streiche" seines Sohnes. „Ich habe von jeher behauptet, daß aus ihm nichts würde, da sehet nun die Erfüllung meiner Worte! Der Junge ist ein eitler, talentloser Taugenichts!"

Adrian wurde nun inmitten seiner Dirigententhätigkeit überrascht, davon geführt, streng bewacht, und als man ihm nach acht Tagen die Freiheit schenkte, war die Truppe „höherem Befehle" zufolge abgereist und

spurlos verschwunden. Tief fühlte Boieldieu den Schmerz des Verlustes seiner lieben Marion, aber er erkrankte nicht an diesem Leide, seine Natur war eine zu kräftige, üppig treibende, sie besiegte sein Weh. Mit einer Art von froher Verzweiflung warf er sich wieder ganz seiner geliebten Musik in die Arme, spielte, componirte, studirte mit einem ungeheuren Eifer und las oft bis tief in die Nacht hinein ausgezeichnete theoretische Werke über Operncomposition. Sein Hauptgedanke war nun einmal, eine Oper zu componiren und mit ihr nach Paris zu wandern. Paris war das Ziel seiner Sehnsucht, in dies brausende Meer des reichsten Lebens versenkten sich alle seine Wünsche. Ein alter, in Rouen lebender Gelegenheitsdichter schenkte dem jungen Manne, dessen liebenswürdigen Bitten er nicht widerstand, einen sehr mittelmäßigen, flüchtig gearbeiteten Operntext, den Adrian aber bezaubernd fand und sofort in Musik setzte.

Unter diesen Studien, Arbeiten und Hoffnungen waren zwei Jahre verflossen, da wanderte eines Morgens im September Adrian Boieldieu, die Partitur seines Werkes unter dem Arme und 30 Francs in der Tasche, dem Ziele seiner Gedanken entgegen: er ging nach Paris.

Angekommen in der zauberhaften Riesenstadt, schlugen aber alsbald die Wellen des gewaltigen Lebens über dem Haupte des jungen unerfahrenen Mannes zusammen

und raubten ihm fast die Besinnung. Glücklicher Weise trug ihn eine mitleidige Woge in das Haus des alten berühmten Instrumentenbauers Erard. Hier in dem Salon des kunstsinnigen, gastfreien Hauses durfte Adrian auf den kostbarsten Pianos spielen und, was noch mehr beseligte, spielen hören, denn Erard sah alle Künstler von Bedeutung bei sich. Boieldieu's Spiel erregte aber gar bald die Aufmerksamkeit aller Hörer, weniger durch die Bravour, als durch die bezaubernde Art seines Vortrags, und unter diesen Hörern waren Kenner, wie Rode und Garat.

Trotzdem fühlte der junge Mann allzugut, daß ihm noch sehr viel fehle, um aus seinem Talente eine Erwerbsquelle machen zu können in diesem an Künstlern so reichen und durch sie so sehr verwöhnten Paris. Er wandte sich also zu seiner Lieblingsbeschäftigung, zur Composition zurück, und versuchte nebenbei seinen Unterhalt durch Clavierstimmen zu erwerben. Das war freilich ein hartes, trockenes Brod, er aß es auch wohl mit Thränen, aber seine unüberwindliche Heiterkeit, dieser Grundzug seines Charakters, und die seltene Elasticität seines ganzen Wesens richteten ihn immer wieder auf.

An einem trüben und rauhen Februarnachmittage — Boieldieu war fast sechs Monate schon in Paris — kam er müde und erfroren in sein kaltes Dachkämmerchen

zurück, als er daselbst eine Notiz von Erard vorfand, in welcher dieser ihn sofort in die Rue Richelieu beschied, woselbst man in dem Hause No. 30 im zweiten Stock einen geschickten Stimmer verlangt hatte. Der junge Mann machte sich augenblicklich auf den Weg. Er fand das Haus, man führte ihn in einen kleinen, aber äußerst reich und geschmackvoll decorirten Salon, in dessen Mitte ein schönes Piano stand. Das Feuer flackerte lustig im Kamin, die Vorhänge waren geschlossen, eine Lampe leuchtete von der Decke herab, ein Blumenflor der manichfaltigsten Art zog sich, reizend arrangirt, an den Wänden hin. Adrian fühlte ein unbeschreibliches Wohlbehagen und eine süße Wärme sein ganzes Wesen durchdringen, es war ihm als müsse er hier ruhen und träumen. Und er vergaß auch warum er hergekommen, setzte sich an das Piano und spielte, zuerst voll und rauschend, dann leiser, und endlich kam er, er wußte selbst nicht wie, in den warmen kurzen Traum seiner ersten rosigen Liebe: das alte schottische Liedchen schlich langsam und weich über die Tasten. Da hob sich eine Portière von violettem Sammt: ein junges Weib erschien auf der Schwelle und eine wunderschöne Stimme wiederholte zitternd, zweifelnd, ahnend den Refrain: „la — à — la à — la — la!“ — Marion stürzte dem Träumer in die Arme. Ja, ja, dies bezaubernd hübsche Geschöpf im rosa

Seidenkleide, mit den üppigen Formen und blitzenden Augen war das kleine Mädchen der Schauspielertruppe von Rouen.

„Ach, sei nur nicht böse, Adrian," sagte sie nach einer Pause mit hinreißender Naivetät, „ich bin verheirathet und heiße jetzt Madame St. Aubin. Alle sagten, daß ich auf Dich doch nicht warten könne, nicht warten dürfe, ich würde alt und häßlich darüber werden. Ich habe viel deshalb geweint, aber es half nichts. Nun bin ich schon seit einem Jahre engagirte Sängerin der Opéra comique, gefalle den Parisern und sie gefallen mir auch. St. Aubin ist gut, ich sehe ihn oft wochenlang nicht, er reist viel."

Adrian sah schmerzlich lächelnd der jungen Frau in's Gesicht und schwieg. „Glaube mir nur," fuhr sie anmuthig schmeichelnd fort, „ich habe viel, ach sehr viel an Dich gedacht, und weiß gar gut, daß es tausend Mal schöner sein würde, wenn ich Dir angehörte. Weißt Du noch, wie herrlich wir oft träumten?"

Und Adrian schien sich dessen zu erinnern, denn er zog die Geliebte heftig an sich und verbarg sein erblaßtes Gesicht an ihrem Halse.

Etwa vier Monate später führte man in der Opéra comique eine Operette auf, von einem gewissen Adrian Boieldieu: „la dot de Suzette". Die gefeierte, unendlich

beliebte Madame St. Aubin hatte die Hauptrolle übernommen. Die kleine Oper hatte einen außerordentlichen Erfolg, die blasirten Pariser waren electrisirt von dieser frischen, lieblichen Musik, von diesem Reichthum origineller Gedanken. Aber wie spielte, wie sang auch die St. Aubin! Ihr Name vereint mit dem des Componisten, schwebte von tausend Lippen; beide wurden stürmisch gerufen.

Nach der Oper war ein kleines Souper bei Marion. „Siehst Du," sagte sie mit ausgelassener Fröhlichkeit, als Adrian strahlend bei ihr eintrat, „einer Deiner ehemaligen Wünsche fand schon Erfüllung: ich habe Deine Melodien gesungen und laut und freudig nannte man unsere Namen. Ob aber Gretry und Mehul in Folge dessen zu uns kommen werden, bezweifle ich, armer Freund. Da ist aber einer, der sich sehr auf Dich freut und mich eben um die Erlaubniß bat, Dir die Hand drücken zu dürfen; er nennt sich Monsieur Cherubini."

Und ein schlanker, schöner Mann von 32 Jahren trat heran und schloß mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit den freudetrunkenen Componisten in die Arme.

Viele Jahre waren vorübergerollt; der Name Boieldieu gehörte schon zu den glänzenden Sternen am musikalischen Himmel Frankreichs. Der grazieuse, geistreiche „Chalif von Bagdad", der „neue Gutsher", das „Roth-

täppchen" und andere Werke hatten seinen unsterblichen Ruhm gegründet. Der geniale Componist wurde zuerst an dem Pariser Conservatorium als Professor des Pianoforte-spiels angestellt, folgte aber später einem ehrenvollen Rufe als kaiserlicher Capellmeister nach Petersburg. Im Jahre 1811 kehrte er jedoch nach Paris zurück; seine Gesundheit ertrug das rauhe Klima des Nordens nicht. Er brachte viele neue Schöpfungen mit, zum Entzücken seiner Freunde, prächtige Militärmusiken und die Chöre zu Racine's „Athalia", und in der Freude seines Herzens, nun wieder in der Heimath zu sein, begann und vollendete er gleich nach seiner Rückkehr den köstlich frohen „Jean de Paris".

Trotzdem trübte sich der Himmel über ihm. Der Name des jungen Rossini wurde in Frankreich immer lauter und enthusiastischer genannt und seine Opern mit Jubel aufgenommen. Boieldieu sah sich in den Hintergrund gedrängt, selbst „Jean de Paris" hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sein Herz wurde muthlos, sein Körper krank; verzweifelte Anstrengungen zu neuen Arbeiten brachten nur geringe Resultate hervor. Adrian Boieldieu brauchte jetzt Sonnenschein, vollen, heißen Sonnenschein, sonst verkümmerte die Knospe seines Schaffens. Aber *woher* sollte ihm die Sonne leuchten? Marion war schon vor seiner Abreise nach Petersburg verschwunden;

man erzählte sich lachend, daß ihr eigener Mann sie entführt; und Adrian's Freunde konnten augenblicklich nichts Erhebliches für ihn thun. So verlebte er ohne eine eigentliche Anstellung vier schwere Jahre; Körper und Geist ermatteten immer mehr; eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich des sonst so lebensfrohen Mannes. Die Aerzte schickten ihn nach Italien; zärtliche Freundessorge bahnte ihm den Weg dahin: aus eigenen Mitteln hätte er diese kostspielige Reise nicht zu bestreiten vermocht. Lange hielt er es aber nicht aus fern von seinem Paris, fern von seinem schwärmerisch geliebten Cherubini; er raffte seine letzten Kräfte zusammen und trat den Rückweg an. Allein in Brüssel erlag der erschöpfte Körper, Adrian Boieldieu erkrankte schwer. Man brachte ihn aus dem geräuschvollen Gasthofe in ein einsames Nebengebäude, und alle Kunstnotabilitäten der Stadt interessirten sich auf das Lebhafteste für den leidenden Musiker; des Nachfragens und Bedauerns war kein Ende und jeder wollte zu seiner Unterstützung, Erquickung und Bequemlichkeit seinen Theil beitragen. Davon wußte freilich der Kranke nichts; er lag in lachenden Fieberphantasien und träumte von Lorbeerkränzen und ewigem Ruhm.

Da — es war die neunte Nacht seiner Krankheit und der Wärter eben fest eingeschlafen, das Nachtlicht

brannte trübe und unruhig — richtete sich der Kranke plötzlich auf und blickte um sich. Es war ihm, als tönte eine alte Erinnerung in sein Traumsein: er horchte. Nein, es war keine Täuschung: es sang jemand, dicht in der Nebenstube, die Stimme klang müde, gebrochen, aber dennoch lieb, o so lieb und bekannt. Und das Lied? Nun, es war die alte, süße, schottische Melodie der kleinen reizenden Marion. Und er sah sie ja deutlich, diese Marion, sie gaukelte vor ihm auf und nieder in all' ihrer Schönheit, im vollsten Glanze ihrer Jugend, Liebe und Anmuth. Sie lächelte, winkte ihm und sang, und da mußte er, er konnte nicht anders, leise einstimmen in den Refrain: „la à — la à — la la!" Aber da drang ein schwacher Schrei aus dem Nebenzimmer, ein Schrei voll Jubel und Leid: dann wurde es still, schauerlich still drüben. — Als der Wärter gegen Morgen erwachte, fand er seinen Kranken in tiefer Ohnmacht.

So lag er viele Stunden; er hörte nicht, wie der Arzt kam, wie man sich um ihn beschäftigte und sorgte und nebenbei erzählte, daß in dieser Nacht im Nebenstübchen die berühmte ehemalige Sängerin der Opéra comique, Madame St. Aubin, gestorben sei.

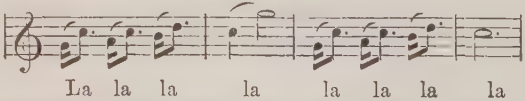
„Das ist eine Wohlthat für dies arme Wesen," sagte der Arzt; „seitdem sie ihre Stimme verloren, in

Folge dessen ihr Mann sie ja verließ, führte sie doch nur ein elendes Leben und wurde blos aus Mitleid von der Theaterdirection zuweilen verwendet und erhalten. Sie lebte in ihren Erinnerungen, und war abgenutzt, völlig verbraucht und überflüssig." — So lautete die Leichenrede für eine der hochgefeiertsten, reizendsten Sängerinnen ihrer Zeit.

Acht Tage später war Adrian Boieldieu außer Gefahr, und mit diesem Gefühl der Genesung zugleich traf ein Brief aus Paris ein, der die Nachricht vom Tode Mehul's und zugleich den Antrag enthielt, dessen ehrenvolle und einträgliche Stellung am Pariser Conservatorium einzunehmen. Da war endlich der ersehnte Sonnenschein, und unter seinem belebenden Einflusse kräftigte sich Boieldieu's Körper und Geist, es trieb und regte sich gewaltig in ihm.

Er reiste nach Paris, wurde mit Jubel empfangen von seinen Freunden, dem edlen Cherubini an der Spitze, und in seine neue Stellung feierlich eingeführt. Ob Adrian Boieldieu Marion's Tod erfahren? Niemand weiß es, er hat ihren Namen nie mehr genannt. Aber ein Denkmal setzte er der Geliebten, ein kostbares Denkmal auf dem Grundsteine jenes einfachen, lieben Liedchens, das Marion so zierlich trällerte; das unvergängliche Monument heißt: „la dame blanche".

Welchen Enthusiasmus dies Meisterwerk nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Musikwelt erregte, ist bekannt; Boieldieu ist durch dasselbe in die Reihe der größten Meister getreten. Die reiche Schöpfung blieb auch der Herzensliebling des Componisten selbst und sein letztes bedeutendes Werk. In seiner Todesstunde, am 9. October 1834, schien er sich noch mit ihr zu beschäftigen, denn man hörte ihn ganz leise die alte schottische Melodie anstimmen, die für sein Herz und seinen Ruhm so bedeutsam geworden, und seine Lippen lächelten dazu. Alle die Getreuen, die sein Sterbelager umstanden, hörten aber in demselben Augenblicke wie ein wundersüßes fernes Echo den wunderlieblichen Refrain:



Der Tod der ersten Nachtigall.

In jener seligen, längst entschwundenen Zeit, wo die Erde Paradies genannt wurde und in üppiger unentweihter Herrlichkeit prangte, — eine Herrlichkeit, die uns nur dunkle, aber berauschende Sagen schildern — durchzog ein Schwan die Fluten eines reizenden See's. Die scheidende Sonne streute Goldfunken auf den Wasserspiegel und tauchte die Gefieder des stolzen Vogels in blendendes Licht. Damals aber konnten die Schwäne singen; der liebe Gott hatte ihnen eine Stimme gegeben, voll, mächtig, erschütternd, und das Morgen- und Abendlied eines Schwanes war eine entzückende Andachtshymne

für die ganze Natur. Und so sang auch der glänzendste, stolzeste aller Schwäne, von dem ich Euch jetzt erzählen will: die Wellen erzitterten in Wonne, die Sonne zögerte von hinnen zu gehen, des Mondes bleiches Angesicht aber erhellte sich immer mehr, auch einzelne Sternlein lauschten selig diesen unendlich bezaubernden Tönen. Verklärt blickten die Blumenaugen darein, die Bäume rauschten in herzinniger Lust, und die Engel, die damals noch jeden Abend leuchtend das Paradies durchzogen, jedes Geschöpf Gottes anzuhauchen, damit es erquickenden Schlummer fände, schauten den Sänger an mit himmlisch lieben Augen. Dieser aber verstummte allmählich; stolze Freude wogte in seiner Brust, und hochmüthig triumphirend rief er aus: „Wessen Stimme ist wohl herrlicher, entzückender als die meine? Ich, ich allein bin der Gott im Reiche des Gesanges! Wer vermag sich zu messen mit mir?" — Tiefe Stille folgte diesem Rufe; die Engelaugen aber trübten sich und ihre lichten Gestalten schwebten vorüber wie stille Seufzer. Die Blumen senkten die Köpfchen und flüsterten leise mit einander, unmuthig schüttelten die Bäume ihre Wipfel. Den Schwan, umgeben von schmachtenden bleichen Wasserrosen, kümmerte das nicht: er senkte das Haupt und schlummerte ein.

Da bebten plötzlich wehmuthsvolle, unnennbar süße

Klänge durch die Luft und drangen in die Träume aller Blumen, vor allem aber tief, tief in die Brust des ruhenden Sängers der Fluten. Er vermochte nicht aufzublicken, eine nie gefühlte, schmerzliche Wonne drückte ihm mit sanfter Gewalt die Augen zu. Die Töne wurden lauter, das Singen mächtiger, es war eine Stimme, wie sie der Schwan noch nie, nie vernommen, bald laut jauchzend in sehnsuchtsvoller Lust, bald klagend und schmerzbebend, daß das stolze Herz des Lauschenden erzitterte. Wie selig und doch qualvoll war diese Nacht für den ruhelosen Flutenkönig! Mit dem ersten Morgenstrahle verstummten aber die Zauberklänge: der Schwan schaute suchend umher: die Blumenaugen standen in Thränen, die Vögel priesen mit Freudengeschrei die himmlische Nachtsängerin, sogar die ernsten Bäume waren in süßes Erinnern verloren. Zum ersten Male ertönte ungehört das Morgenlied des Schwanes. Da zog Zorn, Schmerz, Neid und Haß in sein wildes Herz; er schwamm dem Ufer zu, von welchem in der verwichenen Nacht die Töne herübergeschwebt, und forschte nach der zauberischen Sängerin. Vergebens, kein Vogel, keine Blume vermochte es ihm zu sagen.

Da erblickte er einen blühenden Rosenbusch, bethaut von hellen Thränen. „Sage mir, Du schöne Blumenkönigin," fragte er die Rose, „hast Du auch geträumt in

dieser letzten Nacht von himmlisch süßen Klängen? Und kennst Du die Brust, aus der diese Wunderquelle strömte?" — „Ich kenne sie," flüsterte die Rose und erglühte heller: „die Nachtigall sang, die gesegnetste, reinste aller Sängerinnen, sie, die strahlende Königin der Tonwelt, sie, die ich liebe wie die Sonne." — „Ach, ich singe ihr Lob mit Dir, Du Reizende!" antwortete der Schwan, „aber mein Herz brennt vor Verlangen, sie zu sehen, sie zu küssen; König und Königin müssen sich ja lieben, süße Rose. O, verkünde Du mit Deinen holden Lippen der Herrlichen, daß ich sie liebe, daß ich sie erwarte diese Nacht auf krystallenen Fluten, auf kühlen Wellen, die der Mond küßt; Lotosblumen werden ihr entgegenduften, an des Königs Brust soll sie ruhen, und selig vereint ziehen dann unsere Stimmen hinaus in die träumende Welt." — Die Rose neigte tiefer das liebliche Haupt: „O, daß sie nicht folgte dem lockenden Rufe!" hauchte sie, „mir ahnt Leid und Weh."

Und die Nacht blickte mit tausend strahlenden Liebesaugen auf all' die unzähligen Reize der wunderschönen Erde; der Schwan wiegte sich blendender, königlicher denn je auf den goldig schimmernden Fluten; seine wildbewegte Brust wogte, dunkel und unheimlich leuchteten seine Augen. Ein warmer Dufthauch, ein Engelslächeln ging durch die ganze Natur; da tönte es wie sanften

Flügelschlag, und an das Herz des Schwans sank die Nachtigall, die Königin des Gesanges. Verwundert schaute der König auf sie herab: wie einfach war das graue Gewand, das sie trug, wie klein und zart ihre Gestalt; aber ihre Augen leuchteten wie zwei demantene Thränen, ein zauberisches Gemisch von feurig seliger Lust und tiefem endlosen Leide. Als sie ihn nun anblickte und, leise die Schwingen bewegend, in ihrer himmlischen Tonsprache zu ihm redete, da erwachte der alte böse Feind, Neid genannt, wieder mächtig in des Schwanes Brust: er erfaßte die Flatternde und zog sie hinab tief in die kalten mitleidslosen Wellen. Ein einziger herzzerschneidender Klagelaut ertönte, und stille, schauerlich stille war's über dem Wasser.

Die Leiche der Königin lag am andern Morgen am Ufer, im Schatten des treuen Rosenstrauchs, der alle seine rothen Blätter über sie gestreut hatte und das düstere Geheimniß ihres Todes mitnahm in's Grab. Zu dem stolzen Schwan aber trat ein Engel mit ernstem Blicke und sprach: „Dir und Deinem Geschlechte sei von dieser Stunde an die göttliche Gabe des Gesanges genommen für alle Zeit!"

Und das Wort des Engels ging in Erfüllung. Die Nachtigallen wohnen stets an einsamen Wassern und beweinen singend ihre erste holde Königin; die

schönen glänzenden Flutenkönige aber, die Schwäne, hören allnächtlich diesen Klagegesang und träumen von ihrem verlorenen Paradiese, wie wir armen Menschenkinder auch; doch nur in ihrer Todesstunde erfüllt sich das dunkle mächtige Verlangen ihrer Brust: die milde Segenshand des lieben ewigen Vaters da droben löst dann das Band ihrer Zunge, und wonnetrunken hauchen sie ihr stilles Leben aus in leisen, wundersüßen Klängen.

Ach, auch unserem wundgedrückten, getäuschten Herzen geht ja in dem letzten bangen Erdenstündlein Paradiesseligkeit auf: alle Fesseln fallen, die Seele jauchzt, blendender Lichtglanz strömt in unsere Augen, Himmelsmelodien dringen in unser Ohr, die bebenden Lippen versuchen sie nachzuhauchen, diese bezaubernden Gesänge, — so gehen wir ein in unser verlorenes heißersehntes Eden; — die Menschen aber nennen diese letzte tönende Verklärung Schwanengesang.

Eine Sylvesternacht.

„Auf Erden
Wird Mancher schon in seiner Jugend Greis
Und stirbt, eh' noch des Mannes Alter naht,
Nicht von der Wuth des blut'gen Kriegs getödtet.
. . . . . .
Dem Einen welkt, dem Andern bricht das Herz,
Und letzt'res ist ein Uebel, das noch mehr
Dahinrafft, als im Buch des Schicksals stehen,
Weil's vielerlei Gestalt und Namen trägt."

Byron.

Für ein Herz, das irgend einen heimlichen Schmerz mit sich herumträgt, für eine Seele, die viel erlitten und erfolglos gekämpft, für einen Menschen, der einsam dasteht, gleichviel ob verschuldet oder nicht, ist gewiß der letzte Abend des Jahres der schwerste. Wir bringen die eigenthümliche Sylvesterstimmung, die sich mit keiner andern vergleichen läßt, aus unserer

Kindheit mit herüber, und das Andenken an die lieben grauen Locken des Vaters, und die sanften Augen der Mutter ist unzertrennlich vom Schlage der bedeutsamen zwölften Stunde. Aber mit diesen rührenden Bildern steigen auch zugleich die Erinnerungen an das Weh unseres ganzen vergangenen Lebens auf; alle gestorbenen Hoffnungen regen sich schmerzhaft zuckend in ihrem Grabe, alle unerfüllten Wünsche fordern laut und ungestüm Gewährung, längst vertrocknete Thränen fließen, längst vernarbte Wunden bluten wieder. Ein unerklärlicher Schauer durchbebt uns an der Schwelle des neuen Jahres, ein Schauer, der nicht zögert, uns im strahlenden Ballsaal, wie im traulichsten Kreise zu berühren; ein Hauch aus jener verhüllten Welt der Geister, für deren Mahnungen wir empfänglicher sind am Sylvesterabend, als sonst in irgend einer Stunde des Jahres.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, die einen armen einsamen Musiker beschäftigten, der am letzten Abend des Jahres 1850 an seinem Schreibtisch saß; wenigstens schien jener Hauch, von dem wir eben redeten, erkaltend über seine Stirn und Wangen gezogen zu sein: sie waren so bleich und die Augen starrten wie erschreckt in die Leere. Arm nannte ich ihn, denn er war eben ein deutscher Operncomponist, hatte keine reichen Verwandten und keine hohen Gönner, ver-

stand es nicht, einem Theaterdirector zu schmeicheln und zweifelte an der Nothwendigkeit, gewissen musikalischen Recensenten demüthig den Hof zu machen. An dem Beifall des Publicums, so laut und herzlich er auch immer war, sättigte sich zwar sein Herz, damit mußte er sich aber auch begnügen. Wie vielen bereitete seine kunstlose, heitere, frische Musik wahrhaft frohe Stunden; noch keiner von den Vielen aber hatte für eine frohe Stunde des Componisten gesorgt, an ihn, an sein Leben dachte Niemand; man rief seinen Namen nach Beendigung der Oper und wähnte, man habe genug gethan.

Er war jetzt recht ernst, der Einsame; die feinen Züge trugen den Ausdruck tiefer, aber geduldiger Schwermuth. Die blauen Augen, denen man noch zuweilen ansah, daß sie gern und oft gelacht trotz aller Noth, sie blickten noch jung, das Haar war noch schwarz, die vielen feinen Fältchen auf der Stirn und um den Mund hatte also nicht die sanfte Hand der Zeit dort eingegraben, sondern die harte, unbarmherzige des Kummers. Die schlanke, fast zierliche Gestalt war von mittlerer Größe und leicht und anmuthig in ihren Bewegungen.

Das breite altmodische Schreibpult, außer einem kleinen Piano das einzige bedeutende Möbel des großen ungemüthlichen Arbeitszimmers, war besäet mit Notenblättern, angefangenen Briefen, Partituren, Clavieraus-

zügen, und mitten darauf stand eine grüne Schirmlampe, die ein trübes unruhiges Licht auf ein aufgeschlagenes Buch warf. Es waren T. A. Hoffmann's „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers."

Die kleine Wanduhr zeigte fast Mitternacht. Der Lesende erhob sich und schob das Buch von sich.

„Hoffmann! alter Capellmeister! Du verstehst zwar das alte Leid Deiner Zunft, Du hast Dich gequält, gekränkt wie wir, aber zu trösten weißt Du nicht! Du wirbelst die Verzweiflungsgedanken und den Lebensüberdruß erst recht auf, Du zerdrückst das Herz und umschleierst den Blick! Dämonisch bist Du durch und durch in Deinen Büchern, wie in Deiner Musik, und doch wollte ich, daß ich Dich gekannt hätte!"

— „Luft! Luft! Clavigo! Wie mich das Zimmer drückt! Es graut mir vor Allem, vor dem Tisch, vor der alten unruhigen Uhr, vor dem schwarzen seltsamen Ofen, ja ich glaube, vor mir selber! Du allein trägst daran die Schuld, Theodor Amadeus! Ich muß die Erinnerung an Dich verscheuchen; ein Gang auf die Straße, ein Athemzug in frischer Winterluft wird allen Spuk verbannen. Hinaus also! In dem großen Berlin, wo ich als Kind so oft Fremden „ein Prosit Neujahr!" zugejubelt, will ich mir auch einmal von Fremden den ersten Gruß holen; — vielleicht bringt der Glück!"

seufzte er schmerzlich auf. „Meine Lieben und Freunde haben mir's bis jetzt vergeblich gewünscht, man muß es anders versuchen! Frau und Kinder schlummern, Gott segne sie!" Vorsichtig löschte er die Lampe, öffnete und schloß die Thür seines Zimmers leise, stieg langsam die Treppenstufen hinunter, fand die Hausthür offen und gelangte auf die Straße. Mechanisch schlenderte er vorwärts, unbekümmert um den Weg. Bald stand er auf dem Gensdarmenmarkt; es war sehr still überall, nirgends die Vorzeichen eines ausbrechenden Neujahrsjubels. Er bog in eine benachbarte Straße ein. Aus dem Erdgeschosse eines gegenüberstehenden Eckhauses, als berühmte und vielbesuchte Weinstube ihm bekannt, blendete ein schmaler greller Lichtstreifen sein Auge, der durch die zugezogenen Jalousien auf das Pflaster fiel und von dem frohen Leben ahnen ließ, welches sich hinter denselben noch regen mochte. Eben kam, in Hast, wie es schien, ein kleines mageres Männchen die steinernen Treppenstufen vor der Hausthür herunter und trat rasch dem Ankommenden in den Weg.

„Treten Sie gefälligst herein, lieber Musikdirector!" sagte er in schneller und scharfer Sprechweise; „ich weiß, Sie wünschen mich kennen zu lernen; ich habe auch schon viel und gerne an Sie gedacht. Lassen Sie uns ein frohes Neujahr mit einander feiern, ich sitze da drinnen"

— hier wies er auf das erleuchtete Fenster — „ganz ungestört und behaglich mit meinen Kindern und Lieblingen. Sie haben mir noch gefehlt; erlauben Sie, daß ich mich Ihnen als den Capellmeister Kreisler oder Theodor Amadeus Hoffmann vorstelle, — wie Sie wollen."

Der Angeredete griff an seine Stirn, athmete tief und murmelte endlich: „Entweder bin ich wahnsinnig oder im Traume. Um Verzeihung, sind Sie denn nicht längst begraben?"

„Für Manche nur, für Manche, für Auserwählte aber nicht!" lachte das Männchen, und sie gingen durch die Hausflur und traten in ein Zimmer, das man durch eine niedrige, seltsam gezackte Wand in zwei Theile getheilt hatte; in dem ersten war ein reich besetztes Büffet aufgestellt. Das dritte Zimmer war voller Menschen. Auf den schweren plumpen Holzstühlen mit hohen Lehnen saßen, nachlässig zurückgebogen, die reizendsten üppigsten Frauenbilder mit wunderschönen Augen, und neben ihnen standen oder lehnten an den großen, mit grüner Wachsleinwand bezogenen Tischen die fratzenhaftesten Männer, scheußlich verzerrte Gesichter, krüppelhafte Leiber. Andere wunderliebliche Geschöpfe mit blendenden Nacken, alterthümlichen Schleppen und Schleiern hingen an den Armen finsterblickender Männergestalten in fremden Trachten;

ein bezauberndes Mädchen wandelte, umschlungen von einem blondgelockten, altdeutsch gekleideten Jünglinge, lächelnd auf und nieder. Gewänder aus uralten Zeiten und moderne Atlaskleider, das Wams mit seidenen Puffen und der Frack gingen neben einander her, Gegenwart und Vergangenheit, Alles wirbelte bunt durch einander und verschmolz in Eins.

Und mitten unter Allen bewegte sich mit unglaublicher Lebendigkeit der sonderbare kleine Mann, der sich Kreisler genannt. Sein Kopf schien zu groß für den schmalen kurzen Körper, weil eine Fülle dichter dunkler Haare borstenartig emporgesträubt von allen Seiten abstand. Das Gesicht war häßlich, der Mund mit den schmalen Lippen fest zusammengekniffen, mit einem Zuge bittern Spottes in den Winkeln, die Augen bald stechend klug aufblitzend, bald eigenthümlich abwesend, die Redeweise kurz, abgestoßen und doch nicht ohne Wärme. Alle die Männer und Frauen sprachen ihn an, nickten und lächelten ihm zu, bald vertraulich scherzend, bald ehrerbietig, bald leidenschaftlich zärtlich; man nannte ihn „Capellmeister", „Kammergerichtsrath", „Freund", ja sogar „Geliebter". Er grüßte Alle freundlich, zog den neuen Freund bei Seite und sagte eigenthümlich lächelnd: „Das sind nun meine Herzenslieblinge, Kinder, besten Bekannten, Diener; ich habe sie alle lieb, so schlimm auch

einige von ihnen aussehen. Das prächtige Frauenbild dort im weißen Atlas ist meine „Julia". Giebt es vollere Schultern, schönere Arme, weißere Hände? Können dunkle Augen feuriger glühen, zärtlicher schmachten? Gegen ihre Schönheit verschwindet sogar die Herrlichkeit der stolzen „Prinzessin Brambilla" da drüben im rothen Sammetmantel und Federhütlein, und die verführerische „Serpentina", die dort mit ihrem „Studenten Anselmus" lustwandelt, darf sich kaum mit ihr messen. Wie der düstere Mann, „der Magnetiseur", sie mit brennenden Augen begehrlich anschaut, er will sie zu sich ziehen, allmählich, aber um so fester, doch widersteht sie seiner Gewalt; ich weiß es, er erringt das köstliche Weib nimmermehr! Sehen Sie wohl den „Daniel", den armen Burschen? Er kann das Winseln und Scharren an der Wand selbst hier nicht lassen; wie er die abgenutzten zerbrochenen Nägel verzweifelnd in die grüne Tapete setzt! Unseliger Schelm, er findet nirgends Ruhe! Da im Winkel, sehen Sie lieber gar nicht hin, sitzt der unheimlichste von Allen, der „Sandmann", vor dem sich nicht allein die Kinder fürchten möchten! Die schöne „Automatenjungfrau" steht vor ihm, das Uhrwerk schnarrt schon, ich wette, sie will ihn zum Tanze aufziehen; hu, welch' grausiges Paar!" Und er lachte wild und gellend auf; den Zuhörer aber durchfuhr es eisig, es war ihm, als rühre

der Tod an sein Herz, und er wurde bleicher und wandte sich fast mechanisch dem Ausgange zu, um zu fliehen.

Da ergriff der wunderliche Mann fest seine Hand, und ihm fast liebevoll in's Gesicht sehend, sagte er weich: „Genug des tollen Geschwätzes, nun ein Wort aus dem Herzen zum Herzen. Kommt mit mir in das letzte Zimmer, da habe ich vor alten Zeiten so oft und fröhlich gesessen mit meinem Devrient, Hitzig und dem sanften Weisflog. Dort plaudert sich's am besten. Wir müssen trinken, reden, offen gegen einander sein. Keine Kunst auf Erden verbindet ja rascher, fester, heiliger als die Tonkunst. Wir Musikanten allein verstehen aus vollem, heißem Herzen zu singen:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Wer denkt dabei nicht an die neunte Sinfonie? Schiller, der Begeisterte, hat nur die Lebenden umfaßt, Beethoven aber Lebende und Todte. Der erste Tact des Chorus: „Freude schöner Götterfunken", pocht an die Pforten der Gräber. — Champagner her!"

Kaum war dieser Ruf verhallt, so standen auch schon zwei wunderlich geformte hohe Gläser vor den beiden Männern, die sich an den Tisch gesetzt hatten, und in ihnen perlte der köstlichste, ruheloseste aller Weine.

Noch hatte der Musiker aus dem stillen Stübchen

kein Wort geredet, noch war ihm die Brust wie zusammengeschnürt und seine Augen brannten; kaum aber war der erste Zug aus dem Glase über seine Lippen geglitten, als der Bann von ihm genommen wurde und die bange Scheu einer sanften Freundlichkeit wich.

„Wißt Ihr, mein freundlicher Wirth, denn wirklich etwas von mir, daß Ihr mich so wohl aufnehmet?" fragte er.

„Verdient der Componist des „Czaar und Zimmermann", der „Undine", des „Wildschütz" und anderer allerliebster Sachen, verdient der brave, lebensmuthige, gemüthvolle Lortzing etwa eine schlechtere Aufnahme?" lautete die Antwort.

„Ah, Sie kennen also meine Werke? Nun dann kennen Sie mich auch ganz!" sagte der Musikdirector und ein strahlendes Lächeln flog über seine Züge, und in diesem Augenblicke schienen die Schläfen nicht mehr eingesunken und die Wangen nicht mehr bleich. Und es brach das Eis der schüchternen Zurückhaltung vor der Wärme des Blicks und Händedrucks seines seltsamen Freundes, und während leise und berauschend, wie aus weiter Ferne eine Musik ertönte, wie sie das Ohr des Musikers noch nie gehört, glitt über die feinen Lippen eine Erzählung, schlicht und einfach wie sein ganzes Selbst, eine rührende Beichte, eine lange Dornenguirlande von Noth,

Kummer, Kränkungen und Thränen, eine jener alten und doch ewig neuen Mollvariationen auf das beliebte Thema: „res severa est verum gaudium“. Hier und da war wohl unter all' den stechenden Schmerzen ein kleines blasses Blümchen der Freude mit eingeflochten, und es war ergreifend, wie die gedrückte Seele, die da beichtete, immer davor so lange verweilte, aber von den Qualen sprach, als ob sie rasch und längst vergangen. Es war der erschütternde Erguß eines verschwiegenen kindlichen Herzens, das bei allen Stößen und Schlägen eines harten, ungerechten Geschicks fest an einem Troste gehalten: an Gott. Dies Herz hatte redlich gestrebt und gehofft, wo andere längst solchem schweren Leben erlagen, hatte an die Menschen geglaubt, wo andere in bitterer Verzweiflung gehöhnt, hatte seine Musika geliebt und ihr gedient, wo andere längst den Muth zum Lieben und Dienen verloren. Das Bildniß der heiligen Cäcilia hatte dies arme Lebensschiff nicht vor Klippen und Stürmen bewahrt, so inbrünstig die Gebete des Schiffers auch darum gefleht. Und so nach 38 Jahren war dem Kämpfenden ein Plätzchen geworden, eine traurige Sandbank, auf der er eben vor Hunger geschützt war mit seinen Lieben, mit Weib und Kindern, für die er sein Herzblut tausend Mal zu opfern bereit gewesen. „Man nennt mich jetzt auch Capellmeister,“ schloß

er mit wehmüthigem Lächeln, „also darf ich wohl nicht mehr klagen!“

„Du gutmüthige Seele!“ rief der andere mit sonderbarem Gesichtszucken, das eine tiefe Rührung verbergen sollte, „Du hast viel Geduld gehabt, aber Du hast nun ferner keine mehr nöthig! In dem Buche meines bunten Lebens standen auch mit großen Buchstaben die Worte: Noth und Kränkung; ich habe mich aber mit Händen und Füßen gewehrt, diese Worte lesen zu lernen; freilich half's nichts, doch es erleichtert das Herz, wenn man um sich schlägt und sich nicht nur schlagen läßt. Bamberg, Leipzig, Dresden sind mir unvergeßlich; da habe ich wahrlich nicht auf Rosen gelegen, und meine Oper, meine Undine, auf die ich stolz war, ist unter tausend Schmerzen geboren. Jetzt bin ich in einer sehr sorgenlosen Lage,“ — hier kam wieder das unheimliche Lachen — „das gestehe ich gern. Da kann ich denn nicht lassen, zuweilen nachzusehen, ob irgend einer guten bedrängten Seele aus der weitverbreiteten Zunft der Musiker zu rathen oder zu helfen sei, und in der Sylvesternacht komme ich am liebsten, da findet man die Herzen unverschleierter als sonst und die Lippen redseliger. Du, Bruderherz, hast mir schon lange herzinnig leid gethan; es macht mich recht froh, daß ich Dich einmal finden und sprechen durfte. Ich weiß eine bessere Stelle für Dich,

nur darf ich noch nicht verrathen wo, allein Du wirst zufrieden sein. Du findest Collegen da, die Dich und Dein redliches Schaffen nicht von oben herab betrachten, und Orchester, wie Du noch keines dirigirt, trotz Leipzig, Wien und Berlin. Hast Du aber auch Lust und Muth genug, den ganzen Kram hier über den Haufen zu werfen und bald einzutreten?"

„Wenn dadurch zugleich den Meinen geholfen wird, dann in Gottes Namen, je eher je lieber!"

„Topp! die Hand darauf und angestoßen! Frohes Neujahr, Bruderherz!"

Der erste Schlag der Mitternachtsstunde dröhnte von den Thürmen Berlins herab, die Gläser klangen hart an einander; Lortzing's Glas zersprang. — Er fuhr auf; da riefen liebevolle bekannte Stimmen ihm zärtlich zu: „Glück zum neuen Jahr!" Gattin und Kind umringten ihn. Der Staunende rieb sich die Augen, er saß in seinem kalten Arbeitszimmer, die Lampe kämpfte zuckend und verlöschend. — Albert Lortzing hatte geträumt. Aber ein seltsam geformtes zersprungenes hohes Glas stand neben den aufgeschlagenen „lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers", ein Glas, das er auf dem Tische in der Weinstube diese Nacht gesehen zu haben sich erinnerte, und das er im Andenken an seinen Traum heftig bewegt verschloß.

Hat der Capellmeister Kreisler Wort gehalten? Ja, denn zwanzig Tage nach jenem feierlichen Versprechen erfolgte eine noch feierlichere Berufung. Am 20. Januar 1851 ging Albert Lortzing lächelnd und ohne Klage in den Himmel ein, um Mozart, Haydn, Beethoven und unzähligen andern geliebten und gefeierten Musikern von der kleinen Welt zu erzählen, auf der noch immer bis zum heutigen Tage dem armen Musiker selten eine andere Verherrlichung zu Theil wird, als jener pomphafte „Nachruf", von dem er nichts mehr hört; er ging, um ihnen von jener Erde zu erzählen, die noch immer ihren besten Söhnen nur ein sorgenloses, friedensvolles Asyl gewährt: das Grab!

Domenico Cimarosa.

Seit Jahren war die berühmte Wiener Oper nicht so besucht gewesen als am vorletzten Novemberabend des Jahres 1791. Nicht nur Alles, was auf Rang, Schönheit und Reichthum Anspruch machen konnte, schimmerte in Logen und Parquet, nein, auch

mancher Aermere hatte, so sauer es ihm vielleicht geworden, sein Scherflein diesmal auf den Altar der Kunst niedergelegt, denn Parterre und obere Gallerien waren fast überfüllt zu nennen. Das große Haus bot eine anziehende, wenngleich wehmüthige Mischung dar von blühenden lieblichen Gesichtern, auf deren Stirn der Genius des Glücks seine leuchtenden Schutzworte geschrieben, und bleichen durchfurchten Zügen, die des Kummers Hand gezeichnet; von Gaze, Seide, Sammet und dürftigen Gewändern; von ausgesuchtester parfümirter Eleganz, hausbackner Bürgerlichkeit und verschämter Armuth. Man flüsterte sich zu, daß auch Kaiser Leopold mit glänzendem Gefolge zu erscheinen verheißen, und ließ die Blicke abwechselnd erwartungsvoll von dem Vorhang der Bühne zu den niederhängenden Sammetteppichen der kaiserlichen Loge hin- und herschweifen. — Aber was war es denn, das Arme wie Reiche mit solcher Gewalt in diese Räume gezogen? Welchem Kunstwerk oder welcher Erscheinung galt diese ungewöhnliche Spannung, die sich deutlich in Mienen und Bewegungen kund gab?

Es sollte eine neue Oper aufgeführt werden, und zwar von einem ganz fremden Meister, Cimarosa mit Namen, den der Kaiser direct aus Italien verschrieben und zum Capellmeister ernannt hatte. Die heimliche Ehe, „il matrimonio segreto“, hieß das neueste Werk,

das so eben zur Darstellung kommen sollte. Am Hofe nannte man den Componisten den größten aller lebenden Meister, größer als den Wiener Mozart, und das eben war's, was das Volk nicht glauben konnte und wollte: es mußte sich nothwendig selbst überzeugen. Von dem Wolfgang Amadeus konnte nun einmal kein echtes Wiener Kind lassen, da mußte Jeder selbst hören und richten, ob ein hergelaufener Welscher im Stande sein könnte, den Ruhm des allgemeinen Lieblings zu schmälern. Das Volk kannte und ehrte seine Musik-Heroen: den Namen des großen Gluck trug es wie einen brillantenen Orden auf der Brust, Haydn wie einen köstlichen Blumenstrauß in der Hand, aber den lieben fröhlichen Mozart tief und fest im Herzen wie eine erste Liebe; wo war da noch Platz für einen Fremden?

Der Kaiser erschien; die frühlingsfrische Ouvertüre wehte und klang durch das Haus, der Vorhang rollte empor. Als die niedliche Carolina mit ihrem Heimlich-Vermählten auftrat und Beide ein reizendes Duo: „cara", „caro", „non dubitar", voll Schelmerei und Zärtlichkeit sangen, hatte gar Mancher, seltsamer Weise, schon seine bösen Gedanken vergessen und manche ernste Stirn sich erhellt. Als aber die Musik, lieblich fortplätschernd wie ein heller Waldbach, gar den komischen geldstolzen Prahlhans, den Papa Geromio, hertrug,

der seine Freude über den zu hoffenden gräflichen Schwiegersohn in der prächtigen Arie: „Udite, tutte udite“ in die Welt hinausschreit, als die verliebte Tante Fidalma erschien „ma, con un marito, via meglio si sta“, die schnippische Elisetta, die gern Gräfin werden möchte, und der joviale Conte, da flog es wie Sonnenschein über alle Gesichter, da lächelte mancher Mund, der längst kein Lächeln mehr kannte, da drückte wohl einer der verstocktesten Mozartianer dem andern die Hand, wortlos, aber sichtlich zufrieden. Es war Jedem, als habe er ein Stückchen Mozart gesehen.

In keinem Antlitz aber spiegelte sich die hinreißende fröhliche Grazie dieser Musik deutlicher wieder, als in dem Antlitz eines kleinen schlanken, grau gekleideten Mannes, der ganz im Winkel einer Seitenloge saß und jeder Arie, jedem Ensemble, jedem Ton mit einer fast leidenschaftlichen Theilnahme folgte. Er sang und spielte mit, aber nur mit den Augen und durch die Augen. Als die Oper beendet war, und der Kaiser selbst das Signal zu einem Beifall gegeben, der nicht aufhören wollte, schlug Niemand eifriger und freudiger in die Hände, als der bleiche Hörer in der Seitenloge. — Die allerhöchsten Herrschaften kehrten endlich in's Schloß zurück, die Menschenmenge verlief sich, fuhr oder ging nach Hause, und die lebhaftesten Musikfreunde sagten einander: „wahrhaftig, dieser

Italiener verdiente ein jüngerer Bruder unseres Wolfgang Amadeus zu sein!"

Cimarosa selbst war einer der letzten, die das Haus verließen. Ermüdet, wie berauscht von dem Erlebten, schlenderte er langsam dem Ausgange zu, als plötzlich in einem Corridor, den eine sterbende Lampe matt und zuckend erhellte, zwei Arme ihn umschlangen und ein weicher Mund sich heftig und zärtlich auf den seinen drückte: der kleine Mann aus der Seitenloge hing an seinem Halse. — Der Italiener schob den Enthusiasten sanft von sich und versuchte in gebrochenem Deutsch die Frage, ob er sich nicht irre.

„Nein!" lautete die lachende Entgegnung. „Dieser Kuß galt Eurer Musik, und da ich sie selbst leider nicht küssen kann, so bekommt Ihr die Umarmung. Ich bin auch so ein Stückchen Musiker und es ist mir, als wäre diese warme lustige Musik aus mir selber geflossen, so ganz aus der Seele ist sie mir geschrieben!"

„Wie heißt Ihr denn?" fragte der neue Capellmeister und zog den Grauen hinaus auf die Straße unter die nächste Laterne und sah dort in ein blasses Gesicht und in ein Paar wunderbare Augen.

„Davon nachher!" antwortete der Befragte; „jetzt zuerst in das nächste Weinhaus, dort bei einem Glase Glühweins müßt Ihr mir zunächst von Euch und Eurem

matrimonio segreto erzählen!" — Und die Einführungsworte des Conte: „senza senza ceremonie —" trällernd, zog er den Italiener in ein hellerleuchtetes Haus, und ehe zehn Minuten vergangen, saßen die beiden, die einander vor einigen Stunden noch nie gesehen, wie zwei langjährige vertraute Freunde mit verschlungenen Händen in einem behaglichen Cabinette und vor ihnen, auf dem Tische, dampfte eine mächtige Bowle Punsch.

Wie sie so da saßen, lachend, trinkend, sich immer mehr erregend, hätte man sie fast für Brüder halten können. Der Italiener hatte, wie der Deutsche, ein feines, offenes Gesicht, eine bedeutende Stirn, einen vollen anmuthigen Mund und trug das Haar so sorgfältig gepudert wie sein Nachbar. Auch waren Beide fast von gleicher Größe und gleicher Lebhaftigkeit der Bewegungen. In den Augen aber lag die Verschiedenheit dieser beiden Menschen. Cimarosa's schwarze Augen erinnerten an die Nächte seines Vaterlandes: dieselbe Glut, dieselbe eigenthümliche Klarheit, derselbe aufregende Zauber. Die Augen des kleinen grauen Mannes waren blau. — Nun läßt aber der liebe Gott zum Troste der armen Menschheit von Uralters her dann und wann Augen aufgehen, die an unsere Herzen klopfen, wenn wir ihnen begegnen, wie die Sonne an die Memnonssäule; sie wecken uns, d. h. Alles, was warm, gut und edel ist in unserer Brust,

und ziehen es an's Licht. Und es singt und klingt in unserem Herzen wie nie zuvor, wir fühlen uns reich und selig. — Gebenedeit das Menschenkind, dem der Himmel solche Augen schenkt, glücklich das Wesen, das in solche Augen schauen darf! Der kleine graue Mann nun hatte eben diese Wunderaugen. Cimarosa war ihm gegenüber mitten in seiner Lebensgeschichte, das Herz ging ihm auf in der Nähe dieses Mannes, dessen Namen er nicht einmal kannte, er mußte ihm Alles sagen, und je länger er redete, desto geläufiger sprach er, desto wohler und freier wurde ihm um's Herz. Den Inhalt seiner oft in einer gar komischen Mischung von Italienisch, Französisch und Deutsch vorgetragenen Erzählung geben wir in möglichster Kürze wieder.

Wer könnte wohl ahnen, daß sich in dem neckischen „matrimonio segreto", in dieser echten „opera buffa" eine der schmerzhaftesten Jugenderinnerungen des Componisten versteckt, daß sie einen Namen feiert und nennt, der mit blutigen Zügen in seinem Herzen steht? Die reizende schalkhafte Musik liegt darüber hingebreitet wie frische Rosen über — einen Grabhügel.

Domenico Cimarosa war der Sohn eines armen Schusters in Neapel und wurde im Jahre 1753 geboren. Seine Kindheit verfloß trotz der mannichfachsten Entbehrungen sanft und freundlich, treue Mutteraugen wachten

über sein junges Leben und das bezaubernde Vaterland hatte seinen lachenden Himmel, seine goldenen Früchte, seinen langen Frühling und kurzen Winter nicht blos für die Reichen. Erst als die zärtliche Pflegerin ihr Haupt auf das ewige Schlummerkissen gelegt, begann eine schwere Zeit für Domenico. Der kränkliche Vater bestimmte seinen Sohn anfangs zum Schuhmacherhandwerk; da sich der Knabe aber bei dieser Beschäftigung über die Maßen linkisch und lässig anstellte, so wurde er in seinem vierzehnten Jahre zu einem reichen Bäcker in die Lehre gethan. Ausgezeichnet durch eine auffallende Schönheit, benutzte ihn sein geiziger Meister Geromio anfangs nur dazu, Bäckerwaaren auf den Straßen feil zu bieten, wo das bildhübsche Gesicht des Knaben gar manchen Käufer und noch mehr Käuferinnen anzog. Da aber Domenico bei jeder Guitarre oder Drehorgel stehen blieb, die sich hören ließ, und jedem Fiedler oder Sänger nachlief und sich um Korb und Käufer dann gar nicht kümmerte, so wurde ihm dies Geschäft wieder abgenommen und man benutzte ihn zu einigen leichten Dienstleistungen im Hause. Später mußte er den vornehmsten Kunden, die in der Nähe wohnten, in den Morgenstunden das bestellte feine Backwerk in die Häuser tragen. Dabei fiel es aber bald dem Meister auf, daß Domenico ungewöhnlich lange auszubleiben pflegte; weil er aber die Waaren stets richtig

ablieferte, wie das zurückgebrachte Geld bewies, so sagte Geromio kein Wort, aber nahm sich vor, seinem Lehrling nachzuspüren.

Es war an einem Februartage, wo der Frühling in Italien das lieblichste Gesicht zeigt, als der dicke Bäckermeister mit sehr saurer Miene keuchend seinem schnellfüßigen Burschen nachschlich. Domenico bog in die nächste Straße; dort wartete ein großer zerlumpter Junge auf ihn, dem er mit den Worten: „da, Giacomo, verkaufe gut und bringe das Geld richtig!" den Korb mit Waaren und sein eigenes Frühstück übergab. Der Angeredete trabte fort, Domenico sprang die Treppe des ersten etwas vorspringenden Hauses hinauf und verschwand. Blauroth vor Zorn folgte der Meister. Schon unten im Hausflur schallte ihm der Silberton einer jungen Weiberstimme entgegen.

„Wer wohnt hier?" fragte er mit mühsam errungener Fassung einen am Eingang lehnenden Lazzarone.

„Signor Aprile, der berühmte Sänger!" lautete die Antwort.

Und so war es auch. Trotz der für einen Italiener frühen Morgenstunde unterrichtete der Liebling und Stolz Neapels, der hinreißende Sänger Giuseppe Aprile, eine junge reiche Dame, die Liebe genug zur Kunst besaß, um alltäglich um diese Zeit mit ihrer Tante, der

ältlichen Contessa Fidalma, ihre reizende Villa vor dem südlichen Thore der Stadt zu verlassen und bei dem berühmtesten Meister und gesuchtesten Lehrer die Kunst des Gesanges zu erlernen. Die junge Contessa war kaum 14 Jahre alt, halb Knospe, halb Rose, wunderschön und fröhlichen Sinnes. Elternlos und, wie es schien, unumschränkte Herrin ihres Vermögens, wurde sie umlagert von Anbetern aller Art, an denen sie aber lachend vorüber flatterte. Nur ein entfernter Verwandter von ihr, ein junger steifer Conte aus einer der ältesten Adelsfamilien Italiens, durfte sich der Auszeichnung rühmen, an jedem Tage auf einige Minuten von der reizenden Carolina empfangen zu werden, welche Zeit er gewissenhaft dazu benutzte, ihr die Hand zu küssen und einen riesenhaften Blumenstrauß zu überreichen. Selbst diese wenigen Minuten dünkten jedoch der jungen Contessa eine Ewigkeit, denn sie ließ sich in ihren Spielen und Scherzen mit ihrer niedlichen Cameriera Elisetta nur ungern unterbrechen. Sie trieb sich mit der Zofe in dem Garten herum, wagte Abends in den mannichfaltigsten Verkleidungen sich zuweilen auf die Straße, natürlich nur in Begleitung ihrer Vertrauten und eines Dieners, und war doch furchtsam wie ein Kind, wenn sie eine rauhe Stimme nur von weitem hörte. Tante Fidalma ließ ihrem Liebling in allen Stücken freien Lauf, lachte über Carolina's

Possen und tolle Streiche, fand Alles, was sie trieb, allerliebst und originell, und meinte, sie würde sich schon austoben und einfangen lassen. Und mit der größten Bereitwilligkeit sorgte sie für die Unterhaltung der verschiedenen artigen Cavalieri, die nicht müde wurden, immer und immer wieder einen Anlauf zu versuchen auf das Herz des wilden Mädchens, und fand nebenbei noch Zeit, für ihre eigne Zukunft zu sorgen. An *ihr* lag es nicht, daß sie nicht schon längst an der Hand des Einen oder Andern vor dem Altare das süß bindende „Ja" ausgesprochen.

Carolina liebte ihre Tante wie sie eben Alles liebte, was ihr nicht hindernd in den Weg trat: sie war ihr nicht unangenehm; zu *imponiren* verstand ihr aber nur *eine* Person und das war ihr Lehrer Aprile.

Dieses anmuthigste aller weiblichen Geschöpfe war es, das Domenico Cimarosa jeden Morgen seit vier Monaten singen, trillern und solfeggiren hörte. Er lag dabei auf den Knien vor der Thür dicht an der letzten Treppenstufe, mit dem Kopfe fest an den Thürpfosten gedrückt, das Ohr an die Ritze gelegt, und rührte und regte sich nicht. Erst wenn der heftige Ruck eines Sessels ihm das Zeichen gab, daß der Meister sich erhoben, um die Lehrstunde zu beenden, sprang er auf, stürzte die Treppe hinunter auf die Straße und wartete hinter einer

vorspringenden Säule bis der Wagen der Gräfinnen heranbrauste, anhielt, das hellblauseidene Kleid rauschte, der kleine Fuß im schwarzen Atlasschuh sich auf den Tritt des Wagens setzte und das hold erglühte Antlitz sich noch einmal grüßend zu den Fenstern des Lehrers wandte. Die Rosse zogen an, Domenico ging. Träumerisch schlenderte er bis an die nächste Ecke, wo Giacomo geduldig seiner harrte; träumerisch nahm er Korb und Geld, ohne nachzuzählen, und ging zurück in das Haus seines Meisters.

Soweit aber kam er an jenem Februartage nicht, der arme Schelm. Meister Geromio hatte keine Veranlassung, so lange zu warten mit seinem Strafgericht. Kaum sah er, leise wie ein raubgieriger Kater die Treppe hinaufschleichend, seinen knienden Lehrling, als er wie ein Wahnsinniger auf ihn lossprang und ihm einen solchen Schlag versetzte, daß Domenico mit aller Schwere gegen die Thür fiel, diese aufsprang und der junge Schwärmer gerade bis vor die Füße der Gräfin Carolina hinrollte. Es mochte ein wunderliches Bild gewesen sein, diese Scene, die den Grundstein legte zu der künstlerischen Laufbahn des jungen Menschen. Aprile, hoch aufgerichtet, Entrüstung im edel geschnittenen Antlitz, Contessa Fidalma mit gellendem Schrei ohnmächtig in den tiefen Polsterstuhl zurücksinkend, aber nicht ohne vorher einen prüfenden Blick auf die Falten ihrer gelben Damastrobe

geworfen zu haben; Carolina etwas bleich, aber doch freundlich herabgebeugt zu dem bildschönen Jüngling, der jetzt vor ihr auf den Knien lag; den effectvollen Hintergrund bildete die breite Gestalt und das wuthentstellte Gesicht des Bäckermeisters Geromio. Und als der Bäckerlehrling in wahrhaft begeisterten Worten von der tiefen Sehnsucht seines Herzens sprach, von der Sehnsucht, ein Musiker zu werden, als er dem Meister Aprile als geringster Diener zu dienen gelobte, wenn er nur dann und wann singen und spielen hören dürfe, da widerstand der Sänger nicht länger. Nach einer kurzen leisen Unterredung mit seiner Schülerin kaufte Aprile den jungen Cimarosa dem Bäcker in aller Form ab. Carolina erröthete sehr, als der feuerängige Beireite ihr mit dem Anstand eines Cavaliers die Hand küßte, und Fidalma, die es für angemessen fand, in diesem Augenblicke wieder zu sich zu kommen, gestand sich im Stillen mit Befremdung, daß sie noch nie bei einem Handkuß einen Farbewechsel bei ihrer Nichte wahrgenommen.

Wenige Tage nach diesem bedeutungsvollen Vorfall hatte schon Aprile bei seinem neuen Diener solche ungemeine Anlage für die Musik entdeckt, daß er ihm eine Stelle im Conservatorio della pietà verschaffte und ihn fortan nicht mehr aus den Augen ließ. Nun begann eine selige, ewig unvergeßliche Zeit für Domenico: er

durfte kommen, aber hören und schwelgte in dem Gefühl, endlich von dem wahren Brunnen seines Lebens zu schöpfen. Er wurde bald nicht nur der fleißigste, sondern auch der begabteste aller Schüler genannt und machte Riesenfortschritte. Seine Freistunden brachte er abwechselnd bei seinem Gönner Aprile und bei der holden Erbinderin seines Glücks zu; die beiden Comtessen luden ihn so oft zu sich ein, daß er zuletzt ein allabendlicher Gast geworden auf der schönen Villa vor dem südlichen Thore. Er mußte der jungen Gräfin auf das Genauste erzählen, was er gehört oder gelernt, und wenn er ihr von den Regeln des Contrapunktes sprach, oder von der Lehrweise seines verehrten Meisters Sacchini, wie lieblich mußte sie da zuzuhören, wie reizend naiv zu fragen!

Meist empfing sie ihren jungen Freund unter einer Art Veranda unfern dem Hause. Da saß sie dann unter den üppigen Weinranken und seltenen, tief niederhängenden Schlinggewächsen, im hellen langen Seidenkleide, einen weißen Schleier über das Haar geworfen, Blumen in den schwarzen Flechten, Blumen an der Brust, wie eine lebendig gewordene Märchenerscheinung, wie eine gute Fee. Für Domenico war sie auch eine Fee; durch sie allein hatte ja der heißeste Wunsch seines Herzens Erfüllung gefunden, er hätte immerfort dankend auf

den Knien liegen mögen vor ihr. Da das aber nun nicht möglich war, so begnügte er sich, täglich hinauszupilgern zu seinem Heiligenbilde und mit vollster Inbrunst die wunderthätige Hand zu küssen. Und sie? Nun, sie erröthete, wenn er kam, und zitterte, wenn er ging: das Buch der Liebe war aufgeschlagen, sie lasen zusammen die Einleitung. So vergingen fast zwei Jahre; die schönen Kinder waren noch auf der ersten Seite, sie wußten es aber selbst nicht; kein leidenschaftliches Wort war gefallen, das ihnen das Paradies blendend erleuchtet hätte. Beide dachten an keine Wünsche: sie fühlten nur das süße Heute, das Morgen kümmerte sie nicht.

Da sagte eines Tages, als die Singstunde eben beendet, Aprile zu der jungen Contessa: „Gestern erhielt ich wiederum ein Zeugniß, wie es nicht glänzender lauten kann, über meinen Schützling Cimarosa; der alte strenge Sacchini nannte ihn einen Stern, aus dem eine Sonne werden könne. Wie freue ich mich solchen Lobes! Ich glaube, wenn eine unglückliche Leidenschaft, eine hoffnungslose Liebe zu all' diesem Wogen und Treiben dieser aufbrechenden Blüthe käme, würde sich die Blume rasch und herrlich entfalten, denn jeder wahrhaft bedeutende Künstler wurde groß durch einen Schmerz."

„Eine unglückliche Liebe?" wiederholte Carolina erbleichend, „warum keine glückliche?"

„Glück erschlafft die Menschenkinder; ewigen Sonnenschein ertragen wir nicht, wir welken."

„Versteht Ihr unter unglücklicher Liebe den Tod seiner Geliebten?"

„Tragischer, tragischer, liebe Gräfin! Ihre Verheirathung!"

Am nächsten Abend hatte Carolina ihre Zofe unter irgend einem Vorwande entfernt. Sie hörte zerstreut den Worten ihres Freundes zu, sie wechselte die Farbe und zitterte. — „Ich langweile Sie heute!" sagte Domenico schwermüthig und blickte dem schönen Mädchen traurig in die Augen. Da faßte sie heiß erröthend seine Hand, wandte sich ab von ihm und hauchte: „Sage mir ein Wort, aber sage mir die Wahrheit bei der Seele Deiner Mutter: liebst Du mich?"

Ein halb unterdrückter Schrei antwortete ihr, sie fühlte sich in den Armen Domenico's, sie sah sein edles Antlitz von einer Seligkeit übergossen, die ihr deutlicher als alle Worte der Welt eine Antwort gab, wie sie ihr Herz ersehnte. Aber ehe er noch seine Lippen zu öffnen vermochte, hatte sie sich ihm entrissen und war verschwunden.

Elisetta brachte dem wonnetrunkenen Liebenden die Nachricht, daß er erst in drei Tagen von ihrer Gebieterin

wieder hier erwartet werde. Einen kleinen Zettel steckte sie ihm in die Hand, er enthielt nur die Worte:

„Du hast mir ein Wort gesagt, das ich mit in die Ewigkeit nehmen will, ich werde Dir dafür einen Schmerz geben, aber Du darfst mir nicht zürnen, denn ich liebe Dich!

Carolina."

Zur bestimmten Stunde trat Domenico in das Eden seines reinen Glücks; es lag ihm schwer auf der Brust wie die Vorahnung eines ungeheuren Leides. Der Garten war erleuchtet, Musik schallte ihm entgegen und Menschenstimmen. Zitternd trat er in das Bosquet, das zur Veranda leitete und das dunkel geblieben war. Da umfaßten ihn zwei weiche Arme und eine thränenerstickte, ach nur zu bekannte Stimme flüsterte: „Domenico, vergieb! Glückliche Liebe erschlafft, sagt Aprile; Du darfst nicht erschlaffen, mußt groß, berühmt, strahlend werden; ein Schmerz, ein gewaltiger Schmerz fehlte Dir, er treffe Dich nur von meiner Hand. Seit einer Stunde, höre es, bin ich das Weib eines Andern!"

Ein glühender Kuß brannte auf Cimarosa's Lippen, heiße Thränen fielen auf sein Gesicht, er war wieder allein. Zwischen den Taxusbäumen und Cypressen sah er das schöne, excentrische Geschöpf wegeilen, volles Licht traf jetzt ihr schweres weißes Atlaskleid und den Kranz

von Orangenblüthen in ihrem Haar, ein Mann näherte sich dem schlanken Weibe, bot ihr seinen Arm: es war der glückliche Marito, der steife Conte mit dem Blumenstrauß.

Am nächsten Tage verließ Cimarosa Neapel. Auf den Rath seines Lehrers und väterlichen Freundes Sacchini, dem er das Leid seines jungen Herzens anvertraute, ließ er sich in das Conservatorium von Loretta aufnehmen, wo er mit verdoppeltem Eifer studirte und die weisen Lehren der Durante'schen Schule einsog. Aprile hatte doch Wahres prophezeit. Jetzt erst regten sich die Schwingen seines Schützlings auf eine überraschende Weise und hoben ihn hoch und immer höher über die Schmerzen und Dornen des Lebens. Sehr bald trat der junge Musiker mit einer Oper „il sacrificio di Abramo" auf, die sofort die Aufmerksamkeit aller bedeutenden Componisten und Musikfreunde in hohem Grade erregte. Vorwärts getrieben, wechselsweise durch das noch allzuwache Leid in seiner Brust und durch die allgemeine Anerkennung seines Strebens, componirte er in rascher Folge Bedeutendes, wie z. B. „Olympia", „il pittore di Parigino" und „l'Italiana in Londra", die in ganz Italien Aufsehen erregten, und sogar über deutsche Bühnen gingen. Ein Ruf nach Florenz sicherte dem Componisten eine eben so sorgenfreie als

ehrenvolle Existenz. Die Wunden seines Herzens heilten allmählich; wie konnte auch bei diesen zahllosen köstlichen Melodien, die in dieser Feuerseele auf- und abstiegen, der Schmerz um ein Weib wach bleiben? sie wiegten ihn in sanften Schlummer.

Drei Jahre lang blieb Cimarosa in Florenz, dann folgte er einem Rufe nach Petersburg. Das nordische Klima aber und die nordischen Herzen brachten dem Kinde des Südens ein unüberwindliches Heimweh. Er kehrte 1791 nach Italien zurück. In Florenz erfuhr er den Tod seiner Geliebten, der schönen Gräfin Marito. Sie war, wie man sagte, an einem Herzkrampf gestorben, man hatte sie todt unter jener Veranda gefunden, die so oft Zeugin des reinsten Liebesglücks gewesen. Am Abend vorher hatte man sie im Theater bewundert, wo man zum ersten Male Cimarosa's „l'amor costante" unter dem Jubel des Publicums aufgeführt. Es litt den berühmten Musiker nun nicht länger im Lande der Liebe und des Gesanges; er gab den Wünschen des Kaisers Leopold nach und ging nach Wien. Sein Ruhm durchdrang damals schon das ganze musikalische Deutschland, und es gab in der That auch unter den deutschen Tonsetzern der damaligen reichen Zeit nur einen, nur Mozart, der so unerschöpflich in jenen reizenden und glänzenden Melodien war, die, wie die Italiener sich aus-

zudrücken pflegen, „di prima intenzione“ sind. Die wahrhaft staunenswerthe Ueppigkeit seiner musikalischen Ideen rief die bekannte Behauptung hervor, daß ein einziges Finale von Cimarosa Stoff genug zu einer ganzen Oper enthalte. Seine Fruchtbarkeit war eben so bewunderungswürdig wie sein Genie. Cimarosa hat wohl 40 Opern geschrieben, unter welchen jedoch das „matrimonio segreto“ als die vorzüglichste gilt. Er legte in diesem Werke mit dem bedeutungsvollen Namen Carolina den bitter-süßesten Theil seiner Jugenderinnerungen nieder, und diese Oper war und blieb auch sein Lieblingskind. Er brachte die liebliche Opera buffa neu für den Kaiser nach Wien mit, der sie zweimal an einem Abende aufführen ließ, so sehr entzückte ihn das Werk. Von der ersten Aufführung sprachen wir bereits beim Beginn dieser Skizze.

„Seht, so war mein Leben,“ schloß der italienische Meister seine einfache Erzählung; „ich habe Euch Alles gesagt, wie noch keinem Menschen. Nun bin ich hier in Wien — aber noch habe ich einen Herzenswunsch, der mir bis heute unerfüllt geblieben: ich muß den großen Mozart sehen! Drei Mal klopfte ich schon an sein bescheidenes Haus — vergebens; der Meister sei krank, sagte man mir. Und doch finde ich nicht eher Ruhe noch Rast, bis ich ihn gesehen und ihm gesagt, wie mein

Herz für ihn brennt. Es ist Verwandtschaft in uns, das fühle ich im Stolz — ihn tragen aber Engelsflügel und mich nur die Schwingen eines Vogels — wir suchen aber beide dasselbe Ziel."

Der andere antwortete nicht, er reichte dem Italiener die Hand und sah ihn mit seinen wunderbaren Augen so seltsam an, daß Cimarosa aufsprang und in all' seiner Lebhaftigkeit rief:

„Wer seid Ihr? — Ihr müßt etwas Großes sein! Es wird mir halb selig, halb bang unter Eurem Blick. Nennt mir Euren Namen!"

Da lächelte der kleine graue Mann und sagte:

„Ich habe die Musik zum Don Juan gemacht, wenn Ihr die kennt."

Acht Tage nach dieser warmen Begegnung zweier verwandter Geister (am 5. December 1791) hatten die Engelsflügel die herrliche Seele Mozart's so hoch getragen, daß sie den Rückweg auf unsere Erde nicht wieder gefunden.

Mozart's Tod schlug dem Herzen seines Seelenverwandten, der ihn kaum begrüßt, eine tiefe Wunde. Cimarosa fühlte sich in Wien unbehaglich und verlassen, das Leben schien ihm schwerer und düsterer denn je. Er flatterte wie ein eingefangener Vogel, der sich nicht an

seinen Käfig gewöhnen kann, noch einige Jahre in der Kaiserstadt herum, die ihn ehrte und liebte, wie sie selten einen Fremden geehrt und geliebt. Als aber 1795 Kaiser Leopold, sein hoher Gönner, die Augen schloß, verließ er Wien und kam trüben Sinnes zurück nach Italien. Er ging direct nach Neapel: es zog ihn in die Vaterstadt, an das Grab seiner ersten heißen Liebe. Zwei Tage war er dort, als die Revolution in Neapel ausbrach. War es ein Wunder, daß dies glühende traurige Herz einen Trost in der Betäubung dieser wilden Aufregung zu finden meinte und sich hineinstürzte in den Strudel? Cimarosa wurde mit fortgerissen, und als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich gefangen und der Verrätherei gegen seinen König angeklagt. Sein hoher Ruhm allein wendete das Schwert ab, das schon über seinem Haupte schwebte: der König gestattete, daß man sein Todesurtheil in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelte. Er verschwand trotz der heftigen Klagen der halben Welt, trotz der eindringlichen Bitten; die Thür des Kerkers schloß sich hinter ihm.

Sechs Jahre zogen vorüber. Da, am 11. Januar 1801, kündigte man in Venedig eine neue Oper an, die am Abend im Theater la Fenice aufgeführt werden sollte. Der Componist des Werkes, das den Titel „Semiramide"

führte, war nicht genannt, aber einige mystische Worte und dunkle Andeutungen lockten das Publicum in ungeheurer Menge herbei. Soldaten und Polizeibeamte waren überall aufgestellt, dumpfe Stille herrschte in dem ungeheuren Hause, jeder erwartete etwas Ungewöhnliches. Da öffnete sich langsam eine Seitenthür am Orchester und fast getragen von seinen Begleitern schwankte Domenico Cimarosa, der Längstverlorene, herein. Ein einziger Schrei aus zahllosen Kehlen empfing ihn, ein Schrei des Jubels und des Dankes. Sein Name erfüllte die Luft; man drängte sich zu ihm, seine Hände zu küssen, seine Kleider zu berühren, man warf ihn mit Blumen, wehte mit Tüchern, weinte, lachte wild durch einander: es war eine erschütternde Scene. Und der todtbleiche, schwache, zusammengebrochene Mann, dem dies wilde Entzücken galt, beugte mit einem rührenden Lächeln sein Haupt nach allen Seiten, dann ergriff er den Tactstab und dirigirte, noch einmal sich aufrichtend wie ein König, sein Werk: die Oper Semiramis. Alle Kraft, alle Glut früherer Zeiten schien ihm noch einmal für diese Stunden wiedergegeben, das Auge flammte, die Oper hatte einen eminenten Erfolg. Am Schlusse erst brach der Dirigent ohnmächtig zusammen.

Und woher dies plötzliche wunderbare Erscheinen? Es war ein Gnadenact des Königs; die Erfüllung des

letzten Wunsches des Gefangenen, der seine Kräfte schwinden fühlte und noch einmal ein eigenes Werk zu dirigiren sich sehnte.

In der Nacht aber, die diesem Triumphe folgte, ging Domenico Cimarosa mit freudigem Lächeln zu seinem Mozart und sein letzter Seufzer nannte den Namen Carolina.

Schmetterlings Nebenbuhler.

Ist es nicht ein reizendes Geschöpf, solch ein Schmetterling? ein schimmerndes Bild sorgloſen Frohsinns, ein anmuthiger Lehrer des süßesten Lebensgenusſes, ein eifriger Prediger der freien, fesſellosen Liebe? Der erste Athemzug des Frühlings ruft ihn in's Daſein; findet er noch keine Blume, so findet er doch Sonne, und da badet er sich denn in ihren Strahlen und wartet geduldig, bis die zahllosen blauen oder buntschillernden, gefährlichen Augen sich aufthun, um ihm zu winken, bis ein leiſer himmlischer Duft emporsteigt aus tausend Kelchen, der zu ihm spricht: „komm, komm, Du sollst noch Süßeres genießen!“ Und er folgt dem lockenden Rufe

und taumelt dahin von Wonne zu Wonne, verspätet sich bald hier, bald dort: bald lassen ihn die weißen Arme der schlanken Lilie nicht los, bald fesselt ihn die üppige Rose mit unlösbaren Ketten, das kleine Vergißmeinnicht plaudert gern, die schelmische Winde liebt ein neckisches Spiel und schließt schalkhaft das Pförtchen zu, wenn er etwa um die Mittagsstunde müde oder durstig bei ihr anklopft. Köstliche Speisen und frischen Trank findet er überall, Schutz und Schirm vor Sonne, Regen und Sturm, sein Gewand bleibt immer glänzend und frisch; sein Leben ist Entzücken und der Tod kommt über ihn so rasch, so inmitten alles Jubels, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft.

„Wem wird es in der weiten Welt wohl so gut, als dem losen Schalke, dem Schmetterlinge?" so fragten einst an einem wunderschönen Abende des Maimonds die Blumen einander, beneideten das lustige Schmetterlingsvolk, waren unzufrieden, redeten von ihrer kurzen Blüthezeit, murmelten sich immer tiefer in den Mißmuth hinein, sprachen von der Ungerechtigkeit des Blumenengels, fanden endlich den schillernden Luftvogel geradezu abscheulich, erzählten sich allerlei von seinen üblen Gewohnheiten und Sitten, klagten über Flatterhaftigkeit und Zudringlichkeit, und wußten zuletzt kaum mehr, was sie alles Uebles sagen sollten von dem leichtbeschwingten Gaukler im bunten Röckchen.

„Es ist wahrlich nicht mehr auszuhalten mit ihm!“ sagte die Jasminblüthe; er will den halben Tag lang geküßt sein, und dabei guckt er doch, ich weiß es genau, schon immer auf meine nächste Nachbarin, die Primel, und nickt der kleinen Coquette vertraulich zu.“ — „Er führt auch gar zu leichtfertige Reden,“ flüsterte die Rose, „prahlt mit seinen zahllosen Geliebten, so daß ich immer meine Knospenkinder wegschicken muß, wenn ich ihn von fern erblicke.“ — „Und mich berührt er kaum mit seinen Lippen,“ zürnte die flammende Tulpe, „noch nie gelang es mir, ihn auf ein kurzes Weilchen an mein Haus zu fesseln, und ich bin doch schön, verstehe ich auch nicht in der künstlichen Duftsprache zu reden wie Ihr.“ — „Der lose Schelm hat's fürwahr bequem,“ spottete die Mohnblume, „besitzt weder Haus noch Hof, wir Blumen sind nur da, ihm beides zu geben; und welcher Lohn wird uns für unsere Opfer? Er ißt und trinkt täglich wie ein Blumenkönig, und meint seine Küsse seien der höchste Lohn. Bei mir gilt ein Schmetterlingskuß nicht ein Stäubchen!“

„Nun, zu küssen versteht er, das muß man ihm doch lassen!“ nahm das Vergißmeinnicht leise das Wort; „was mich betrifft, so gebe ich für solchen würzigen, zarten Hauch den letzten Thautropfen mit Freuden hin.“ — „Und über seine Unbescheidenheit bei der Mahlzeit

klage doch Niemand! rief die Reseda; er ißt und trinkt nicht, er naſcht und nippt nur." — „Geliebt zu werden iſt herrlich," ſagte die Nelke gedankenvoll, „aber freilich nicht von ſolchen Flatterern! Ich begehre kein Gut, das ich mit andern theilen muß; liebte er mich allein, ſo wüßte ich nichts Schöneres auf der Welt, als mit ihm zu koſen." — „Ich begreife nicht, wie uns der Blumenengel ſolch leichtſinnige Burſchen zugeſellen konnte!" redete die Iris dazwiſchen. — „Es iſt unverantwortlich!" murmelten alle Blumen. — „Pater Hummel hat mir auch geſtern Abend ſtreng verboten, fernerhin Beſuche anzunehmen von Junker Schmetterling," geſtand die Nachtviole. — „Der Böſewicht gefährdet das Heil unſerer Seelen und ſchadet unſerem fleckenloſen Rufe," hauchte die Lilie.

„Wünſcht Euch einen anderen Gefährten, Kinder!" ſagte hier ſanft und ernſt der Blumenengel, der plötzlich mit ſeinem Strahlenantlitz und der goldenen Thauſchale mitten unter ihnen ſtand. „Ich hörte Eure Klagen und bin bereit, Euch zu helfen; den böſen Schmetterling nehme ich zu mir. Vertraut mir! redet ſonder Scheu: welche Eigenſchaften ſind es, die ich Eurem neuen Ritter zuertheilen ſoll?" — „Er muß größer und ſchwerer ſein," rief ſchnell die dreiſte Tulpe; „das Fliegen darf ihm nicht allzuleicht werden." — „Er ſoll ein ſchwarzes

Westchen tragen, wie Pater Hummel," lispelte die Nachtviole. — „Und den Schlaf lieben," warf die Mohnblume dazwischen. — „Er soll in ein unscheinbares Gewand gehüllt sein, damit er nicht so auffällt in der Nachbarschaft, wenn er bei mir aus- und eingeht!" sprach die Rose. — „Und eine ernste, tiefe Stimme muß er haben!" sagte die Lilie. — „Auch darf er nicht blos von Küssen leben, sondern auch von gesunder Kost!" rief die dicke Päonie.

„Wohlan, Eure Wünsche seien Euch gewährt!" antwortete der wunderschöne Engel, „schmückt Eure Zelle! die Morgensonne schon bringt Euch Euren neuen Gast." Und der Blumenengel theilte den Abendthau aus und schwand hinweg wie ein Strahl.

Am nächsten Tage — die Blumen hatten vor Erwartung die ganze Nacht kein Auge geschlossen — stieg die Sonne in zauberischer Pracht und Herrlichkeit auf, der blaue Himmel strahlte wie ein seliges Auge, die Erde lachte wie ein glückliches Kind, die Blüthen meinten, nie einen süßern Maimorgen geschaut zu haben: da begann plötzlich ein seltsames Rauschen und Summen in der stillen Luft und, wie vom Himmel herabgeschüttet, taumelten unzählige schwerfällige Gesellen umher, Käferknaben von unerhörter Dicke, in dunkelbraunen Röcken und saubern schwarzen Westen und stürzten auf die er-

schrockenen Blumen los. „Willkommen, schmuckes Lieb!“ brummte einer und fiel schwer auf die Tulpe. — „Komm, küsse mich!“ summte ein anderer und packte eine Rose, „die Nachbarn sehen es nicht!“ — „Heda! Honig und Thauwein her!“ schnarrten zwei auf einmal und setzten sich auf das Kleid der Päonie, daß gleich ein Stück davon abriß. — „Wo wohnt der liebe Pater, unser Freund?“ fragte ein anderer zärtlich die Nachtviole, die unter solcher Umarmung lautlos zusammenbrach.

„Du gefällst mir, ich will Dich heirathen!“ sagte einer der plumpsten zur Lilie und zerrte sie am weißen Aermel hin und her, „aber gieb zu essen, Bräutchen, das ist das Wichtigste!“ — „Wir wollen schlafen!“ schrien mehrere durcheinander und schüttelten eine junge Mohnblume; „räumt uns Eure weichsten Bettlein ein und säumt nicht lange!“ und dabei stürzten sie auf die Blüthen, suchten sich die schönsten Kissen aus, wühlten und warfen alles durcheinander, und lagen endlich, wie Trunkene, in stundenlangem Schlafe. Ein Ach und Weh ertönte rings umher von allen Blumenlippen, schwere Seufzer zogen hin und her, Verwirrung und Entsetzen lag auf allen Blüthen; jede Stunde brachte neue Qual, neuen Jammer; ein langer Tag voll bittern Leides zog vorüber. Und der milde Abend kam und mit ihm der holde Engel, die duftende Thauschale in den zarten

Händen. Ach, wie sah es da kläglich aus in der armen Blumenwelt! Viele lagen besinnungslos am Boden, andere suchten beschämt ihre zerrissenen Kleider zu verbergen; die Rose sah ganz verstört darein, und in dem netten Tulpenhause waren alle Kerzen ausgelöscht, umgeworfen und zertreten, schwarzer dicker Staub bedeckte den sonst so saubern Boden.

Und wie durstig waren sie alle! Die Käferknaben schliefen schon hart und fest und hatten die Honig- und Nektarkammern bis auf das letzte Tröpflein geleert und waren doch kaum satt geworden. Und als der Blumenengel erschien, standen alle die bunten schönen Augen rings umher in Thränen, und in jedem Auge lag eine stumme heiße Bitte, eine tiefe innige Reue. Aber zu reden wagte doch keine, denn sie fühlten alle das Unrecht, das sie gethan, und trugen still und demüthig die harte Strafe. Und alle gedachten des schönen, geschmähten Flatterers mit tiefem Weh und heißer Sehnsucht, und schauten nach ihm aus mit glühendem Verlangen.

Vergebens! kein Schmetterling ließ sich blicken. Als nun aber der weichherzige Thauspender seinen Liebling, die schöne, weiße Lilie sah, wie sie krank und todessehnsüchtig das bleiche Haupt zur Erde neigte, da zerfloß er in Mitleid, lächelte huldvoll den Bekümmerten zu und sprach: „Ich vergebe Euch! ich will Eures Ver-

gehens ferner nicht mehr gedenken. Der Freund, den Ihr verschmäht, sei Euch zurückgegeben! Zur Strafe aber und ewigen Erinnerung Eures Zweifels an meiner Liebe und des Allvaters Weisheit sollen immerdar im Monat Mai die braunen Käferknaben das feierliche Recht behalten, Euch zu küssen."

Und das lassen sie sich auch nicht nehmen, die dicken Maikäfer und benutzen gar fleißig die allerhöchste Erlaubniß zum bittern Leide der Blumen und zum gewaltigen Grimme der losen Schmetterlinge.

Die letzte Rose.

„Vom Himmel ist er gekommen,
Auf der Erde hat er gelebt,
Unser Herz ist sein Grab."

Börne.

In dem schönen gesegneten Baierlande liegt ein kleines Städtchen, Wunsiedel genannt, demüthig zu den Füßen der riesigen wilden Schönheit des Fichtelgebirges. Großartig ernst

ist dort die ganze Natur, dunkelgefärbt sind die hohen Bäume, und selten begegnet ein helles warmes Blumenauge unsern suchenden Blicken. Höhlen voll labyrinthischer Irrgänge und tiefe Schluchten von grausiger Dunkelheit sind in den finstern Bergen versteckt, und seltsame Märchen von vergrabenen Schätzen und verborgenen strahlenden Zaubergrotten erzählen sich dort die scheuen Waldvögelein. Der Frühling schaut erst spät mit seinen Himmelsaugen über die hohen Berge in das Thal und wirft schäkernd die letzten Reste seiner süßen Gaben, milden Sonnenschein und Blumensträußlein herüber. Eilig, als fürchte er, in diesen undurchdringlichen Tannen- und Fichtenwäldern sich zu verirren, huscht dann der Sommer mit glühenden Wangen vorbei; der launische Herbst aber scheint sich gar wohl dort zu behagen: ungehindert und ungestört spielt er mit seinen Winden in den Schluchten und Felsspalten, läßt seine buntgefärbten Blätter phantastisch tanzen, wirft die spärlichen Früchte, die der flüchtige Sommer anzuhauchen vergessen, spottend von den Bäumen und streut emsig blaue, rothe, gelbe und weiße Sternblumen, die er in seinen Freistunden gar mühsam und kunstvoll aus halbverwelkten Sommerblümchen geschnitten und zusammengefügt, in die Gärten der Menschen. Aber des Herbstes Kurzweil unterbricht gar bald der kalte Winter, der sich dann seinen

prächtigen Eispalast aufbaut, den Bergen weiße, flimmernde Mäntel umhängt, daß sie aussehen wie seine Diener, Schneeschleier über alle Bäume breitet und eine große weiche blendende Decke über den ganzen Erdboden. Auch fremdartige Blumengestalten, denen aber die Seele fehlt, läßt sein Hauch aufblühen an den Scheiben und funkelnde Diamanten streut er aus mit vollen Händen, die dann, wenn die Sonnen- und Mondenstrahlen sie berühren, leuchten und flammen, daß kein Menschenauge solchen Anblick lange zu ertragen vermag. Dazu blitzen die scharfgeschliffenen Dolche seiner Eiszacken und drohen jeden zu verwunden, der da wagen sollte, des kalten Herrschers starre Pracht, Macht und Herrlichkeit zu schmähen und anzugreifen, oder sich nach dem milden, süßen Frühlinge zu sehnen.

Es war aber im Beginne des Monats März im Jahre 1763, als plötzlich dieser strenge Despot mit sonderbarer Hast die weißen Decken von der Erde hob, die Eisblumen von den Fenstern riß, die spitzen Dolche zerbrach, die Mäntel der Bäume einpackte, und das Thal verließ, ehe nur ein Menschenkind zur Besinnung gekommen über solch unerhörtes Wunder. Und am Morgen des 21. März neigte sich ein himmlisch lächelndes Angesicht über das befreite Land, das Antlitz des Lenzes, und ein warmer würziger Hauch wehte, linde Tropfen

fielen auf die starre Erde, die, kaum von ihren Ketten erlöst, noch nicht zu athmen wagte; und sie erwarmte, bebte leise, athmete. Und getrieben von unwiderstehlicher Zaubermacht sproßten zarte lichtgrüne Blätter hervor, und der heißglühende Sonnenmund küßte die Veilchen wach, die sich verwundert die Aeuglein rieben und staunten, daß die dunkle Nacht schon dahin. Hie und da erhob auch ein neubelebtes Vögelein schüchtern in leisem Dankesjubel seine liebliche Stimme und wunderbares Rauschen zog durch die Berge. Und die staunenden Menschenherzen, welche dies sahen und hörten, erfüllte die selige Ahnung eines himmlischen, geheimnißvollen Geschenkes, einer trostvollen Verheißung: es war ihnen, als ob liebe sanfte Lippen heilend ihre Wunden berührten und der Frühling nun nimmmermehr wieder weichen könne aus ihrem stillen Thale.

Vor einem der kleinsten und ärmsten Häuser des Städtchens aber lag ein enges unscheinbares Gärtchen; der einzige Schmuck dieses Plätzchens war ein alter Rosenbaum, der mit seiner Krone lieb und zutraulich hineinschaute in das niedere Fenster eines düstern Zimmers. Drinnen belauschte er gar oft die muntern Spiele einer rothwangigen Kinderschaar, aber wohl auch manchen bangen Seufzer eines sorgenvollen Vaters, manche stille Thräne einer bekümmerten Mutter. Und am Morgen

des 21. März strömten der würzige Hauch und der linde Thau und die erquickende, belebende Sonnenwärme vor allen andern Bäumen und Sträuchern auf das aufgerichtete Haupt dieses Rosenbaumes, der so selten geblüht in der rauhen Gebirgsluft; und eine Knospe drängte sich hervor, so eilig, daß die grünen Blättchen Mühe hatten, ihr zu folgen; sie schwoll in wunderbarer Schnelle, färbte sich, brach auf, duftete, und klopfte endlich, als halb entfaltete zauberschöne Rose, mit schüchternem Finger an die Scheiben.

In dem Stübchen aber war helle Freude; die frischen Kinder umstanden mit leuchtenden Blicken die Wiege eines neugeborenen Brüderchens; der Vater sah so glücklich und dankbar aus, und die bleiche Mutter faltete auf ihrem Lager fromm lächelnd die Hände. Tief und sanft schlummerte der junge Erdensohn; die rauhen, verworrenen Erdenlaute, die an sein Ohr schlugen, drangen noch nicht zur kleinen verhüllten Seele, vermochten nicht, ihn zu ermuntern. Und doch öffneten sich jetzt, zauberhaft plötzlich, die festgeschlossenen Augenlider des ruhenden Kindes. Ob vielleicht die schlummernde Seele das leise Klopfen des Rosenfingers vernommen und verstanden? Klare, unendlich liebe, blaue Augen waren es, die sich dem Fenster zuwandten; den leuchtenden Kindesblicken flogen die Blicke aller andern nach; ein Jubelgeschrei, ein frohes

Staunen: die lebensfrische Schaar stürzte lärmend hinaus, das Wunder war offenbart, die Rose entdeckt.

Aber in der folgenden Nacht klang und leuchtete es gar süß in dem kleinen niederen Gemache, und erquickender Rosenduft drang durch das Fensterlein. Und überirdische, schön gestaltete Wesen, Engel, nur dem reinen ungetrübten Kindesauge sichtbar, schwebten um die Wiege, flüsterten und spielten mit dem seligen Kindlein und kränzten es mit Himmelsblüthen aus Licht und Glut gewebt, irdischen Rosen ähnlich, nur fehlten die Dornen. Der schöne Engel küßte des Kindes Augen und sang: „Allvater hat mich gesandt, auserwählter, sterblicher Liebling! lausche nun den höheren Verkündigungen, die Dir meine Lippen bringen dürfen! Allvater blickte nieder auf seine kleine Erde und auf die ruhelosen Menschen, die darauf wohnen, und sah erbarmungsvoll auf ihre ewig wünschenden Herzen, auf ihre kurzen Frühlinge und Freuden, auf ihre langen winterlichen Leidensnächte. Und sein Vaterauge sah, wie sie oft den Muth verloren und die Hoffnung, wie so oft ihr Glaube wankte und ihre Geduld: da sandte Er, der seine zahllosen, unermeßlichen Welten alle mit gleicher Liebe umfaßt, trägt, segnet, in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch diesem Weltenstäubchen, der bunten Erde, einen neuen Sonnenstrahl, einen neuen süßen Trost. Er legte eine neue

duftende Blume an die gequälten Menschenherzen: Dich, glückseliges Kindlein! Er schenkt Dich allen müden, aber auch allen frohen Herzen, damit Du ihnen seinen Namen nennest, damit Du ihnen von seiner Liebe erzählest und seinen leuchtenden Himmel zeigest, daß die Müden wieder glauben, lieben, hoffen lernen und die Frohen nimmer ermüden. Deinen Blicken ist es vergönnt, einzudringen in die tiefsten Tiefen der Menschenbrust; Deinen milden Trostaugen werden die verschlossensten Herzen sich öffnen; alle Seelenschätze, lägen sie auch noch so verborgen, wirst Du heben, alle Freuden der Menschen wirst Du verstehen, wie keiner vor Dir. Auch das unscheinbarste Blümlein, das im heimlichsten Herzenswinkel aufgesproßt, wirst Du entdecken, und wirst ein Lächeln haben für jede Lust und ein mitempfindendes Wort für jede Wonne. Aber auch alle Schmerzen wirst Du begreifen, wie keiner vor und nach Dir; jedes Leid wird Dir schleierlos sein Antlitz zeigen, und von Deinen gesegneten Lippen wird lindernder Balsam strömen für jedes stille Weh, jeden geheimen Jammer, jedes menschliche Elend!"

Und eine andere Lichtgestalt neigte sich über den Knaben und hauchte: „Dir allein soll es vergönnt sein, klar zu lesen in dem ewigen Wunderbuche der Natur: keine räthselhaften Zeichen werden Dir begegnen auf den

leuchtenden Riesenblättern; die zarten Blumenseelen offenbaren sich Dir, und Deine Seele wird ihre geheimnißvolle Duftsprache verstehen; die hohen Sterne werden zu Dir reden und alle Töne. Der Schooß der Erde öffnet sich und enthüllt Dir seine unverwelklich reiche Blüthenwelt, die strahlenden Diamantblumen, die leuchtenden Sapphire und Smaragden, die Glutrubine, die stolzen Gold- und Silberbäume; ja, selbst die Geheimnisse des Meeresgrundes sind Dein! Und Du wirst frohlockend Deinen unerschöpflichen Reichthum Deinen Brüdern und Schwestern, den Menschen zeigen, wirst sie überschütten mit Deinen Schätzen, um sie zu entzücken und zu beglücken, wie Dich Allvater beglückt!"

„Und die süße Himmelsrose der Liebe wird ewig blühen in Deiner Brust!" flüsterte mit zaubermilder Stimme ein anderer Engel, „ihr Duft und Glanz wird Dir den rauhen Pfad schmücken, den zu wandeln Dir beschieden ist. Allvater hütet und schützt Dich!"

Zuletzt aber berührte ein himmlisch lächelnder Engel die rosigen Lippen des Kindes, und mit dem Engelskusse sank zugleich eine Thräne auf seine kleine weiße Stirn: „Mit diesem Kusse," tönte es leise, „weihe ich Deine zarten Lippen zu erquickenden Trostspendern der Menschen, und mit dieser Thräne gebe ich Dir berauschende Träume von unserer Glückseligkeit, aber auch ewige Sehnsucht nach

unserem Himmel!" Wie Harfenton tönte nun ein süßes „Lebewohl!" und die Himmelsboten eilten auf dem goldnen Pfade der Sonnenstrahlen, die jetzt in das stille ärmliche Kämmerlein drangen, zurück in ihre lichte Heimat.

Welche Seele hat nicht schon längst den irdischen Namen dieses tausendfach gesegneten Kindleins errathen? — Welcher Mund flüsterte nicht mit tiefer, ehrfurchtsvoller Rührung den Namen des Mannes, dessen Bild wie eine leuchtende Sonne unverrückt an dem Horizonte aller fühlenden deutschen Herzen steht? — Jean Paul, Du hast uns treu gehalten, was die holden Engel verheißen an Deiner Wiege! Du hast uns Alle an Dein großes Herz gedrückt!! Alle, sage ich; nicht nur die Menschen, die neben Dir dahin wandelten während der kurzen Dauer Deines Erdendaseins; nein, auch uns, denen es nicht vergönnt war, Dein begeistertes Antlitz zu schauen, umfangen Deine Arme, trösten Deine Augen, erquickt Dein Lächeln. Ja, selbst zu den Todten neigst Du Dich und öffnest ihre tiefen Gräber, und wirfst holde Blumen und milde Thränen auf die kalten Gebeine. Du bist uns Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; Du zeigst uns drei Welten: die lebende, glühende in der Menschenbrust und in der blühenden Natur, die vergangene, verborgene unter der Erde und die zukünftige in Deinen zaubervollen Träumen von der Seligkeit des

himmlischen Licht- und Tonmeeres. — So lösest Du jeden Schmerz, so erhellst Du jede Brust, so stillst Du jede Sehnsucht, nur eine nicht: — jenes nie endende Sehnen, das Deine eigene Brust durchglühte, das in Deiner eigenen Seele lebte, ein Verlangen, das selbst die lichtvollen Bilder und flammenden Verheißungen unseres Propheten immer höher steigern: die Sehnsucht nach dem Himmel.

Jean Paul's letzter Erdentag brach an mit dem Morgen des 14. November 1825; da ward seinem heißen Sehnen Erfüllung, zu früh — ach, viel zu früh für uns. Die Hand des weisen Allvaters aber hatte die irdischen Augen seines Lieblings schon lange Zeit vorher sanft zugedrückt, damit desto leuchtender und heller jene Himmelswelt aufstrahlen möchte vor seiner verlangenden Seele, gegen deren Glanz auch das hellste Sonnenlicht der Erde nur trüber Schatten ist. Lächelnd ruhte der Sterbende auf seinem Schmerzenslager; weinend umstanden ihn treue Menschen. Es mochten wohl Paradieses-Ahnungen sein, die ihn umschwebten in Gestalt holder Engel, oder süße Erinnerungen an so manchen schönen Erdenlenz. Da kam plötzlich noch einmal irdisches Weh über ihn! der herbe Schmerz des Scheidens, eine tiefe Trauer um seine schöne Erde, eine unüberwind-

liche Sehnsucht nach seinen Blumen mit ihrem kurzen Blüthenleben, deren Sprache er verstanden, deren Duft ihn so oft berauscht, deren Seele sich ihm enthüllt, deren Sterben und Auferstehen er belauscht, die er ja so sehr geliebt! Und mit bittendem Verlangen hauchte der Scheidende: „Ach, laßt mich nur einmal noch den Balsamduft einer vollen Rose athmen! Gebt mir eine Rose, daß ich sie küsse und somit Abschied nehme von meinen Erdenfreuden!“ Und als die versammelten Getreuen trostlos umherblickten und rathlos und bekümmert auf Erfüllung dieses Wunsches sannen, glitt ein Lichtstrahl durch das verdunkelte Zimmer, und Rosenduft durchwallte das Gemach, wie an jenem Tage des Frühlingsopfers; eine frische rothe Rose aber sank leise auf das Lager des geliebten Bittenden. Seine Hände falteten sich um das süße Wunder, sein Lächeln wurde Verklärung: er drückte die Rose auf seine Augen, diese einst so klaren Liebesquellen, die nimmer wieder überströmen sollten bei dem Anschauen eines Erdenfrühlings, athmete noch einmal tief und erquickt auf — und schwebte hinüber. Und sein Tod war „der Tod eines Engels“.

Eine Leonore.

Ueber das Herz zu siegen ist groß —
ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz siegt, der gilt mir noch mehr!

Schiller.

Die fröhlichen Bewohner der schönen Kaiserstadt Wien, so geschäftig und ruhelos sie auch immer von einem Tage in den andern eilen, so wechselnd sie sich oft zeigen in ihren Neigungen, so vergnügungsdurstig sie erscheinen, haben doch zu allen Zeiten in einer Empfindung einen tiefen Ernst und eine rührende Innigkeit an den Tag gelegt: in der Empfindung für ihre großen Musiker. Der Wiener war und ist auf solche Erscheinungen eben so stolz als auf seinen Kaiser und — auf seinen Prater. Daß sich die Wiener

damals nicht gerade darum sorgten, ob ihr lieber Haydn, Mozart und Beethoven auch tagtäglich „Backhahndel" zu verzehren hatten, ob ihre Wohnungen behaglich, ihre Beutel gefüllt waren, das konnte und durfte man ihnen nicht übel nehmen, jedes ächte Wiener Kind hat „halt" gar zu viel mit sich selber zu thun. Jeder aber freute sich von Herzen und strahlte ordentlich, wenn er wieder ein neues Stück von seinen Lieblingen hörte, ließ sie dann auch hoch leben, d. h. mit dem Glase in der Hand, und zog gewiß den Hut bis zur Erde, wenn einer oder der andere jener berühmten Männer ihm einmal zufällig in den Weg kam. — Lächelt nicht! Das ist schon sehr viel! Wie mancher große Geist in schlichter Körperhülle ging an den Menschen vorüber, ohne daß ihn einer warm anschaute, ohne daß ihm einer dankte für das, was er geschaffen. Und doch trifft eben solch ein Anschauen und Danken die Seele wie ein Frühlingssonnenstrahl, und kein Mensch, so erhaben er auch sei, so hoch über allen er auch stehe, vermag solches ohne Schmerzen zu entbehren.

In dem ungewöhnlich schönen Monat Juni des Jahres 1822 konnte man täglich genau zu derselben Nachmittagsstunde auf dem sogenannten Wasserglacis einen hochgewachsenen Mann einsam auf- und abwandeln sehen, dem jeder Begegnende ehrerbietig auswich.

Keine Minute früher noch später erschien dieser düstere Spaziergänger; weder Glut noch Regenschauer vermochten seine Schritte zu beschleunigen, keine Blume, keine Menschengestalt sein Auge zu fesseln; langsam, sicher und stolz schritt er daher, den Blick gesenkt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Graues Haar drängte sich um die prächtige, gedankenschwere Stirn; er merkte es nicht, wenn der Frühlingswind es ihm neckend aufwirbelte oder in die Augen trieb. Niemand konnte an dieser Erscheinung achtlos vorüberstreifen, der Stempel des Außergewöhnlichen war ihr allzudeutlich aufgedrückt, die überwältigende Hoheit des Genius zog sich wie ein Nimbus um dies gebeugte Haupt. Jedes Kind wußte aber auch: „das ist Ludwig van Beethoven, der so viele wunderschöne Musik gemacht hat," hörte auf zu spielen, hielt rasch die Kugel an, die dem Meister vor die Füße rollen wollte, klatschte auch nicht mit der Peitsche und stieß schnell den Brummkreisel um, wenn der ernste Mann daherkam. Alt und Jung, Hoch und Niedrig trat bei Seite oder begnügte sich, ihn voll Ehrfurcht zu grüßen, ohne auf eine Erwiderung zu hoffen. Kohlenträger, mit schwerer Bürde belastet, hielten geduldig still, bis der wunderbare Träumer vorbei gegangen, Jeder, aber auch Jeder, ehrte ihn auf seine Weise.

Gerade damals zeigten freilich die Wiener ein er-

höhtes Interesse an der finstern Erscheinung des Vielgepriesenen: Beethoven hatte nämlich vor einigen Monaten schon seine erste und einzige Oper „Leonore" (später nannte er sie „Fidelio") vollendet, weigerte sich aber hartnäckig, sie zur Aufführung bringen zu lassen. Eigensinnig, taub gegen alle Bitten, hielt er die kostbare Partitur in seinem Pulte verschlossen.

„Ich finde keine Leonore, wie ich sie brauche," sagte er zu seinen Freunden, die nicht müde wurden ihn um die Aufführung zu bestürmen. „Sängerinnen giebt's freilich zur Genüge, aber keine für mich. Meine Leonore soll keine Triller schlagen, auch nicht über allerlei Rouladen den Hals brechen, sie braucht nicht zehnmal die Kleider zu wechseln, auch nicht sonderlich schön zu sein: aber Eins muß sie haben außer ihrer Stimme, und dies Eine verrathe ich Euch nicht, Ihr würdet den „tollen" Beethoven doch nur auslachen. — Laßt die Oper ruhig bei mir liegen und bekümmert Euch nicht um sie."

Aber die Ungeduldigen ließen nicht ab von ihm, quälten den großen Musiker Tag für Tag, schickten ihm eine Sängerin nach der anderen über den Hals und fingen endlich an, ihm ernstlich zu zürnen. — Beethoven blieb, wunderbarer Weise, lange geduldig. Eines Abends jedoch drang man besonders heftig in ihn und erzählte ihm Wunderdinge von dem Debut einer jungen Sän-

gerin, die damals ganz Wien von sich reden machte. Sie war die Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, kaum siebzehn Jahre alt und mit ihren Eltern seit kurzem von Hamburg nach der Kaiserstadt übergesiedelt. Als Mozart's Pamina hatte sie alle Herzen entzückt durch den Reiz ihrer Stimme und Gestalt, man prophezeite ihr einstimmig eine große Zukunft, und dies Alles eben theilte man dem Meister mit und verhehlte ihm nicht, wie man hoffe, er werde dieser schönen Hand gestatten, den verborgenen Schatz seiner letzten Schöpfung zu heben.

Da fuhr Beethoven auf. „Was? einem Kinde, einem kaum der Schule entwachsenen Dinge soll ich mein heiliges Kleinod anvertrauen?" fragte er heftig. „Ich glaube, Ihr träumt oder Eure Neugierde macht Euch sinnlos. Nein, für ein siebzehnjähriges Mädchen hat Ludwig von Beethoven seine Leonore doch nicht componirt! — Aber ich bin nun der Quälereien müde und erkläre Euch ein für allemal, daß ich meine Oper verbrennen werde, wenn einer von Euch es wagen sollte, wieder nach ihr zu fragen!"

Er war so imponirend in seinem Zorn, sein Auge blitzte so vernichtend, seine Stimme klang so grollend, auf seiner breiten Stirn standen noch so viele Wetterwolken, daß einer nach dem andern still hinausschlich;

und fortan war von der „Leonore" vor den Ohren des Meisters nie wieder die Rede.

Seit einiger Zeit nun traf es sich, daß dem großen Musiker auf dem Rückwege von seinem täglichen Spaziergange regelmäßig kurz vor der Stadt ein junges blondes Mädchen entgegen trat. Sie trug meist ein einfaches weißes Kleid, einen kleinen zierlichen Strohhut und ein schmaler dunkelrother Shawl fiel über ihre schönen Schultern. Wie alle anderen, die dem Sinnenden begegneten, wich auch sie ehrerbietig zur Seite, dies geschah aber, wenn auch langsam und zögernd, doch mit einer hinreißenden Grazie, sie heftete dabei ihre großen Augen fest auf das Antlitz des Meisters.

Das waren aber Augen, die wohl die Macht besaßen, zu binden und zu lösen, eine träumende Seele aufzurütteln, an sich zu ziehen, festzuhalten, Augen von wunderbar dunklem Blau mit den köstlichsten Wimpern und Brauen, leidenschaftlichem Aufschlag und unergründlicher Tiefe. Nur der Träumer Beethoven konnte diesem zauberisch-innigen Blicke so lange widerstehen, der ihn immer und immer wieder traf: er ging achtlos viele Tage an dem schlanken Mädchen vorüber, ohne sie zu bemerken. Ihre feinen Lippen bebten immer, wenn er an ihr hinstreifte; es war, als wolle sie reden, und doch schwieg sie, sah ihm nach mit einem Ausdruck von

Bewunderung und Schmerz und wandte sich dann, um in die Stadt zurückzukehren.

Da zog denn eines Tages, eben in der fünften Nachmittagsstunde, ein Gewitter am Himmel auf. Der Donner rollte näher, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, ängstlich flatterten die Vögel, und die Menschen, die eben draußen waren, eilten, ihre schützenden Wohnungen zu erreichen. Einzelne Windstöße erhoben sich, aber kein Regentropfen milderte die drückende Schwüle, immer lauter tönte die Stimme des Donners, immer wilder jagten sich die Blitze. Da schritt Ludwig van Beethoven von seinem Spaziergange zurückkehrend wie ein Seher daher. — Das Haupt hoch emporgerichtet, die Stirn heller als sonst, schien er sich des ernsten Schauspiels zu freuen. Er allein schien jene großartige Sprache dort oben zu verstehen, denn er lächelte im Rollen des Donners und schaute kühn und ungeblendet in das Leuchten der Blitze. Für ihn war das Gewitterbrausen nur der mächtig anschwellende Posaunenton einer gewaltigen Natursymphonie, der Wind, der in seinen Haaren wühlte, schien ihn zu heben und zu tragen, und als der ernste Mann jetzt die Arme emporhob in seltsamer, stummer Begeisterung, da war es, als erwarte er, daß ein Engel niederfahre zu ihm auf den Flügeln der Blitze. O, daß er ihm eine Riesenharfe brächte, damit er sie ausstürme, jene seltsamen

Melodien, von denen die Seele des Begeisterten so übervoll! — Beethoven wähnte auch wirklich einen Engel zu sehen; eine weiße Gestalt stand vor ihm: er starrte auf sie hin, eines Wunders gewärtig. Aber der vermeintliche Engel zitterte, streckte ihm die Hände entgegen, murmelte hastig einige unverständliche Worte und sah ihn flehend an. Ueberrascht blickte der Meister in ein erblaßtes Mädchengesicht. Eine Erinnerung kam ihm an dies liebliche Antlitz, an die reizende Gestalt; hatte er sie nicht schon oft gesehen? war sie nicht an ihm vorübergegangen? — Im Traume vielleicht! — Er wußte es nicht.

„Kind!" sagte er endlich und beugte sich zu dem jungen Mädchen nieder, „in solchem Unwetter bist Du noch im Freien? Hast Du Dich verspätet? bist Du fehl gegangen?"

„Ich wollte nur zu Euch!" antwortete fest und weich zugleich eine süße Stimme.

„Zu mir? Was kannst Du von mir wollen?"

„Eure — Leonore!"

Beethoven fuhr zurück.

„Wie heißt Du?"

„Wilhelmine Schröder. Ich stand schon viele Tage mit meiner heißen Bitte hier, erst heute wagte ich zu reden."

„Und sahst Du nicht, wie das Wetter heranzog? fürchtest Du Dich nicht?"

„Ich fürchte nur Eins: daß Ihr meine Bitte abschlagen werdet!"

Der Meister antwortete nicht — unverwandt blickte er in die blauen Augen des Mädchens. Sie senkte sie nicht zu Boden, sie erröthete heiß, aber sie sah ihn an. Da streckte Beethoven die Hand aus, faßte kräftig die kleinen Hände des lieblichsten Geschöpfes, athmete tief und erquickt auf und sagte mild:

„Komm morgen früh zu mir, mein Kind, und sei muthig; ich glaube, ich habe meine Leonore gefunden. — Jetzt aber fort von hier, ich will Dich nach Haus führen!"

Und sie hing sich an seinen Arm mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, ihre Wange glühte, ihr Körper zitterte, ihr Herz klopfte ungestüm: die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches war nahe. — Der Sturm hatte aufgehört, die Blitze zuckten schwächer, aber ein erfrischender Regen tropfte nieder. Am Thore der Stadt hob Beethoven das junge Mädchen mit väterlicher Sorgfalt in einen eben vorüber fahrenden Wagen, und Wilhelmine Schröder bezeichnete die Wohnung ihrer Mutter. In kindlich überströmender Begeisterung küßte sie zum Abschiede die Hand des Meisters; er wandte sich zu

geben. Noch einmal mußte er zurückblicken, und da sah er, über den Wagenschlag hinausgelehnt, das reizendste Mädchengesicht zu ihm hingewandt. Es war erblaßt vor innerer Bewegung, die junge ernste Stirn, eingefaßt von goldnen Haaren, neigte sich vor ihm, sanft grüßten und lächelten die magischen Augen. Ludwig van Beethoven fühlte eine wundervolle Wärme an sein Herz strömen, eine selig-wehmüthige Ahnung durchzuckte ihn, er sagte sich leise: „Dies Weib wird noch einen Sonnenstrahl auf deinen Weg werfen — den letzten!"

Und am folgenden Morgen stand Wilhelmine Schröder, die junge Sängerin, neben Beethoven am Clavier. Vor ihm aufgeschlagen lag die Partitur seiner Leonore. Er hatte dem blonden Mädchen kurz den Inhalt der Oper erklärt, der sie mächtig anzog, ging dann flüchtig über die ersten Nummern Jaquino's und Marcellina's hinweg und intonirte, leise summend, mit der einen Hand streng den Tact marquirend, mit der andern die Accorde der Begleitung greifend, die Leonorenstimme des Quartetts:

„Mir ist so wunderbar."

Das Mädchen folgte jedem Tone mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Terzett:

„Muth, Söhnchen, Muth,"

leuchteten die blauen Augen leidenschaftlich auf; als sich aber das Prachtgemälde der großen Arie:

„Abscheulicher, wo eilst Du hin!"

vor ihrer Seele entfaltete, da flog ein Beben tiefster Erschütterung durch den zarten Körper. Mit jeder Nummer wuchs die Erregung der halb athemlosen Zuhörerin, immer begeisterter spielte und intonirte der Meister, sie hörte nicht, wie gebrochen und hart die Stimme klang, die ihr alle diese Herrlichkeiten in's Ohr und in die Seele trug. Sie wußte auch nicht, daß beim Duett des zweiten Actes:

„Nur hurtig fort, nur frisch gegraben,"

die Thränen langsam und schwer über ihre Wangen rollten, sie wandte den Blick nicht ab von dem wunderbaren Manne, der da vor ihr saß und den sie so inbrünstig verehrte. — Welch ein eigenthümlich fesselndes Bild in dem engen Rahmen des schlichten Zimmers waren sie, diese beiden Gestalten, der reiche ernste Herbst und der lächelnde Frühling. Der Meister selbst im weiten pelzverbrämten Hausgewand, mit blitzenden Augen und leuchtender Stirn ganz versunken in seine Schöpfung, dann und wann tief-ernst aufblickend zu dem Antlitz seiner Hörerin; Frühlingsfrische war ausgegossen über jene Mädchengestalt an seiner Seite, über jenes Angesicht mit seinen köstlich reinen Linien, und

Sonnenlichter zitterten in den schweren blonden Haaren, die sich an die zarten Wangen schmiegten und im stolzen Nacken einen goldenen Knoten bildeten.

An diesem jugendlichen Haupte hingen
So viele Hoffnungen, als in den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen.

Beethoven ging rasch und immer rascher weiter, seine Hand eilte über die Tasten!

„Jetzt kommt die Stelle höchster Erhebung," sagte er; „in ihr sammeln sich die Lichtstrahlen der ganzen Oper. Gieb Acht auf diesen Ruf! auf ihn kommt's an, mein Kind, hier wirst Du zeigen, ob ich mich in Dir getäuscht oder nicht!"

Und nun intonirte er mit erschütternder Begeisterung jenen berühmten Schrei:

„Tödt' erst sein Weib!"

Wilhelmine Schröder erkannte nun erst die Riesenaufgabe, nach der sie selbst die Hand ausgestreckt, sie faltete bebend die Hände, Glück und Bangen zugleich erfüllten ihre Brust. „Tödt' erst sein Weib!" dieser eine Ruf tönte ihr in den Ohren — sie hörte nichts weiter, das glänzende Finale ging an ihr vorüber wie ein Traum. Als aber Beethoven sich erhob und die Partitur zuschlug, näherte sie sich ihm mit wankendem Schritt.

„Segnet mich zur That, die ich wagen will, damit

sie mir gelinge," sagte sie feierlich und neigte tief das Haupt.

Und der Meister legte seine Hand gedankenvoll auf den blonden Scheitel, und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie ein herbstlicher Sonnenstrahl über sein ernstes Angesicht.

Ehe das junge Mädchen aber an diesem Abend einschlief, faltete sie die schönen Hände und schloß ihr Nachtgebet mit den Worten: „Gott, laß mich eine Leonore werden, wie er sie geträumt, damit ich seinem Herzen noch eine Freude bringe."

Wenige Wochen nach dieser Scene trat Wilhelmine Schröder in der Oper „Fidelio" in Wien auf und verkörperte jenes Ideal höchsten Liebesheroismus, das dem Geiste Beethovens vorgeschwebt. Der Componist selbst saß in einer kleinen dunklen Loge dicht bei der Bühne. Ach, die süßen und doch kraftvollen Töne, wie sie die Brust der jungen Sängerin ausströmen ließ, sie drangen ja nur schwach und gebrochen in sein schon damals fast ganz verschlossenes Ohr, aber er sah doch die von Glut und Hingebung getragene Erscheinung, er sah diese Augen voll Leidenschaft und Begeisterung, und der ausbrechende Jubel der hingerissenen Menge umbrauste ihn wie ein fernes Meer. — Und der zweite Act entfaltete

sich, das schöne Weib stieg hinab in den dunklen Kerker, reichte dem hungernden Gatten das Brod, durchlief alle Stadien der Seelenmartern, bis endlich jener wunderbare Lichtpunkt kam, jener mächtige Aufschrei:

„Tödt' erst sein Weib!"

Beethoven richtete sich fieberisch erregt auf, als der Accord einsetzte, sein Athem stockte, die Riesengestalt zitterte, seine Blicke bohrten sich fest an die Lippen der Sängerin. Eine Secunde lang war's, als ob sie zagte, plötzlich aber richtete sie sich auf in wahrhaft großartiger Schönheit, und schmetterte das in höchster Leidenschaft vibrirende b in die Seelen der erschütterten Hörer. — Und das Wunder geschah, dieser eine gewaltige, beseelte Ton durchdrang alle Schranken und drang wie eine lichte Verkündigung in das verschlossene Ohr des Meisters. Es wurde plötzlich so hell in ihm, goldne Tonwellen überströmten ihn, ein stiller Traum, seine Leonorenschöpfung sang und klang laut, in dem herrlichen überwältigenden b, das er gehört, spiegelte sich das Ganze, wie das All sich in einem klaren Tropfen spiegelt. — Namenlose Freude, ungebändigtes Entzücken ergriffen ihn, er hatte sich in dieser Leonore nicht getäuscht! Er hätte dies junge Mädchen an sein Herz reißen, in seinen Thränen baden mögen, längst begrabene Wünsche, längst entschlafene Hoffnungen standen auf aus ihrer Todesruh'

und sahen ihn lächelnd an. Aber Körper und Seele waren nur an Schmerzen gewöhnt, das unendliche plötzliche Glücksgefühl überwältigte den nur im Leiden und Entbehren starken Mann: Ludwig van Beethoven sank ohnmächtig zusammen.

Diese Darstellung des Fidelio war in der That der letzte, aber vielleicht auch der blendendste Sonnenstrahl, der auf den dunklen Weg des erhabenen Tonschöpfers fiel.

Aber was war es wohl, was Ludwig van Beethoven von der Darstellerin seiner Leonore verlangte, und was er in den blauen Augen eines jungen Mädchens gefunden?

Wilhelmine Schröder trug die Leonore hinaus in die Welt. — Wer hätte wohl je ohne die nachhaltigste Erschütterung den Fidelio von ihr gehört, wer könnte sie, gerade sie in dieser Erscheinung vergessen? Hunderte von Sängerinnen haben nach ihr uns auch die Leonore gesungen; vermochte je eine von allen so die Seele gefangen zu nehmen, wie sie? — Aber war denn keine so schön wie Wilhelmine Schröder-Devrient, hatte keine eine so mächtige Stimme, eine so entzückende Grazie? — O gewiß! Reizende Frauen hüllten sich in das schlichte Männerkleid Fidelio's, großartige Stimmen sangen uns die Arie: „Abscheulicher, wo eilst Du hin!" Meisterinnen der Darstellungskunst erschöpften sich an dieser Erschei-

nung; aber schwebte je von einer Lippe der Ruf: „Tödt' erst sein Weib!" großartiger, hinreißender als von den Lippen jener blonden Frau? — Und warum wohl?

Hier folgt die Lösung aller Fragen. Wilhelmine Schröder-Devrient besaß jenen seltenen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthselhaften Reichthum, der in unserer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen kostbarsten Schatz der Erde, jene schönste Segnung des Himmels: ein heißes Herz!

Zwei Brüder.

„— Dem Einen ist sie hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Schiller.

In der engen Gasse einer großen Handelsstadt lebte vor etwa dreißig Jahren eine arme Jüdin, die sich vom Ein- und Verkauf alter Kleider nothdürftig ernährte. Sie hatte einst bessere Tage gesehen und in einer recht glücklichen Ehe gelebt; ihr Mann starb aber am Nervenfieber, als sie ihm kaum drei Monate vorher ein munteres Zwillingspaar geboren, kräftige Knaben, auf die beide Eltern nicht wenig stolz waren. Isaak hatte eben ein kleines Geschäft begonnen,

und seine Unternehmungen wurden mit Erfolg gekrönt; er blickte froh hoffend in die Zukunft seiner Kinder: da kam der Tod und machte plötzlich allem Sorgen und Schaffen ein ewiges Ende, und die fleißigen Hände, die sich so unermüdlich geregt, lagen nun starr und gelähmt auf der stillen Brust des Todten. Sarah nahm zerrissenen Herzens ihre beiden Kinder, ging mit ihnen zum Rabbi und fragte ihn um Rath, was sie beginnen sollte in ihrer großen Noth und Verlassenheit. Und der Rabbi sprach mit den Aeltesten der Gemeinde, und sie traten alle zusammen und halfen und riethen, so viel sie konnten, und nach vielen durchweinten Tagen und schlaflosen Nächten war die arme Frau im Stande, durch mühselige Thätigkeit ihr und der Kinder Leben zu fristen.

Die Brüder wuchsen unter Mangel und Entbehrung auf, und hatten das sechste Jahr erreicht, als sich bei beiden eine Eigenschaft entwickelte, die gar bald die Aufmerksamkeit aller, die mit den Kindern in Berührung kamen, in hohem Grade auf sich zog. Beide zeigten nämlich eine ungewöhnliche Vorliebe für Musik, eine auffallende Achtsamkeit für jeden Ton, der in ihrer Nähe laut wurde. Jacob lief jeder Trompete nach, trieb sich vor allen Gartenconcerten herum, und ging oft stundenlang mit den Drehorgelspielern von Haus zu Haus, wußte genau ihre Einnahmen zu berechnen, sammelte auch zuweilen,

um einige Pfennige, für den Musikanten ein. Sein Aeußeres war unschön, seine Figur plump, die Haltung gebückt, der Gang hastig und ungeschickt, die Bewegungen eckig. Das Gesicht trug den Typus seiner Race; in den schmalen schwarzen Augen lag aber eine Welt voll Energie und Intelligenz, und in ihrem Aufblick eine frappirende Kälte und Schlauheit. David war ganz das Gegenbild seines Bruders: sehr groß für sein Alter, schlank, von leisem und scheuem Wesen, und von der vollen, schwermüthigen Schönheit seines Volkes, von jener orientalischen Formenbildung, die, wenn sie in so reiner und ausdrucksvoller Weise erscheint, ganz unwiderstehlich anzieht und fesselt. Sein Blick war hinreißend in seinem melancholischen Feuer, die Gesichtsfarbe ein matter bräunlicher Ton, doch ohne Wangenroth, die Zähne wunderschön und das tiefschwarze Haar leicht gelockt. Wie oft blieben Frauen und Männer bewundernd stehen vor dem ärmlich gekleideten Judenknaben und schenkten ihm freiwillig eine Kleinigkeit, Geld, Blumen, Näschereien, die er alle sofort der Mutter brachte. Als ganz kleines Kind achtete er schon auf das Summen des Wasserkessels, auf das Zirpen eines Heimchens und das Gezwitscher der Schwalbe, und später konnte er stundenlang an einem kleinen Wasserfall sitzen, der die Promenaden der Stadt schmückte, um auf das Geräusch der

fallenden Tropfen zu hören. Vor den Kirchthüren den Klängen der Orgel zu lauschen war die höchste seiner Freuden, und da achtete er weder Frost noch Sonnenglut; geduldig harrte er auf den Steinen, bis die wunderbaren Töne heranzogen, um ihn anzuhauchen mit ihrer heiligen Glut. Einmal im strengsten Winter fand ihn der alte Domorganist halb erfroren an einer Seitenthür kauern, und als das Kind auf seine dringenden Fragen dem warmblickenden Musiker erzählte, was ihn so auf die Schwelle bannte, wies dieser ihm für jeden Gottesdienst ein versteckes Plätzchen in der Nähe der Orgel an. Auch lud er ihn in sein Haus ein, und als der Knabe wirklich einmal freudezitternd kam, spielte er ihm Bach'sche Fugen und alte Choräle vor. Leider währte dies Glück nur kurze Zeit: der alte Mann starb und sein Nachfolger war weniger herzenswarm gegen den armen Judenknaben. Im Sommer begleitete David seinen Bruder in jene öffentlichen Gärten, in denen Musikchöre spielten, zu welchem Genusse das Publicum sich zu drängen pflegte. Die Kinder durften natürlich nur draußen stehen, aber da ersann Jacob allerlei, um einen kleinen Gewinn zu erzielen. Bald trat er, die Schuhbürste in der Hand, dienstfertig den Ankommenden entgegen und säuberte geschickt die bestäubten Stiefeln der jungen und alten Herren; bald bot er selbstgeschnitzte

Zahnstocher feil, bald sauber gedrehte Fidibusse, zuweilen auch Sträußchen einfacher Wiesen- und Waldblumen, denen er aber durch zierliche Anordnung ein gewisses Ansehen zu geben verstand. Er nahm auch immer einige Groschen ein, die er zu Hause in ein altes Tuch band und in sein Kopfkissen versteckte. David war zu alle dem nicht zu gebrauchen. Er saß still hinter der Hecke, möglichst entfernt vom Orchester, damit die Töne recht gedämpft und verworren zu ihm drangen und seine Phantasie sie sich zurechtlegen konnte zu Accorden und Melodien, wie seine Seele sie träumte. Kam er nach Hause zurück, so sang er stundenlang leise vor sich hin und bürstete dabei die alten Kleider, die seine Mutter austragen wollte, mit einem fast strahlenden Gesichte. Jacob schalt ihn oft träg und ungeschickt; David gab ihm mit thränenvollen Augen Recht, versuchte auch wohl mit Blumen an den Gärten sich aufzustellen, aber wenn der erste Ton die Luft durchzog, fing er an zu zittern, ließ die Blumen fallen oder schüttete sie dem ersten besten Kinde in den Schooß und kroch in sein Winkelchen.

„Mutter, wenn Du nur einmal dabei sein und hören könntest, was ich höre!“ sagte er oft beim Schlafengehen zur armen Sarah, die am späten Abend die ärmliche Garderobe ihrer Kinder auszubessern pflegte, damit sie ordentlich einhergehen möchten. „Du würdest

Deine ganze Plage vergessen und Dein schweres Leben und reich und froh werden wie ich! Versuchs einmal!"

„Da sollte es schlimm aussehen um uns, wenn die Mutter sich bei der Musik hinstellen und zuhören wollte!" warf Jacob unfreundlich dazwischen. „Wer sollte uns denn zu essen und zu trinken schaffen? Du vielleicht?"

Und David wandte sich traurig ab; Sarah aber streichelte sanft und innig das weiche Haar ihres Lieblings und sagte: „Wenn Euer Vater noch lebte, hättet Ihr wohl ein Instrument lernen können, und wer weiß, ob nicht gerade David seine Eltern reich gemacht!"

Die Knaben waren etwa elf Jahre alt geworden, als ein unbedeutender Zufall über ihr ferneres Geschick entschied. Ein berühmter Clavierviruose besuchte auf seiner Reise nach Wien die Vaterstadt der beiden Brüder und kündigte daselbst ein Concert an. Sein Ruf hatte die halbe Welt durchflogen, man drängte sich also zu den Billets, obgleich sie zu einem sehr hohen Preise verkauft wurden. Jacob und David standen schon lange vor Beginn des Concerts am Eingange des Saales; ersterer hatte sich dicht an die Casse gedrängt und zählte voller Staunen mit den Augen die Einnahme des Billetverkäufers. „Wer es auch so weit bringen könnte!"

sagte er halblaut zu seinem Bruder. „Wir wollen bitten, vielleicht läßt man uns hinter der Thür lauschen," erwiderte dieser, den Ausruf anders deutend. Die Knaben baten den Portier, der Wächter der Pforte wollte aber nichts davon hören und nichts erlauben. „Was versteht Ihr Judenjungen von Musik!" sagte er roh, „was kann Euch daran gelegen sein, hier hinter der Thür zu frieren?"

„O, für die Musik könnte ich noch mehr als das," rief David.

„Nein, das ist wahr, hinter der Thür hilft mir's nichts," setzte Jacob hinzu, „da kann ich ihn nicht spielen sehen, und ich muß es ihm abgucken, ich muß reich werden wie er!"

„Hier sind zwei Karten für die Kinder," sagte ein feiner blasser Herr, der unbemerkt heraufgekommen und einen Theil des Gesprächs gehört hatte; „und nach dem Concert wartet auf mich, ich will noch mit Euch reden!"

Der Castellan verbeugte sich tief; „das war Er," sagte er nach einer Pause fast feierlich zu den erstaunten Knaben. „Er sieht aus wie andere Menschen auch," murmelte Jacob, „seine Kunst kann also kein Hexenwerk sein!" David küßte die Karte und preßte sie fest zwischen seine beiden Hände, ängstlich um sich

blickend, ob auch niemand den Schatz ihm zu entreißen trachte.

Das Concert begann mit Mozart's Ouverture zum Don Juan. Jacob hatte dreist seinen Platz dicht am Orchester gewählt; er wollte durchaus den Künstler spielen sehen, mehr verlangte er nicht. David war von ihm weggedrängt worden und saß hinter einer Säule am Ende des Saales. Als nun die großartige Musik dahergeschritten kam und wie ein Simson an der Säule rüttelte, die den bebenden Knaben verbarg, da zerriß der Schleier vor seinen Augen: „das ist wahre Musik," fühlte er, erkannte er. Seine Hände fielen zitternd in einander, sein erschütterter Körper lehnte sich gegen die Säule: so empfing er den Gruß des hehren Mozart-Genius.

Es giebt bevorzugte Seelen, denen in einem Momente der Entzückung das Verständniß von Dingen aufgeht, über denen die meisten anderen ein Menschenleben lang vergebens brüten. So David. Er begriff die Herrlichkeit Mozarts, dessen Namen er mühsam auf dem Programm zu entziffern vermochte, Dank sei es seiner Judenschule. „Solche Wunder schaffen wie er!" dachte er immer und hörte nicht, wie der fremde Virtuose in kunstvollen Gängen auf dem Piano auf- und niederwogte, stürmte, säuselte und flog, er hörte nicht den Bei-

fallssturm der Menge, er kam erst wieder zu sich in den warmen Wellen des blumengeschmückten Stromes der Pastoralsymphonie Beethovens. Träumend ließ er sich am Schlusse des Concertes vom Bruder fortziehen, träumend hörte er die Frage des fremden Künstlers: „was wollt Ihr denn werden, Ihr armen Schelme?" Da überflutete ihn plötzlich eine helle Begeisterung und er hob die wunderschönen Augen auf zu dem Frager und sagte fest: „ich will ein Mozart werden!" — „Und ich will spielen lernen und Geld verdienen wie Ihr!" rief Jacob.

Und der reiche berühmte Virtuose lachte und erbot sich, beide Knaben nach Berlin zu bringen, dort einem tüchtigen Lehrer zu übergeben und auf seine Kosten sie zwei Jahre lang in der Musik unterrichten zu lassen. Man erstaune nicht allzusehr: es war kein Edelmuth, der den Künstler zu dieser allerdings auffallenden Handlung trieb, auch kein wahres tiefes Musikinteresse; es war eben nur eine Laune. Der große Herr wünschte auf eine recht piquante Weise ein stürmisches Interesse zu erregen und griff zu diesem ihm in den Weg tretenden Mittel. Dieser Zweck wurde auch zu seiner Befriedigung vollständig erreicht: die romantische Geschichte machte die Runde durch alle Zeitungen, begleitet von den pomphaftesten Zusätzen und Randglossen, die alle seiner erstaunenswerthen Großmuth galten. „In zwei Jahren

komme ich selbst nach Berlin," hatte er zu den Knaben gesagt, „dann werde ich sehen, was Ihr gelernt; für den, der fleißig war, werde ich weiter sorgen!"

Nach der armen Sarah fragte natürlich niemand. „Das Judenweib wird froh sein, die Kinder los zu werden, dergleichen Gesindel verschachert ja alles!" hieß es. — Sie sträubte sich auch freilich nicht, die treue Mutter, als man sie von dem Plane des großmüthigen Künstlers in Kenntniß setzte. „Ihr werdet's besser haben als bei mir," sagte sie beim Abschiede und weinte auch nicht. Ihr und unser Gott sah aber ihre heißen Thränen, sah ihr Händeringen, als sie nun einsam war, er hörte den Schrei des schmerzzuckenden Mutterherzens. Nachher ging sie wie sonst und verkaufte alte Kleider und lief hin und her, nur alterte sie rasch, und trug sich gebückter und ihre Augen waren immer roth. Es fragte sie aber kein Mensch weshalb. — „In zwei Jahren bin ich Mozart geworden und dann komme ich und hole Dich," hatte David beim Abschiede gesagt; daran dachte Sarah immer und immer.

Zwei Jahre waren vorbei, da brachte der Postbote der armen Jüdin in ihr enges dunkles Kämmerchen einen Brief. Sie steckte zitternd über dies wunderbare Ereigniß ein Lämpchen an, öffnete, und erkannte an der mühsam zu entziffernden unsicheren Unterschrift, daß ihr Liebling David den Brief geschrieben. Lange, lange konnte

sie vor Thränen nicht lesen, endlich entwirrten sich die Buchstaben. Sarah las langsam, die halbe Nacht ging darüber hin, und als sie die letzte Zeile beendet, fiel sie ohnmächtig mit dem müden Haupte auf den harten Tisch. Hier ist der Brief:

„Man hat mir gesagt, liebe Mutter, daß ich bald weit, weit weg reisen soll, von der Rückkehr aber weiß ich nichts. Nur möchte ich Dich beruhigen über die neue Trennung, und daß ich kein Mozart geworden bin, arme Mutter, damit Du Dich nicht zu sehr um Dein Kind grämst. Solltest Du nun lange, lange nichts von David hören, so traure nicht; man wird Dir bald sagen, wohin er gegangen. — Wie viele, viele Tage sind gewesen, seit ich Dich zum letzten Mal geküßt; wie gern möchte ich meine Wangen an Dein gutes Gesicht drücken. Ob Du wohl viel geweint hast über uns? Ich habe auch geweint um Dich und ich bin unglücklich gewesen, nun aber ist alles vorüber und ich bin glücklicher, als ich Dir beschreiben kann. Sieh, liebe Mutter, da wollten sie mich zwingen, allerlei sonderbare Dinge zu lernen; ich wollte ja ein Mozart werden, sagten sie. Die Noten sollte ich lernen, Generalbaß studiren, eine Schule durchmachen, und da schraubten sie meine Hände fest an die Tasten und da durfte ich nicht mehr spielen als fünf Töne und endlich acht u. s. w. Musik durfte ich

nicht hören: das zerstreut nur, meinte unser Lehrer. Er ließ mich auch nicht hinausgehen in's Freie, und später nur dann und wann auf einige Minuten. Aber weine nicht deshalb, gute Mutter; ein Baum stand ja vor dem Fenster meines kleinen Zimmers und so nah, daß ich sie fassen konnte, die lieben Blätter, und da hatte ich ja genug des süßen Grüns. Hätte ich besser gelernt, so hätte man mir wohl mehr Freiheit gegeben, aber ich verdiente die Strafe, ich war so ungeschickt, so ungelehrig, nichts, nichts merkte und begriff ich! Ach, die Musik, die man so lernen kann, muß doch eine andere sein, als die, von der ich immer geträumt, es muß doch eine andere Tonkunst geben, als die erlernte, sonst wäre auch Mozart nicht gewesen, nicht wahr, Mutter? In mir singt und klingt es unablässig, aber ganz anders, als wie da draußen! Diese vielen gelehrten Worte, ach, wer sie verstehen könnte! diese vielen kleinen und großen, dicken und dünnen Noten, wie sie mich verwirrten! Sie tanzten vor mir auf und ab wie Gespenster, sie neckten mich, kletterten auf den Notenstrichen auf und nieder und schlugen allerlei Purzelbäume. Zuweilen verlor ich vor Angst die Besinnung, wenn das strenge Auge meines Lehrers mich ansah und nach vielen Zeichen und Namen fragte, die ich nicht wußte. Ach, er sah ja nicht, wie toll sie waren, die schwarzen Dinger, nach welchen er

mich fragte! „Zur Strafe Deiner Faulheit erhältst Du heute kein Abendessen," hieß es oft. Mutter, der Hunger that nicht so weh, wie der Gedanke, daß ich nimmer, nimmer ein Mozart werden könne!

„Spät Abends, da war's mir am wohlsten, da setzte ich mich an das kleine Clavier und wußte, daß es niemand hörte, wie ich darauf herumgriff. Dann hörte ich aber Musik, ja glaube mir's nur! Ob ich spielte, oder eine höhere Macht meine steifen ungelenken Finger berührte, ich weiß es nicht, aber die Orgel tönte wie damals in den Kirchen der Christen, als ich draußen lauschte, und ich fühlte keine Schmerzen, keinen Hunger, keine Traurigkeit und keine Sehnsucht. Eines Abends aber kam mein Lehrer früher nach Hause und hörte mich spielen, kam herauf und schalt mich einen albernen Träumer und Klimperer. Am andern Tage ließ er das kleine Clavier in sein Zimmer tragen; nun konnt' ich nur dort und nie mehr Abends spielen.

„Von meinem Bruder wurde ich gleich anfangs getrennt; er sei viel weiter als ich und lerne viel, sagte man mir.

„Die langen, schweren Tage, die stillen, dunklen Abende machten mich endlich krank, gute Mutter, und in dieser Krankheit sah ich Dich deutlich an meinem Bette, und Deine Hand hat mir die Kissen gerückt und

die Stirn getrocknet. Du hast sie auch mit mir hören dürfen, die Mozart-Musik, die ich immer hörte!

„Mutter, ich weiß doch, was Harmonie ist, wenn ich auch die Lehre vom Generalbaß nicht begriff, ich weiß, daß es echte Musik ist, nach der meine Seele verlangte, so lange ich denken kann. Und diese Seele läßt sich nun nicht mehr halten, ich gehe dahin, woher der goldene Strom kommt, zu der Töne Urquell. Ich war selbst nur ein verlorener Ton, zu dem sich hier auf der Erde kein Accord finden wollte. Nun weißt Du, welche Reise ich meinte, gute Mutter. Du wirst sie mir gönnen. Sie sind jetzt alle gut zu mir; unser Beschützer, Herr G., ist da; ich wohne bei ihm, ich sehe aus meinen Fenstern in einen Garten, und nicht gar zu weit liegt eine Kirche und da kommen oft Orgeltöne zu mir herüber und reden wie Brüder mit mir. Mir ist unendlich wohl; ich fühle, ich werde mich so sanft auflösen wie ein Klang in weicher Nachtluft. Gute Nacht, Mutter! auch Dein Sabbath wird kommen!

David."

An den Rand des Briefes hatte Jacob mit fester Hand die Worte geschrieben: „Der Bruder ist todt! — es war das beste für ihn, er paßte nicht für Arbeit und Mühe. Wann ich zu Dir komme, weiß ich nicht.

aber arm komme ich nicht. Herr G. hat mir einen Platz in der großen Musikschule verschafft."

Zehn Jahre waren vergangen, seit das vorliegende Blatt in die niedere Stube der armen Sarah flog, da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß ein ausgezeichneter junger Claviervirtuos, Schüler des berühmten G., nach F. zu kommen und daselbst ein Concert zu geben beabsichtige. Musikalische und andere Zeitungen hatten den Namen Giacomo S. schon durch ganz Deutschland getragen, über seine ausgezeichnete Technik herrschte nur eine Stimme, und noch neuerdings ward das Interesse für den jungen Künstler im hohen Grade gesteigert. Man erfuhr nämlich, daß er in einem Concert, das er in Krakau gegeben, das Herz einer sehr reichen Russin gewonnen und diese ihm bereits vermählt sei. Man bestellte im voraus Billets, das Concert versprach überfüllt zu werden. Eines Abends fuhr ein eleganter Reisewagen vor am Hotel B., dem vornehmsten Gasthause der Stadt, ein kleiner Herr stieg aus und hob langsam eine schlanke, in Pelz gehüllte Dame heraus. Die Zimmer waren schon im voraus bestellt, also geheizt und erleuchtet für den sehnlichst erwarteten Herrn Giacomo S. mit seiner Gemahlin. Kaum im Salon eingetreten, warf Giacomo ein Blick auf seine Uhr und sagte unruhig zu seiner Frau: „Ich habe in Betreff des Concerts

noch einen nothwendigen Besuch zu machen, liebe Irma, mache Dich auf eine, vielleicht auch zwei einsame Stunden gefaßt, ich werde Dir aber vorher noch einige Bücher auspacken." Er that es. Die blonde Dame stand eben vor dem großen Spiegel, ordnete ihre Locken und strich die Spitzen und Falten des schweren schwarzen Atlaskleides zurecht. Mit dem Ausdruck übelster Laune wendete sie ihr feines, kaltes Antlitz ihrem Manne zu und sagte: „mais, mon cher, ich glaube, wir würden noch in die Oper fahren, es ist ja eben erst sechs Uhr?"

„Nein, gieb diesen Gedanken auf; ich habe wichtigeres zu thun. Morgen werden wir ja mitten im Strudel der Gesellschaft sein; füge Dich heute in diese kurze Einsamkeit."

Madame schmollte, Monsieur wickelte sich in seinen Mantel, denn es war Winter, und verließ zu Fuß das Hotel. Durch viele kleine Gassen ging er, und immer rascher wurde sein Schritt, er kam endlich in die ärmste der Gassen: sie war fast dunkel, aber das Haus, das er suchte, fand er doch, und kletterte eine alte Stiege hinauf und pochte an eine Thür. Eine schwache Stimme rief ihn herein und Jacob stand seiner Mutter Sarah gegenüber.

Die schlechte Laterne, die auf der Straße brannte, warf ihren schwachen Schein gerade in's Zimmer und

er sah die alte Jüdin, wie sie, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, fast wie ein Steinbild da saß.

„Wer ist da?“ fragte sie, aber ohne sich zu regen auch öffnete sie die Augen nicht; die alte Frau war blind geworden von vielen Thränen.

„Jacob ist's, Mutter!“ antwortete der Sohn und küßte ihre magern Hände mit der vollen, rührenden Pietät, die den Juden im Verhältniß zu seinen Eltern charakterisirt.

„Komm her, daß ich Dich segne,“ sagte sie weich, aber ohne Freude, mit einer seltsamen Ruhe. Als er sich ihr ganz genähert, richtete sie sich auf, fuhr mit der Hand prüfend über sein Gesicht und seine Kleider und küßte ihn auf die Stirn, aber alles dies so ohne Erregung und Hast, als habe sie den Sohn erst vor einer Stunde geliebkost.

„Du bist noch arm, gute Mutter,“ sagte Jacob nach einer Pause, in der er sich im Zimmer umgesehen und alles, alles noch gefunden, wie er es damals vor zwölf Jahen verlassen: das Bett der Knaben, die alten Kleider, die sie getragen, die kleine Bank am Ofen, die beiden Stühle und den großen alten Tisch.

„Ich bin jetzt reich,“ sprach er weiter, „und Du sollst es mit mir sein!“

Seine sonst so scharfe harte Stimme klang weich

und über sein unschönes Gesicht flog eine fast milde Freundlichkeit, als er so zu ihr redete.

Sarah lächelte müde und lehnte sich zurück. „Was nennt mein Jacob reich?“ murmelte sie; „ich kenne nur einen Reichthum und den kannst Du mir doch nicht wiedergeben; Du weißt, welchen vergrabenen Schatz ich meine.“

„Ich weiß es, arme Mutter. David ist todt, er konnte nichts ertragen; ich habe es gekonnt, weil ich reich werden wollte. Du weißt, es ist ein Erbtheil unseres zertretenen Volkes, dieser furchtbare eiserne Wille; wir haben einen Willen, der alles, alles überwindet, alles erreicht; er hatte ihn nicht, er starb. Ich wollte Musik lernen, nicht weil ich sie liebte, nein, weil sie heut zu Tage rascher reich macht als irgend eine andere Kunst, und ich lernte sie. Man hat mich geschlagen, getreten, gestoßen wie einen Hund, ich litt Hunger und tausend Qualen und Demüthigungen, ich ertrug alles, weil ich wollte. Nun ist's längst vorüber, mein ist Ehre und Reichthum, aber Du sollst auch wieder froh werden, Mutter!“

„Laß mich, Kind, ich trage nach nichts mehr Verlangen; für mich giebt's weder Leid noch Freude; ich harre meines Sabbaths. Aber die Arbeitszeit währt länger, als ich hoffte; ich bin so müde!“

„Mutter, komm mit mir, ich will Dich pflegen und ehren und Dir dienen, Du sollst im Sonnenschein leben; auch mein Weib —"

„Jehova segne sie, wenn sie mich werth hält mit der Innigkeit der Kinder unseres Stammes."

„Ich bin ein Christ geworden, Mutter! Nur so konnte ich Ansehen gewinnen, wie ich's verlangte: den „Judenjungen" sollte mir niemand mehr vorwerfen!"

„Sei reich und geehrt, mich aber laß arm und verachtet sterben!"

„Aber das Weib, das entzückt von meinem Spiel Hand und Herz mir gab, wird Dich, meine Mutter, lieben."

„Deine Mutter vielleicht, die arme Jüdin aber nimmermehr!"

Jacob schwieg und dachte an die aristokratische Irma mit den kalten Augen und stolzen Manieren, an ihre hochmüthigen Verwandten, und er seufzte und knirschte mit den Zähnen.

„Geh, mein Sohn," sagte nach langem Schweigen die alte Frau, „laß mich ruhig einschlafen! Mein heißersehnter Sabbath wird ja auch hereinbrechen über mein gebeugtes Haupt mit seinem Glanz und seinem Frieden; ich harre geduldig!"

„In drei Tagen gebe ich mein Concert, und am

Morgen nachher komme ich wieder zu Dir, dann mußt Du mir folgen."

Sarah schüttelte sanft den Kopf, legte still ihre Hand auf den Scheitel ihres Sohnes, murmelte einen Segenswunsch und Jacob verließ das Kämmerchen. Er ging zum Rabbi, entdeckte sich ihm und gab ihm Geld für die Mutter. Sie sollte fortan in einem schönen Zimmer wohnen, in weichen Betten schlafen, Pflege und Bedienung haben wie eine vornehme Frau, und das gleich schon am morgenden Tage. Der Rabbi versprach alles. Schweren Herzens kehrte Jacob in sein Hotel zurück.

Die junge Frau lag graziös hingestreckt in einer Chaise longue und blätterte in Heine's „Buch der Lieder." — „Hast Du Dich gut unterhalten, Irma?" fragte ihr Mann zerstreut.

„Avec ce petit juif là? Fi donc!" antwortete sie und warf das Buch verächtlich auf den Tisch.

Das Concert des Herrn Giacomo S. war, wie es sich erwarten ließ, bis auf den letzten Platz gefüllt, der Virtuose wurde mit rauschendem Applaus empfangen, und die fast fürstliche Toilette seiner jungen Frau zog alle Blicke auf sich. Er spielte eine glänzende Phantasie über Themata aus Meyerbeer's Propheten. Keiner wagte

laut zu athmen, als der Künstler im bezaubernbsten Piano den Bettlergesang der armen Fides anstimmte. — Während dies rührende Lied verschwebte und die entzückten Zuhörer da capo riefen, fuhr draußen vor der Stadt ein schlichter Leichenkarren der jüdischen Begräbnißstätte zu. Es war auch eine Bettlerin, die man da zur Ruhe brachte: der Sabbath der geduldigen Sarah war endlich hereingebrochen; sie ging ein in die ewige Herrlichkeit.

Ein Vergessener.

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte."

Ludwig Berger ist auch einer jener fast verklungenen Namen, der Name eines edlen Todten, eines reinen, echt liebenswürdigen Menschen, einer wahrhaft musikalischen Natur! Ludwig Berger ist ein voller schöner Mollaccord, dessen Nachhall süß schwermüthige Träumereien heraufbeschwört. Das Andenken, das er zurückließ in dem Herzen aller derer, die ihm näher zu stehen das Glück hatten, ist nicht minder werthvoll, als jene leuchtenden Spuren seines Künstlerdaseins, die wir andern in seinen Werken und Schülern bewundern und verfolgen. Aber sein bescheidenes Grab, über dessen Rasen erst einige zwanzig Jahre mit leisen Tritten hinschlichen, ist so vergessen, als drückte es die müde Hülle schon ein

halbes Jahrhundert und noch länger. Von seinen Lieblingsschülern zogen schon viele, auch der jüngste und glänzendste, ihrem verehrten Lehrer nach auf jener Straße, „die noch Keiner zurückging."

Berger's Werke sind leider, ja glaubt's nur, halb mit begraben. Hier und da nur blüht ein Sträußlein seiner wahrhaft poetischen Liederblumen in dem Musikzimmer eines echten Musikfreundes älterer Zeit, und nur dort begegnet man hin und wieder einer jener wunderschönen vier Clavierſonaten, die früher so oft das Entzücken der Berliner und Petersburger Welt gewesen. Die Erinnerung an Ludwig Berger ist so melancholisch wie seine Gestalt selbst, die krank und einsam über die Erde ging. Laßt Euch ein kleines Bild zeigen aus seinem Leben.

In einem kleinen hellen Zimmer saß eine junge bleiche Frau an der grün verhängten Wiege eines kaum dreiwöchentlichen schlafenden Kindes. Das zarte Antlitz der blonden frohen Mutter redete rührend von einer Schönheit und Gesundheit, deren Blume einst geblüht; die entflohenen hatten sich jetzt in die großen blauen Augen geflüchtet; darin war alles: Licht, Jugend, Kraft, Glück — selige Oasen auf Schneefeldern. Der feine Fuß der Frau berührte die Walze der Wiege und die Lippen sangen leise, fast nur hauchend, ein Wiegenlied von

volksthümlichem Text und reizend einfacher Melodie. Die Anfangsstrophe lautete:

„Bring' ich mein Liebchen zur Ruh,
Sing' ich ein Liedchen dazu."

Die Schneeflocken aber wirbelten draußen und Eisblumen drängten neugierig sich schon an die kleinen Scheiben, denn es war Winter, und gar ein recht eisiger langer, ein Winter in Petersburg. Die Schlitten fuhren in heftigem Jagen vorüber, pelzumhüllte Ausrufer und Verkäuferinnen lärmten, Bettler sangen, alle diese Laute drangen gebrochen in das Zimmer: die junge Frau achtete nicht darauf.

„Ludwig muß bald kommen!" flüsterte sie träumerisch lächelnd und stand auf nach einem langen mütterlichen Blick in die Wiege, schlich langsam zum kleinen Clavier in der Ecke, das nicht minder sorgfältig überdeckt war, als das Bettchen des Kindes, stäubte die Decke ab, ging dann zum Schreibtisch und versuchte die darüber hängenden Portraits von Mozart und Clementi, die einander schief ansahen, in die gehörige Lage zu bringen. Wie deutsch war doch das Stübchen! Weiße wolkige Vorhänge, Pfeifen in der Ecke, Ansichten von Berlin und seinen Umgebungen, ein eingerahmtes getrocknetes Veilchenbouquet, eine Reihe Silhouetten, ein deutscher

Wandkalender, eine kleine Sammlung deutscher Musiker an den Wänden, ein Schlafrock über der Lehne des Schreibstuhles hängend. Kein Volk Europa's schleppt sein eigenes Wesen so umständlich und überall mit sich herum als der Deutsche, aber er drängt es glücklicher Weise niemand auf, es genügt ihm völlig, in seinen vier Wänden nach seiner Façon selig zu sein.

Die Bilder waren gerückt, die Papiere auf dem Schreibtisch mit zagender Hand etwas in Ordnung gebracht, da entdeckte die still Geschäftige ein Notenblatt, das die Ueberschrift trug: „An Hannchen." Die erste Liederstrophe schien vollendet; hier die Anfangsworte:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte."

Der blassen Frau traten die Thränen in die Augen. „An mich? O Gott, er hat an meinen Geburtstag gedacht, den wir ja morgen feiern nach unserem lieben deutschen Kalender," sagte sie mit tiefer Wehmuth, „wie gut er ist!"

„Meinst Du wirklich?" fragte eine weiche Männerstimme, und Ludwig Berger, der leise eingetreten, schlang seine Arm um die Bewegte. „Nun, da Du's

weißt," fuhr er heiter fort, „will ich auch das Leugnen lassen. Ich wollte Dir ein Veilchenlied dichten und in Musik setzen: Du liebst sie ja so sehr, die kleinen blauen Blumen unserer Heimat! — Aber, Hannchen, weine doch nicht so heftig," bat er bekümmert, setzte sich und zog die Erregte auf die Knie. „Du sollst ja Deine Lieblinge bald wieder pflücken in Deinem stillen kleinen Gärtchen vor dem Thore, ich habe Dir's versprochen und werde mein Wort halten. Sieh, wir sind jetzt fast vier Jahre in der großen Czarenstadt, Dein armer Ludwig wird bald zum reichen Manne geworden sein von seinen reichen Schülern, dann kehren wir der Petersburger Pracht freudig den Rücken und pilgern der geliebten Berliner Sandwüste wieder zu."

Die blonde Frau lächelte schon wieder und der Ausdruck unendlichen Heimwehs, der ihr Gesicht für einen aufmerksamen Beobachter so wunderbar ergreifend machte, wurde milder und zerfloß in wehmüthige Freude.

„O wie doppelt reich kehren wir zurück!" sagte sie innig und deutete auf die Wiege. Berger erwiderte ihren Blick mit einem stolzen Vaterlächeln und fragte scherzend, ob der Schelm bei seines Papa's Wiegenliede eingeschlummert sei und wo nicht, ob er doch mindestens in derselben Tonart geschrieen? Sie nickte zu allem. Kosend drückte er sein Weib an's Herz. „Aber wie willst Du

fertig werden mit meinem Geburtstagsliede?" forschte die junge Frau, „Du hast ja kaum den ersten Vers beendet und mußt heute Abend zum Fürsten Tz*."

„Aber der zweite steckt schon im Kopfe," erwiderte er, „und zur Schlußstrophe gehört der Junge, der soll Dir einen Veilchenstrauß bringen, so war's ausgedacht; nun weißt Du alles!"

„Veilchen im Winter!" rief sie erstaunt und erregt, „welch' märchenhafter Gedanke!"

„In den Treibhäusern Petersburgs werden alle Blumenmärchen Wirklichkeit," entgegnete er, „gieb Acht, ich bringe Dir morgen Veilchen."

Es war jetzt völlig Abend geworden, die Wärterin kam mit der Lampe, Mutter und Kind wurden zur Ruhe gebracht im Nebenzimmer.

„Sie haben heute mehr Fieber als gestern," sagte besorgt die alte erfahrene Frau, auch eine Deutsche, die schon viele Jahre als Krankenpflegerin ihrer Landsleute in Petersburg lebte, „ich begreife nicht, daß der Doctor sich so wenig darum sorgt!"

„Still, still," lispelte die junge Mutter, „nur heute nichts davon meinem Manne verrathen; er wird in wenigen Stunden beim Fürsten Tz* spielen, und da dürfen ihn keine trüben Gedanken quälen! Morgen ist gewiß alles wieder gut!"

Zärtlich wünschte sie ihrem Manne gute Nacht, der sich vorbereitete, um zehn Uhr in die Soirée des Fürsten zu fahren, welcher ihn vor einigen Tagen sehr freundlich um einen Vortrag vor einer kleinen auserlesenen Gesellschaft und zum Namenstage seiner einzigen Tochter, Berger's Schülerin, ersucht hatte.

„Ich wollte, ich könnte daheim bleiben," murmelte Berger schwermüthig; „das Veilchenlied sollte eigentlich fertig werden." Er setzte sich noch einmal an den Schreibtisch und warf einige Strophen hin. „Es geht nicht," seufzte er, „der Geburtstagsgesang will durchaus nicht fröhlich werden; lassen wir's ruhen bis morgen, da habe ich den Strauß vor mir, da wird's besser gehen."

Ehe er schied, warf er noch einen langen zärtlichen Blick auf seine kostbaren Schätze, auf Weib und Kind.

Die junge Frau lag mit glühenden Wangen, kurz athmend, in unruhigem Schlummer. „Gieb mir die Veilchen, Ludwig, schnell, schnell!" rief sie plötzlich und streckte heftig die Arme aus, „Du kommst zu spät — Du zögerst zu lange — o armer, armer Freund!"

„Sie träumt oft so lebhaft," sagte die alte Wärterin beruhigend zu dem ernstblickenden Gatten.

Die Salons des prachtliebenden Fürsten Tz* waren heute glänzend erleuchtet und die märchenhafte Schönheit ihrer Ausschmückung erinnerte an die Wunderzeit der Feenschlösser. Die Paläste der russischen Großen allein verwirklichen die Zauberträume von goldenen Zimmern und Frühlingsgärten im starren Winter. Von dem überwältigenden Luxus und Glanz eines solchen Aufenthaltes geben Beschreibungen nur unvollständige Begriffe.

Diesmal waren nur drei Säle geöffnet; in dem mittelsten, duftig decorirten, hatte man den kostbaren Flügel aufgestellt; der erste bildete das Empfangszimmer, und der letzte war in einen lachenden Garten verwandelt mit Cascaden duftenden Wassers. Etwa dreißig Menschen waren versammelt, die Elite der höheren Musikfreunde und einige Freundinnen der schönen Tochter des Hauses, meist alle Schülerinnen Berger's. Unter den anwesenden Künstlern bemerkte man den ausdrucksvollen Kopf Clementi's und das freundliche Gesicht John Field's, beide zur selben Zeit in Petersburg und innige Freunde des talentvollen Deutschen.

Clementi war die Veranlassung der Uebersiedelung Berger's nach Petersburg gewesen. Er hatte nämlich, im Begriff nach Rußland zu gehen, in Berlin den jungen Berger in einer Gesellschaft eigene Compositionen spielen hören und entzückt von der träumerischen Genia-

lität des Virtuosen, diesem sofort das Anerbieten gemacht, sein Reisegefährte zu werden. Freudig und dankbar wurde der Antrag angenommen und bald darauf zogen diese beiden ausgezeichneten Musiker lehrend und lernend, genießend und austauschend hinaus in die Welt! — In Petersburg angekommen, gelang es den warmen Empfehlungen des berühmten ältern Meisters bald, dem jungen Deutschen so viel Unterrichtsstunden zu erwerben, daß seine Existenz in der Fremde gesichert war. Als Clementi dann abreiste, sah sich Berger, voll unendlicher Seligkeit, in die Möglichkeit versetzt, seine Braut, sein stilles liebes Hannchen, mit der er schon Jahre lang verlobt war, von Berlin nach Petersburg kommen zu lassen und so endlich seine heißersehnte Häuslichkeit, fern von der Heimat, am Strande der Newa zu gründen. Die häufige Kränklichkeit der zarten, am Heimweh leidenden Frau warf aber auf die knospenden Gefilde seiner jungen Ehe oft trübe Schatten, und als Clementi nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Petersburg zurückkam, fand er seinen Schüler und Liebling zwar augenblicklich in heller Freude über die Geburt eines Sohnes, im allgemeinen aber bei weitem nicht so glücklich und sorgenlos, als er erwartet. Die nervöse Reizbarkeit dieser besonders reichen Natur hatte sich in bedenklichem Grade gesteigert und die Anlage zu einem gewissen schwärmeri-

schen Trübsinn erschien bedeutend ausgebildet. Berger war eine jener Seelen, die aus allen Blumen eigentlich nur das Gift zu ziehen verstehen, die keine echte sorglose Freude kennen, die bei dem wolkenlosesten Himmel immer nur an den nächsten Gewitterschauer denken.

Heute besonders, im Salon des Fürsten, bemerkte Clementi in dem Gesichte seines Lieblings eine ungewöhnliche Blässe und Schwermuth, eine Trauer, welche die seltene Auszeichnung, mit der man den bescheidenen Meister empfing, keinen Augenblick zu zerstreuen vermochte.

„Ich wünsche den kommenden Stunden doppelte Schwingen," sagte er halblaut zu Clementi und Field; „mein Weib ist krank, und einen Veilchenstrauß, den ich schon gestern für sie bestellte zu ihrem morgenden Geburtsfeste, auf den sie sich schon unendlich freute, hat irgend ein reicher Bojare dem armen Musiker entrissen; man bot hundert Rubel für das Bouquet und der Besitzer des Treibhauses gab es hin. Soeben komme ich von ihm; er wollte mich mit andern Blumen abfertigen. Vergebens stellte ich in aller Eile noch Nachforschungen in andern Gewächshäusern an, Veilchen sind aber nicht mehr zu erlangen." Clementi suchte den Aufgeregten zu beruhigen und meinte auch, daß andere Blumen vielleicht dieselbe Freude bereiten würden; Berger aber schüt-

telte ungeduldig den Kopf und antwortete: „Sie kennen mein armes Hannchen nicht; es sind nun einmal ihre Lieblinge, an die sich die süßesten Erinnerungen unserer Liebeszeit knüpfen, sie sind ihrem ganzen Wesen verwandt, sie ist selbst eine Veilchennatur! Und," setzte er leise für sich hinzu, „wie würde mein Lied passen ohne die duftige Begleitung!"

Kathinka, Fürstin Tz*, trat jetzt zu den Künstlern und wandte sich an ihren Lehrer mit einer im reinsten Deutsch ausgesprochenen Bitte um den Vortrag seiner Es-dur-Sonate. Berger blickte fast wie zerstreut auf die Bittende, die in einem schweren weißen Atlaskleide, kostbare Perlenschnuren im dunklen Haar, um den üppigen Nacken und die vollen Arme, in verführerischem Reize vor ihm stand. Glut zuckte und brach aus diesen schwarzen Augen, ein heißes Herz verrieth sich in den weichen wechselvollen Zügen des jungen schönen Angesichts, ein gütiges, ja fast zärtliches Lächeln spielte um die vollen Lippen der Fürstin, als sie zu ihrem verehrten Lehrer sprach.

„Fürstin Kathinka hat zu befehlen," antwortete ihr Berger nach einer Pause, „aber sie wird Mitleid mit ihrem Lehrer haben, der heute nicht im Stande ist, einem größeren Musikstück, und wäre es seine eigene Composition, mit all' seinen Gedanken zu folgen. Sein

Welt ist leidend und sein Herz ist schwer: seine hohe Schülerin möge ihm erlauben zu phantasiren! Nehmt ihn, wie er eben ist! Es wird zwar keine Phantasie werden, der Feier eines solchen Tages würdig, aber Ihr werdet den trüben Eindruck wohl rasch überwinden; in Eurer Lichtatmosphäre kann einmal kein Schatten dauern! Ihr gehört zu den Glücklichen dieser Erde, denen ein Gott ewigen Sonnenschein gab!"

Da flog es wie ein Blitz hinter Wehes über das Gesicht des Mädchens, und erbleichend wandte sie sich von ihrem Lehrer. „Legen Sie um meinetwillen Ihren augenblicklichen Gefühlen keinen Zwang auf," sagte sie noch leise und verließ ihn.

Ludwig Berger phantasirte.

Es ist eine eigenthümliche Gabe, dies Ergießen seiner innersten Individualität in Töne, dies Entschleiern seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen in hinreißender Weise: sie ist Auserwählten zuertheilt. Unter den Künstlern selbst sind ihrer nur wenige, die wahrhaft sich selbst geben in ihren sogenannten Phantasien, die meisten bieten ein bekanntes Ragout von hübschen Melodien, brillanten Coloraturen, saubern Trillern, geschickt mit einander verflochtenen Reminiscenzen et voilà tout. Einfache schlichte Menschen aber, denen die göttliche Musika die Seele, nicht blos die Finger berührte, überraschen

uns oft wunderbar mit ihren herzergreifenden Phantasien; es sind meist nur aneinander gereihte Accorde, denen wir träumend nachziehen mit Ohr und Herzen, aber es liegt die Geschichte einer Menschenseele darin. Wer Mendelssohn phantasiren hörte, der hörte den echten Schüler Berger's, der hörte zugleich den „Künstler von Gottes Gnaden" und den geist- und gemüthvollen „Menschen", dem ging bei seinem Spiele jene wundervolle Mondnacht auf, jene hinreißende Poesie der Schwermuth, die in den freien Phantasien Berger's leuchtete und lebte.

Ludwig Berger phantasirte. Ein leise athmender See breitete sich voll und immer voller aus, seine Wellen stiegen auf und nieder in schimmerndem Mondesglanz. Geheimnißvoll wogte und knisterte das Schilf. Singen und Klingen entströmte den Kelchen schmachtender Wasserblumen, dazwischen zitterten Melodien, Lieder aus vergangener froher Kinderzeit, Wiegenlieder, die das gestorbene Mütterlein sang, Mädchenlieder, die von den Lippen der Liebsten tönten, sie alle schwebten geisterhaft über den See und die Wellen rauschten stärker, als wollten sie die süßen Erinnerungen übertäuben, trüber wurde das Mondlicht, die Blumen schlossen schauernd ihre Kelche und tiefe rührende Klagen ertönten und drangen erschütternd in die Seelen der Hörer. Und gewalt-

sam wurden sie hineingezogen in das klingende, singende Leid, und litten und kämpften mit. Zuletzt zerfloß allmählich der See wie ein duftiger Traum, alles wogte und wallte in einander, Wellen, Blumenhauch, Schilfgeflüster, Mondesstrahlen, Seufzer, Thränen, und wurden leiser und leiser, und eine einfach rührende Melodie klang wie aus weiter Ferne den Lauschenden in's Ohr, ein unendlich liebliches Liedchen: es war die erste Strophe des Geburtstagsgesanges.

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte."

Als Berger sich erhob, stand Kathinka Tz* neben ihm.

„Nehmen Sie, theurer, theurer Lehrer," sagte sie hastig mit halberstickter Stimme, und heftete die thränenvollen Augen in leidenschaftlicher Bewunderung auf das ernste feine Antlitz des schlichten Mannes, „nehmen Sie meinen Herzensdank! Und hier —, die Blumen können's besser sagen, wie lieb Sie uns sind!" Sie legte einen vollen herrlichen Veilchenstrauß in die Hände des Erstaunten, der in ihm mit Entzücken seinen verlorenen Schatz erkannte. „Es sind Blumen, wie sie in Ihrer Heimat blühen," fuhr sie fort, „sie sind das Geschenk

meines Verlobten! — Es war eine Grille, daß ich mir diesmal eben nur Veilchen wünschte, bringen Sie ihr den Strauß, ihr, der Frau, die Sie lieben."

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Begebenheit saß Ludwig Berger an der Leiche seines Weibes. Ein Nervenschlag raffte sie hinweg, wie die Aerzte sagten. Sie war an ihrem Geburtstage sanft in den Armen des Geliebtesten gestorben und wenige Stunden darauf folgte das Kind der treuen Mutter. Ein Veilchenkranz lag auf der stillen Brust der lächelnden Todten. Das Geburtstagsliedchen war eben vollendet, der bleiche schmerzzerrissene Mann zu den Füßen der Entschlafenen hatte es ihr leise in die gefalteten Hände gedrückt. Es lautete nun:

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchen's Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Mein junges Weibchen führte.
Schaut uns aus reichem Blumenflor
Ein blasses Veilchen still hervor,
Denk' ich der sel'gen Stunden.

Und als der Tod mir Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden.
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Wer sollte nicht meinen, daß von dem echten Veilchenduft, der über diesem traurigsten und süßesten Liede Berger's schwebt, viel, gar viel herüberwehte in die Seele seines genialen Schülers Felix Mendelssohn?

Giebt nicht das liebe herzige:

„Als ich das erste Veilchen erblickt"

gar deutlich davon Kunde?

Schön-Aennchen.

„Aennchen von Tharau ist's, die
mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut
und mein Geld."

Simon Dach.

In der großen preußischen Stadt Königsberg konnte man bis vor wenigen Jahren in der Nähe des schönen, vom Hochmeister Herzog Lothar von Braunschweig 1332 erbauten Domes ein schmales spitzdachiges Haus stehen sehen, das durch seine Form und Schnörkeleien, bestehend aus dunklem Holzgetäfel mit schlecht und roh geschnitzten Figuren, gewiß jedem Fremden auffallen mußte. Drei breite, oben geschweifte Fenster mit grünen Glasscheiben bildeten die Front des Ge-

bäudes; im Erdgeschoß hatte sich aber eine schwere dunkelbraune Thür mit dickem drachenköpfigen Klopfer an die Stelle des mittelsten Fensters gedrängt. Trat man in dies Haus, so führte ein dunkler Gang zu einer unbequemen Treppe, die in das erste Stockwerk leitete. Hier gerieth man in ein wahres Labyrinth von Thüren, die eine genau so hoch und breit wie die andere, alle mit Schnitzarbeit bedeckt, die Adam und Eva, den berüchtigten Apfelbaum mit der Schlange und verschiedene der Schöpfungsgeschichte entnommene Thiergestalten darstellte. Oeffnete man zufällig mit dem Drücker die erste Thür links von der Treppe her, so befand man sich in einem Zimmer, dessen Behaglichkeit, obgleich gewaltig verschieden von unseren heutigen Comfortsbegriffen, doch das Herz so warm berührte, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam: „Hier muß einst ein milder, wohlthuender Geist gewaltet haben.“ Das Gemach war sichtlich seit langen, langen Jahren ohne eigentlichen Bewohner geblieben, aber freundliche Augen hatten wohl die alten Möbel bewacht und sanfte Hände sie vor Zerstörung behütet. Der mit grauem Damast bezogene Stuhl, mit der geraden hohen Holzlehne, stand am Fenster, wo er wahrscheinlich von jeher gestanden, der breite Tisch vor ihm zeigte Spuren von Tintenflecken, andere Lehnstühle waren an den Wänden aufgestellt, eine treue aber

steife Garde für ein mächtiges Himmelbette. Eine Art Bücherrepositorium, von dem man aber die Bücher weggenommen, stand wie im Bewußtsein seiner jetzigen Nutzlosigkeit etwas melancholisch in einer Ecke, und ein halbblinder Spiegel in Holzrahmen versuchte trotz seiner Altersschwäche noch immer unverdrossen die Menschengestalten, die an ihm vorüberstreiften, zu conterfeien.

Wer hatte wohl einst diesen bescheidenen Raum bewohnt?

Wenn Ihr einen Schritt in die Vergangenheit mit mir wagen wollt, so soll Euch das Bild dessen erscheinen, der hier die meisten Jahre seines friedvollen Lebens zugebracht.

Vor fast 200 Jahren saß am 20. Juli in eben diesem Zimmer ein etwa 58jähriger Mann. Er sah freilich, mit flüchtigem Blicke betrachtet, älter aus in dem langen talarartigen Kleide, das damals die „Magistri artium", Lehrer oder Meister der freien Künste trugen und in dem grauen Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel; in den dunkelblauen Augen lag aber noch ein Stück Jugend und Kraft. Diese Augen schauten hinter einer großen runden Brille, unbekümmert um die Staffage von Runzeln und gebleichtem Haar so frisch und hell in die Welt hinaus, wie etwa ein rosiges Kindergesicht aus der Morgenhaube der Großmama.

Dieser eben beschriebene Mann war der damals weit und breit berühmte und sehr hochgelehrte Magister Simon Dach, derzeit Rector an der Universität und Professor der Poesie zu Königsberg, insbesondere aber Verfasser vieler schöner und kunstvoller Reimereien. Den Gelehrten sah man ihm weniger an als den Dichter. Seine warme Freundlichkeit, sein mildes, mittheilsames Wesen, seine Heiterkeit trotz häufiger Kränklichkeit, machten auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, den wohlthuendsten Eindruck, man vergaß bei ihm sofort den berühmten Mann über dem liebenswürdigen Menschen. Kein Königsberger ging an dieser würdigen Erscheinung vorüber, ohne ganz besonders tief zu grüßen, die Frauen blieben stehen und knixten, und die Kinder liefen hin zu ihm und hingen sich an seine Hände. Solche Zeichen der Verehrung und Liebe waren der Sonnenschein auf dem einsamen Pfade des Rectors; er hatte selbst weder Weib noch Kind, und doch schien die Wärme der Liebe und Freundschaft nothwendig zu seiner Existenz.

Er mochte wohl eben jetzt einen Gedankenausflug machen in vergangene Zeiten; er hatte den Kasten seines Schreibtisches aufgezogen und entfaltete langsam und sinnend allerlei vergilbte Papiere, die er zu ordnen schien. Das Fenster war geöffnet, die köstliche Sommerluft drang mit den Sonnenstrahlen in sein Zimmer und ein

Schmetterling, wer weiß durch welchen süßen Luftstrom mit fortgezogen, flatterte spielend um das Haupt des einsamen Mannes. Da klopfte es leise an die Thür, sie öffnete sich, und eine allerliebste Mädchenrose schaute herein: Aennchen, die junge Tochter der braven Hauswirthin des Rectors. In ihrer Hand trug sie einen mächtigen Blumenstrauß; sie hatte ihren kleinen Garten wahrhaft geplündert zu Ehren des Geburtstagsfestes ihres würdigen Herrn Pathen. Sie zog aber noch etwas hinter sich her, was aber kein Geburtstagsgeschenk sein sollte, einen hübschen Magister legens nämlich, den seit wenigen Stunden verlobten Bräutigam des niedlichen Mädchens. Simon Dach schaute etwas verwundert darein; er hatte seinen Geburtstag in der That ganz vergessen und konnte auch lange nicht klug werden aus der Rede des immer höher erglühenden Kindes, das von einer „langen Lebensfahrt", „Gelbveigelein und Rosmarin", „Bräutigam und Hochzeit" bunt durcheinander schwatzte und immer verlegener an dem Bande des weißen Häubchens zupfte, bis es endlich den dicken Strauß auf den Tisch und sich dem Pathen an den Hals warf, eine leisere, aber wahrscheinlich deutlichere Erklärung ihm zuflüsternd. Der junge Magister kratzfüßelte während dessen ein Erkleckliches; es war für ihn keine geringe Ehre, so sans façon in das Zimmer eines so allgeliebten

und berühmten Herrn zu treten; er erschrak daher über die Vertraulichkeit seiner Braut gegen den Rector. Auch ärgerte er sich, daß sie die hübsche Redeweise, die er ihr beibrachte, just für diese feierliche Gelegenheit so wirr und unverständlich zu Tage gefördert. Aengstlich räusperte er sich und trat von einem schwarzen Bein auf das andere, rieb verlegen die Hände und wurde bei der bloßen Vorstellung, daß der Professor der Poesie nachher ein tiefgelahrtes Gespräch mit ihm anzuknüpfen beabsichtigen könne, abwechselnd leichenblaß und blutroth; Simon Dach aber ahnte nichts von diesen Befürchtungen, er hatte seinen Liebling geküßt und reichte nun ihrem Verlobten die Hand mit den einfachen Worten:

„Haltet das Jungfräulein werth für alle Zeiten!"

Dann ohne weiter auf die etwas stotternde Gegenrede zu achten, wühlte er ein Veilchen in seinen Papieren, zog ein Blatt hervor, betrachtete es mit wehmüthigem Ausdruck und sagte:

„Da, mein Herr Magister, nehmt hier als Hochzeitsgeschenk mein erstes und letztes Minnelied, bewahrt es wohl und sagt Eurer Jungfrau Braut das zweite Verslein zu hundert Malen vor; die Weiber wollen es nicht gern behalten! Dies kleine Verslein eben hat mich vor vielen Jahren beinahe mein fröhlich Herze gekostet. Lest's mit Bedacht!"

Ehrfurchtsvoll empfing der Magister legens das dicke gelbe Blatt, entfaltete es bedächtig und las mit gewaltigem Tone, als ob er eine Rede des Cicero recitire, folgendes Liebesgedicht:

„Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld;
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Liebe und Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein;
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um Deines herum."

„Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will Dir folgen durch Länder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ ich um Deines herum."

Eine Pause entstand, als der Vorleser geendet. Er selbst fand nicht allsogleich ein passendes Wort der Bewunderung, und der Dichter des Liedes saß in Erinnerungen verloren und lächelte schwermüthig.

„Ach, das ist doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pathe!" sagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Aber was war denn das für ein Aennchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pathe da so kunstvoll geredet?"

Die vielbesprochene Neugier aller Evastöchter schaute aus Aennchens hübschen braunen Augen und schien in diesem Gesichtchen unwiderstehlich zu sein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Wesen geworfen, wie einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor sich hinredet, eine Geschichte zu erzählen, die der Magister legens sich sorgfältig aufschrieb und die ich aus einem äußerst verrenkten possirlichen Deutsch in unsere heutige Sprache zu übersetzen versuchte; es war die Geschichte der Entstehung dieses bezaubernd naiven Minneliedes.

Simon Dach, geboren zu Memel im Jahre 1605, wurde von seinem Vater auf die damals sehr berühmten hohen Schulen zu Magdeburg und Wittenberg gesandt, um sich vorzubereiten auf die Universität Königsberg,

woselbst er später studiren sollte. In Magdeburg, wohin man den kaum 19jährigen Jüngling zuerst schickte, lebte ein Vetter des jungen Scholaren, der ihm bereitwillig ein kleines Gelaß einräumte, woselbst er schlafen konnte, und auch ein Plätzchen an seinem Tische für den Verwandten offen ließ. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen schwarzen Rock mit puffigen geschlitzten Aermeln, eng anliegenden Unterkleidern und dem schwarzen, keck auf das blonde Haar gedrückten Sammetbarett, und manch bildhübsches Mädchen wandte verstohlen die Augen nach ihm hin, wenn er leise trällernd vorüber zog. Eine weichere, schönere Stimme als die seine gab es nicht, dies wurde bald bekannt, auch verstand Simon Dach meisterlich die Laute zu schlagen, welche Kunst er daheim von seiner Mutter erlernt. Wenn er im Kreise seiner jungen Genossen in den Abendstunden allerlei heimatliche Weisen spielte und sang, da wurde keiner müde zuzuhören und des Lobens und des Bewunderns war kein Ende.

Gerade gegenüber seiner Wohnung stand das Haus eines reichen Bäckers, und unten in der Stube neben der Thür war ein Tisch dicht an das eine Fenster geschoben, auf dem allerlei dicke Brode sich blähten, auch runde Weißbrodchen und Zuckerkuchen; über der Hausthür hing

ein ungeheurer Kringel, das bekannte Bäckerzeichen. Wollte nun einer etwas kaufen, so mußte er an's Fenster klopfen, der Bäcker schob es auf, der Käufer handelte und die Waare nahm den Weg durch's Fenster. Eben dieser Bäckerladen war immer ganz außerordentlich belagert und manche Scheibe schon entzwei geklopft worden; zu jeder Stunde des Tages fast konnte man Kauflustige dort stehen sehen. Aber warum wohl? War das Gebäck des reichen Meisters Valentin denn so ganz absonderlich gut, die Brode so groß, die Kuchen so süß, das Mehl so rein?

Nein, nichts von alledem; der dicke Bäcker war auf seinen Vortheil eben so wohl bedacht wie die Bäcker aller Zeiten, er schenkte keiner Seele auch nur einen Brocken; an dem zweiten Fenster aber, da fand man des Räthsels Lösung: da saß, halbverdeckt von Resedabüschen und Goldlack, Aennchen, des Meisters einzige wunderschöne Tochter. Das rothe Sammetkäppchen konnte das köstliche schwarze, fest aufgeflochtene Haar kaum bergen, die Augen glühten unter den langen Wimperschleiern so lockend hervor und die volle üppige Gestalt, die das lange züchtige Kleid so knapp umschloß, trug sich so stolz, daß jeder sie bewundern mußte. Ihr eigener Vater war ja vernarrt in das blühende Kind und konnte nicht aufhören sie zu schmücken mit allerlei seltenen und kost-

baren Dingen. Wenn Aennchen Sonntags neben ihm zur Kirche ging, trug sie nicht blos ihr Kleid mit silbernen Nesteln zugeheftet, sondern eine schwere goldne Kette schlang sich wohl fünf Mal um ihren weißen Hals, ihr Gebetbuch hatte einen goldnen Riegel und ihre Schneppenhaube die reichste Silberstickerei. Und wenn nun die Leute stehen blieben und staunten über das geschmückte Mägdlein, o wie sich da der Alte letzte an solcher Bewunderung! Gar manchen Freier hatte er schon abgewiesen, denn er dachte in seinem Herzen, daß solche Blume wohl für einen Ritter nicht zu schlecht sein dürfte, und zählte während der Messe wohl hundert Mal den Schatz von blanken Goldgulden, den er seinem Aennchen dermaleinst mitzugeben gedachte.

Seit nun der junge Schüler Simon Dach diese holdseligste Jungfrau geschaut, war es vorbei mit seiner Ruhe und Fröhlichkeit und seine Melodien auf der Laute klangen alle traurig und beklommen. Jeden Morgen ging er hin und handelte bei dem Meister Valentin um ein kleines Brod so lange wie möglich; und dabei schielte er immer nur nach dem Platze, wo Schön-Aennchen saß. Er merkte deshalb auch lange nicht, daß der verschmitzte Bäcker ihm nur steinharte Brodchen zusteckte, er wußte kaum, was er genoß. Oft geschah es auch, daß er in der Liebeszerstreutheit an das falsche Fenster klopfte, wo dann Schön-Aenn-

chen von ihrer Arbeit aufsah und ihm anmuthig zulächelte. In solchem Falle vergaß er immer ganz und gar, sich sein Frühstück- und Abendbrod zu kaufen und lief mit hungrigem Magen, aber desto vollerem Herzen heim. Er hatte auch einmal, ermuntert durch ein besonders freundliches Nicken der Heimlichgeliebten, es gewagt, der Schönsten sein Leid in einer zierlich geschriebenen Epistel zu klagen, die er sauber gefaltet zwischen die Resedabüsche schob; aber da Schön-Aennchen nicht zu lesen verstand, so blieb der Zettel ohne Erfolg. Das machte ihn für lange Zeit wieder recht muthlos. Da endlich im Frühling brach seine schüchterne Liebe in helle Blüthen aus, er dichtete sein erstes Lied, einen innigen keuschen Minnegesang für die Erwählte seines Herzens: die erste Strophe lautete:

„Aennchen, Schön-Aennchen ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!"

Das Lied sang er an einem Maiabende, wo die ganze Natur ein Liebesgedicht war, vor dem Kammerfenster seiner Herzgeliebten, und begleitete die einfach liebe Melodie, die er selbst zu den Worten erfunden, mit der Laute. Eben diese Melodie hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und es dürften wohl wenige Menschen in unserem lieben Deutschland leben,

denen sie nicht einmal herzerfrischend in die Ohren geklungen.

Der weiche schöne Gesang, die zärtlichen Worte verfehlten ihre Wirkung auf das Herz der reizenden Bäckerstochter nicht, sie öffnete ein klein wenig ihr Fensterlein und weinte und schluchzte, daß es bis zu dem verliebten Sänger drang. Meister Valentin vernahm glücklicher Weise keinen Laut; er schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und eine sorgende Mutter lebte dem Mädchen nicht mehr. Am andern Tage fand schon die alte Magd Martha Gelegenheit, dem jungen Schüler leise zuzuraunen, daß Schön-Aennchen ihm am nächsten Sonntage in der zweiten Nachmittagsstunde ein Dankeswort zu sagen begehre. An Sonn- und Feiertagen gönnte sich nämlich der Bäcker eine tüchtige Mittagsruhe und war während solcher Zeit buchstäblich ein todter Mann. Obgleich nun der glückliche Schüler Simon Dach dazumal fest glaubte, daß der besagte Sonntag diesmal nicht erscheinen könne und sich tausend Mal vorsagte, daß es dem lieben Herrgott, der doch so entsetzlich viele Dinge zu bedenken habe, doch auch einmal passiren könne, daß er im Drange der Geschäfte zuerst diesen Tag herunter zu schicken vergäße, so kam der Sonntag doch. Und nicht allein der Morgen, sondern merkwürdiger Weise sogar die Nachmittagsstunde im Gärtchen. Der Liebende

kam ganz blaß vor Glück zu seiner Holden, welche ihn erröthend und lächelnd empfing und ihm die Fingerspitzen reichte, die er kaum zu berühren wagte. Dann setzte sich Aennchen auf eine niedere Gartenbank, der hübsche Schüler lag zu ihren Füßen und flüsterte auf ihre Bitte ihr die Verse seines Minneliedes zu. Sie sah ihn mit heißen Augen an, legte auch wohl zuweilen die Hand auf sein blondes Haar und sprach die Strophen nach, und wieder und wieder, bis das ganze Lied ohne Stocken sanft und zärtlich von den Lippen floß. Welche Wonne für den Dichter! Er versuchte nun auch die Melodie ihr zu lehren, aber das ging nicht so leicht; Schön-Aennchen hatte kein musikalisches Ohr, sie konnte den einfachen Gang lange nicht begreifen, auch war ihre Stimme etwas scharf und spröde: allein am Schlusse dieses Stelldichein hatte der junge Dichter und Sänger doch die Freude, seinen Gesang wenigstens fehlerlos zu hören. Nun pflückte die Geliebte ihm noch hastig, denn die alte Martha winkte und hustete schon eine Weile, einen Strauß blauer Fliederblumen, streifte mit ihren vollen Lippen die Stirn des Trunkenen und drängte ihn lachend und erglühend zum Gartenpförtchen hinaus mit den Worten: „Kommt wieder am nächsten Sonntage!“

Noch *ein* flüchtiges Beisammensein war den beiden

gewährt, aber ein bitteres, thränenreiches. Der Jüngling hatte den gemessenen Befehl seines Vaters erhalten, nun ungesäumt nach Wittenberg aufzubrechen, und weil damals die Befehle der Eltern noch heilige Gesetze waren für Kinder jeglichen Alters, so schnürte noch an demselben Tage Simon Dach sein Bündel und trat die große Wanderung nach Wittenberg an. Da nun dieser Reisetag eben der ersehnte zweite Sonntag war, so schlich der Jüngling zur bestimmten Stunde in das Gärtchen und erzählte der Geliebten sein Leid. Mit heißen Thränen nahmen die Liebenden Abschied von einander und konnten sich gar nicht lassen. Gönnt ihnen diese Seufzer und Umarmungen, sie trennten sich ja mit dem Bewußtsein, daß viele Jahre hingehen mußten, ehe sie sich wieder hatten, denn dazumal gab es noch keine Schnellposten und Eisenbahnen und der Trost des Briefwechsels lag auch noch im Argen. Ihr werdet einsehen, daß man in jenen Zeiten zum Lieben und Heirathen sehr viel Zeit brauchte. Unter herzbrechenden Seufzern wiederholten Simon und Schön-Aennchen unzählige Male den Vers:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Endlich sagte der junge Mann:

„Holdseligstes Jungfräulein, harret nur getreulich meiner; so ich Collaborator oder sonst etwas worden bin, hole ich Euch gleich als Hausfrau heim. Wollt Ihr Treue halten?"

„Bis in den martervollen Tod!" antwortete sie feierlich, setzte aber noch schnell hinzu: „nur bleibt nicht gar zu lange; bedenkt, ich zähle schon zwanzig Jahre!"

Von der Einwilligung des Meisters Valentin und ähnlichen „Kleinigkeiten" wurde natürlich nicht gesprochen, die verstand sich ja von selbst! Wie würde das Vaterherz des Bäckers zu widerstehen vermögen, wenn der Collaborator wirklich angeritten käme? So meinten wenigstens die Liebenden im stillen.

Die furchtbaren Wetterstürme der Belagerung durch die Kaiserlichen, endlich durch den schrecklichen Tilly, im Jahre 1630 — 1631, zogen über Magdeburg hin. Die Gräuel dieser schweren Zeit hat die Geschichte aufbewahrt, es kann hier nur unsere Aufgabe sein, sie anzudeuten. Die wüthenden Krieger plünderten, raubten, mordeten drei Tage lang ganz nach Gefallen; über 30,000 Menschen gingen zu Grunde, Hunderte von Jungfrauen, ein gräßlicheres Geschick ahnend als den Tod, stürzten sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein fürchterliches

Feuer zerstörte fast die ganze Stadt, nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von den Flammen verschont.

Die Kunde von diesen Ereignissen durchlief die Welt; sie drang auch bald nach Königsberg in das stille Stübchen des fleißigen Collaborators, den wir kennen. Er murmelte nun verzweifelt:

„O könnt ich Dir folgen durch Länder und Meer,
Kerker und Eisen und feindliches Heer!"

Im Sommer des Jahres 1636 endlich zog auf einem recht lammfrommen Pferde der Conrector Simon Dach, von Königsberg kommend, in das den Fremden wieder geöffnete Magdeburg ein. Eben genesen von einer langen gefährlichen Krankheit, in die ihn endlich der unablässige Kummer seines zärtlichen Herzens gestürzt, wollte er jetzt, wie er sich sagte, eine heilige Liebespflicht erfüllen und auf dem Grabe der Vielgeliebten weinen. Eine höchst rührende Elegie von zwanzig Versen ruhte in des Conrectors linker Rocktasche, in der rechten hatte ein Immortellenkränzlein einen Platz gefunden, eine lange schwarze Schleife flatterte daran. Denn todt war sie ja, die treue Maid, wer konnte daran zweifeln? Simon Dach hatte nun seit zwölf Jahren keine Kunde von ihr zu erlangen vermocht! Auf der ganzen Reise hatten ihn nur traurige Gedanken begleitet, die traurigsten überfielen ihn aber beim Anblick des Elbstromes. O sie, die lieblichste

aller Jungfrauen, war gewißlich eine der ersten gewesen, die den nassen Tod gesucht, um die Treue zu halten dem Geliebten! Die Thränen des Conrectors flossen bei dieser Vorstellung. „Getreu bis in den martervollen Tod!“ seufzte er bitter; „ach Schön-Aennchen, was ist meine Liebe gegen die deinige!“

Er achtete beim Weiterreiten kaum auf die zerfallenen Straßen, auf die zahllosen noch überall sichtbaren Zeichen entsetzlicher Verwüstung, er heftete seine Augen nur auf den ehrwürdigen Dom, der ja auf seines Mädchens Haus herabsah, oder doch auf den Platz, wo es einst gestanden. Der gute Vater war elendiglich umgekommen, das wußte er: und sie? — Jetzt bog er um die Ecke, o Himmel! einige Häuser standen noch unversehrt, und unter diesen — wahrlich es war kein Traum — das Bäckerhaus mit dem ungeheuren Kringel! Mit zitternden Knien stieg der Reisende ab, gab seinen Gaul einem Buben zu halten und schritt auf das Haus zu. An dem ersten Fenster lagen noch wie damals die Brode und kleinen Zuckerkuchen, an dem zweiten aber blühten keine Resedabüsche und kein Goldlack mehr. Vor der Hausthür tummelte sich eine lärmende Kinderschaar, und als der Ankömmling in's Haus trat, schallte ihm aus dem Verkaufszimmer eine etwas kreischende Stimme entgegen; sie sang:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Zaghaft, ach, gewaltig zaghaft, fiel bei der letzten Strophe ein weicher Tenor ein, der aber noch obendrein zitterte; in demselben Moment öffnete eine Frau die Thür, eine ganz außerordentlich dicke, leidlich hübsche Frau, und flog dem Sänger ohne irgend eine Einleitung mit einem Schrei an den Hals. Der Conrector taumelte, aber weniger von der Last, die so plötzlich auf ihn fiel, als vielmehr vor Schreck, daß er in dieser kugelrunden Erscheinung sein Aennchen erkennen mußte.

Wenige Worte erklärten den Zusammenhang. Der Collaborator hatte wirklich zu lange auf sich warten lassen und die Kriegsnoth nebst allerlei Abenteuern Schön-Aennchen auf ernstliche Heirathsgedanken gebracht. Sie gab mit vollster Bewilligung des Vaters einem reichen Bäckerssohne die Hand, der die Bäckerei des alten Valentin fortsetzte. Der dicke Bäckermeister wiegte noch den ersten Enkel auf den Knien; kurze Zeit darauf verschlief er sich aber eines Sonntag Nachmittags dermaßen, daß er sich in den Tod schlief: der Schlag hatte ihn getroffen.

Nur wenige Stunden verweilte der Conrector aus Königsberg unter dem Dache seiner ehemaligen Geliebten; dann bestieg er seinen treuen Klepper, reichte wei-

land Schön-Aennchen die Hand, die weinend an der Hausthür stand und ihm noch ein Päcklein „Tilly-Kuchen" und „Schwedenbrödchen" in den langen Mantelsack geschoben und sagte, sich herabbeugend, leise und mild zu ihr:

„Hättet Ihr besser das Verslein behalten, das wir uns damals beim Abschied zugesprochen, so würden wir beide jetzt wohl andere Thränen weinen!"

Als er wieder an die Elbe kam, zog er Kranz und Elegie aus den Taschen und schleuderte beides in den Strom. Indem er ihnen nachschaute, wie sie so rasch dahintrieben, ertappte sich das beste Herz von der Welt auf dem Wunsche: „O lägst Du nur tief da unten, Schön-Aennchen, so hätte ich doch meine schöne Liebe noch."

Sobald er nach Königsberg kam, strich er in dem Minneliede, das er einst für das reizende Mädchen gedichtet, die Worte: „Schön-Aennchen", und ersetzte sie durch den fremdklingenden Namen:

„Aennchen von Tharau".

Daß diese einfache Erzählung aus dem Munde des hochverehrten und geliebten Pathen auf das bräutliche Königsberger Aennchen den tiefsten Eindruck machte, war vorauszusehen; sie sparte die Thränen nicht und drückte wiederholt die Hände ihres Bräutigams. In ihrem ganzen langen Leben vergaß sie keinen Augenblick den schö-

nen zweiten Vers und seine Nutzanwendung zur großen Befriedigung ihres nachherigen Gatten, des braven Magisters.

Am nächsten 20. Juli brachte die junge Frau einen eben so großen Blumenstrauß ihrem lieben Pathen in sein stilles Stübchen; nur hatte sie etwas weiter zu gehen, denn er war ausgezogen seit mehreren Monaten, sein neues Haus hatte ein niederes Dach von grünem Rasen, aber schöne Gräser und Blumen sproßten darauf. Drinnen lag denn der freundliche Mann, fest zugedeckt und schlief jenen seltsamen Schlaf, der so wunderbar süß ist, daß noch kein Menschenkind, dessen Augenlider er berührte, jemals daran gedacht hat zu erwachen.

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In gleicher Ausstattung und gleichem Einband der vorliegenden ersten Reihe der Musikalischen Märchen sind noch erschienen:

Elise Polko,

Musikalische Märchen,

Phantasien und Skizzen.

Zweite Reihe.

11. Auflage. ℳ 6,75.

Inhalt: Ein Ehrengedächtniß: Wilhelmine Schröder-Devrient. — Rothe und weiße Rose: Caroline und Margarethe Schwan. — Ein unbekanntes Grab. Emanuel Asforga. — Der letzte Gambenspieler: C. Fr. Abel. — Der blöde Schäfer: J. G. Schicht. — Der neue Hans Sachs: Reinhold Lenz. — Die Handorgel der Urahne: Joh. Gottfr. Arnold. — Der kleine Jean Baptiste: Lully. — Das Bienenliedchen: Karl Zöllner. — Ein Sonntagskind: Elisabeth Kulmann. — Der Bückeburger (Joh. Chr. Friedr.) Bach. — Der Londoner (Joh. Christian) Bach. — Der hübsche Musikmeister: W. Herschell. — Der stille Student: Joh. Ad. Hiller. — Eine lustige Reise: Dittersdorf. — Eine Ueberraschung: Minna Brandes. — Das unterbrochene Opferfest: P. Winter.

Dritte Reihe.

8. Auflage. ℳ 6,75.

Inhalt: Wandernde Musikanten: Aus den Zeiten der Troubadours. — Künstler-Wandelungen: Franz Liszt. — Verblüht. Großfürstin Alexandra. — Ein Doppelstern am Kunsthimmel: Robert und Klara Schumann. — Nach dem ersten Debüt: Anna Milder. — Ein verstummter Sänger: Fl. v. Zuccalmaglio. — Der Engel von Brabant: Francesco de Minde. — Die alte Lehrmethode: Quantz. — Flauto solo: Gottfr. Pepusch. — Die Nachtigall von Hohenasperg: Marianne Pirker. — Der alte Bach kommt. — Fred. Chopin. — Eine Reliquie: Paganini. — Ein Musikabend beim Prinzen Louis Ferdinand. — Wer soll singen: Sophie Arnould. — Ein zertretenes Leben: Doris Ritter. — Aus dem Jugendleben eines prinzlichen Musikers: Prinz Woldemar von Holstein. — Aus dem Leben eines Unvergeßlichen: G. F. Händel. — Eine Mendelssohn-Erinnerung. — Ein singender König: Henri IV. — Die musikalischen Töchter Ludwigs XV. — Ein altes Clavier (im Schlosse zu Weimar). — Eine kleine Rache:

Hypolyte Clairon. — Eine decorirte Sängerin: Vittoria Tesi. — Die Erfinder der Barcarole: Salv. Apolini. — Porpora in Dresden 1744. — Ein alter Musikantenvers. — Aus tiefem Dunkel. — Am Hörselberge: Joh. Wilh. Häßler.

Künstlermärchen und Malernovellen.

Zweite veränderte Auflage

der früher in 2 Bänden unter dem Titel „Aus der Künstlerwelt" erschienenen Sammlung.

Inhalt: Die fremde Schwester: van Eyck. — Treue Liebe: Hans Hemmling. — Der Rubensstuhl: P. P. Rubens. — Gemalte Blumen: Daniel Seghers. — Das Damastkleid: Jan Mabuse. — Die Todesprobe: David Teniers. — Das Bild des heiligen Martin: Anton van Dyck. — Madonna mit dem kranken Kinde: Hans Holbein. — Die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau: Lucas Cranach. — Die unbezähmte Widerspänstige: Albrecht Dürer. — Der arme Illuminist: Veit Gerhards. — Die beiden Marien: Johannes van Schorel. — Katharina Weytens: Hugo van der Goes. — Der furchtsame Martin: Martin von Hemskerken. — Wer wagt gewinnt: Rembrandt van Ryn. — Vater und Sohn: David und Cornelis de Hem. — Der Bildernarr: Ludgero Tomring. — Die Schattenriß-Schneiderin: Elisabeth Fischer. — Wozu das Fortlaufen gut: Claude Lorrain. — Das Weib des Giorgione.

Eleg. gebdn. ℳ 6,75.

Neue Künstlermärchen.

Eleg. gebdn. ℳ 6,75.

Inhalt: Vorübergeschwebt: Adele Grantzow. — Aus der Welt der Arbeit, die auf Schönheit geht: Städel'sches Museum. — Ein Atelier im Nahethal: C. und R. Cauer. — Schreibtisch-Reliquien: J. Dinglinger. — Ein Dom auf hohem Felsen: Limburg. — Stille Arbeit: Karl Greiner. — Aus einem Brautstrauß: A. Lwoff. — Lieder und Blumen. — Aus der Reliquienkammer eines Sammlers. — Was eine zerrissene Saite erzählt: A. Lwoff. — Vom Königssee. — Nachbarskinder. — Spielzeug von Berchtesgaden. — Von verstummten Harfen. — Getreu bis in den Tod. — Neue und alte Zaubergeigen: P. Nardini. — Ein kleiner Schuh: G. Thevenard. — Das Haus Gluck's. — Sie ist unmöglich: G. Mara. — Ein Erinnerungsblatt: F. v. Holstein. — Vom Katzen-Raphael: G. Mind. — Nach Italien: J. E. Ridinger. — Ein Genie am Pfluge: Mintrop. — Eine Silbermann'sche Orgel. — Mondscheinhaus: M. von Schwind. — Eine wunderliche Fuge: G. Teleman. — Ein Zeichenstift: J. Koch.